

Widerstand in Deutschland 1933-1945



Ein historisches
Lesebuch



Herausgegeben von
Peter Steinbach
und Johannes Tuchel

beck^{ische}
reihe

Dieses Lesebuch versammelt Texte und Bilder aus dem deutschen Widerstand. Von der privaten Tagebucheintragung über den Brief an Vertraute oder Freunde bis hin zur Flugschrift und zum politischen Entwurf. Die berühmten Persönlichkeiten des Widerstandes – Stauffenberg, Moltke oder die Geschwister Scholl – kommen darin ebenso zu Wort wie nahezu unbekannt gebliebene Frauen und Männer, die in der Auflehnung gegen die Diktatur ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben. Auf diese Weise ist ein sensibles und vielschichtiges Portrait des Widerstandes in Deutschland entstanden, das zugleich den Leser in seine Geschichte einführt.



Verlag C.H.Beck
Originalausgabe

ISBN 3-406-42082-6



9 783406 420825



DM 24.00
85 175.--

Dieses Lesebuch will einen Eindruck davon vermitteln, wer die Menschen waren, die in den Widerstand gegen den Nationalsozialismus gingen, welche Ziele sie hatten und welche Motive und Überzeugungen sie bewegt haben. Es beschränkt sich nicht nur auf den konservativen und militärischen Widerstand, sondern räumt auch einzelnen Persönlichkeiten wie Oskar Schindler oder Kurt Gerstein, Gruppen wie der «Roten Kapelle» und weithin unbekanntem Widerstandsgruppen aus der Bevölkerung den ihnen angemessenen Platz ein. Neben heute längst «klassische» Texte wie die Barmer Erklärung oder die Regierungserklärung von Carl Goerdeler und Ludwig Beck stellt es sehr persönliche und oft tief bewegende Selbstzeugnisse. Unveröffentlichte Dokumente, wie die Aussagen von Hans und Sophie Scholl nach der Verhaftung (in Auszügen), erhöhen den Wert des Bandes. So erschliesst die Lektüre dieses Lesebuches ein ebenso eindrucksvolles wie authentisches Bild des deutschen Widerstandes.

Peter Steinbach ist Professor für Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin und wissenschaftlicher Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

Johannes Tuchel, Dr. phil., ist Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

Von Peter Steinbach und Johannes Tuchel liegt im Verlag C.H. Beck vor: Lexikon des Widerstandes 1933-1945, BsR 1061, ²1998.

Mit 8 Abbildungen

Die 1. Auflage erschien 1994 als gebundene,
die 2. Auflage als broschurierte Ausgabe
ebenfalls im Verlag C.H. Beck

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Widerstand in Deutschland 1933-1945: ein historisches Lesebuch /
hrsg. von Peter Steinbach und Johannes Tuchel. –
3., durchges. Aufl. – München: Beck, 2000
(Beck'sche Reihe; 1282)
ISBN 3 406 42082 6

Eingelesen mit ABBY Fine Reader

Originalausgabe
ISBN 3 406 420826

Dritte, durchgesehene Auflage. 2000
Umschlagentwurf: Groothuis + Malsy, Bremen
Umschlagabbildungen:
Vorderseite (von links oben): Julius Leber, Sophie Scholl,
Theodor Neubauer, Dietrich Bonhoeffer, Liane Berkowitz,
Hilda Monte, Claus Schenk Graf v. Stauffenberg, Georg Elser

Rückseite (von links im Uhrzeigersinn): Helmuth Hübener,
Helmuth James Graf v. Moltke, Arvid Harnack, Carl Goerdeler

Sämtliche Fotos: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin,
mit Ausnahme von: Sophie Scholl: Foto Juergen Wittenstein

© C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1994
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt
Druck und Bindung: C.H.Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany

Inhalt

Zur Einführung	11
Editorische Vorbemerkung	20
I. Warnende Stimmen	23
Robert M. W. Kempner: Der verpasste Nazi-Stopp 25 – Kurt Schumacher: Der Appell an den inneren Schweinehund 28 – Theodor Wolff: Die Entschei- dungsschlacht 31	
II. Widerstand aus der Arbeiterbewegung	37
August Thalheimer: Gemeinsam zum Generalstreik 39 – KPD: Generalstreik gegen die faschistische Terror-Herrschaft 40 – Tony Sender: Nationalsozia- lismus und Frauen 41 – An die christlich-deutsche Arbeiterschaft 44 – Wil- helm Hoegner: Flucht vor Hitler 46 – Otto Wels: Freiheit und Leben kann man uns nehmen, unsere Ehre nicht! 51 – Felix Fechenbach: Wolf und Hund 55 – SAP: Grösste Vorsicht heisst aber nicht Passivität 57 – Rudolf Küster- meier: Der Rote Stosstrupp 60 – Anonym: Helft einst ihn lynchen 64 – Ernst Fraenkel: Der Sinn illegaler Arbeit 64 – Hermann Brill: Volksfront in Deutschland 71 – Marille Römer: Josef «Beppo» Römer 73 – Franz Jacob/ Bernhard Bästlein: Merkblatt für Bauarbeiter 78 – Theodor Neubauer: Hit- lers Krieg ist verloren! 80 – Anton Saefkow: Nichts entsteht auf dieser Welt ohne Kampf und ohne Opfer! 82	
III. Widerstehen von Christen	89
Dietrich Bonhoeffer: Die Kirche vor der Judenfrage 92 – Hermann Ehlers: Martin Niemöller im Konzentrationslager 98 – Die Barmer Erklärung 102 – Grundsätze für Verhalten bei polizeilichen Eingriffen 106 – Eberhard Bet- hge: Glaubensgehorsam, der quer steht zur Obrigkeit 108 – Marga Meusel: Die Aufgaben der Bekennenden Kirche an den evangelischen Nichtariern 112 – Der Druck polizeilicher Massnahmen 115 – Karl Barth: Der böse Blick der Riesenschlange 116 – Margarete Schneider: Der Prediger von Buchen- wald 118 – Julius von Jan: Ein Tag der Trauer 122 – Betr.: Terrorakte gegen Pfarrer und Pfarrhäuser 126 – Michael Kardinal Faulhaber/Konrad von Prey- sing: Katholische Ausgangslagen 129 – Bericht der Gestapo: Nieder mit Hit- ler! 134 – Rupert Mayer: Ich werde auch weiterhin in der von mir bisher geübten Art und Weise predigen! 136 – Clemens August Graf von Galen:	

Der Sohn Gottes weint 137 – Bernhard Lichtenberg: Ich fordere Rechenschaft 144 – Bernhard Lichtenberg: Kanzelverkündigung 146 – Dietrich Bonhoeffer: Nach 10 Jahren 146 – Dietrich Bonhoeffer: Brief an die Verlobte 151

IV. Gegen das Verbrechen – Widerstand im Krieg..... 155

Ulrich von Hassell: Eine wahre Schande! 157 – Max Joseph Grösser: Der Hilfsausschuss für die katholischen Nichtarier 159 – Anonym: Entlich können die Munition Fabrikanten ihr Geschäft wider machen 163 – Johann Georg Elser: Das Attentat vom 8. November 1939 164 – Otto und Elise Hampel: Freie Presse 169 – Hanno Günther: Das Freie Wort 171 – Helmuth Hübener: Ja, der gute, feiste Hermann 174 – Margarete Sommer: Bericht über die ‚Abwanderung‘ der Juden 176 – John Sieg: Offene Briefe an die Ostfront 179 – Stefan Hampel: Augenzeuge des Massenmords 184 – Kurt Gerstein: In der SS 186 – Max Benzler: Hitler ist Hunger und Tod 192 – Ilse Rewald: Berliner, die uns halfen 193 – Oskar Schindler: Bericht über Rettungsarbeiten 198

V. Kreisauer Gedanken 209

Helmuth James Graf von Moltke: Gegen den Triumph des Bösen 211 – Helmuth James Graf von Moltke: Die kleinen Gemeinschaften 215 – Otto Heinrich von der Gablenz: Staat und Ethos 221 – Helmuth James Graf von Moltke/Peter Graf Yorck von Wartenburg: Über die Grundlagen der Staatslehre 223 – Helmuth James Graf von Moltke: Schwerpunkte der Neuordnung 225 – Carlo Mierendorff und andere: Sozialistische Aktion 229 – Bestrafung von Rechtsschändern 231 – Weisungen an die Landesverweser 234 – Helmuth James Graf von Moltke: Wir haben nur gedacht... 238

VI. Die Weisse Rose 247

Aufruf an alle Deutsche! 249 – Sophie Scholl: Sie wissen nichts von einer Welt des Geistes 251 – Sophie Scholl: Ich für meine Person will mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun haben 253 – Hans Scholl: Soll ich Hochverrat begehen oder nicht? 258 – Alexander Schmorell: Politisches Bekenntnis 259 – Willi Graf: Jeder Einzelne trägt die ganze Verantwortung 262 – Willi Graf: Abschied 264 – Falk Harnack: Todesstrafe rechts in die Ecke 266 – Kurt Huber: Mein Handeln wird der Gang der Geschichte rechtfertigen 269

VII. Die Rote Kapelle 273

Egmont Zechlin: Meine Bekanntschaft mit Arvid Harnack 275 – Arvid Harnack: Was übrig geblieben ist, das sind Menschen, die einsam in der Welt umherirren 278 – Arvid Harnack: Die drei Wurzeln meiner Kraft 279 – Mildred Harnack: Ein Nationalsozialist ist ungefähr dasselbe wie ein Ku-Klux-

Klan-Mitglied 280 – Heinrich Scheel: Meine Bekanntschaft mit Harro Schulze-Boysen 282 – Harro Schulze-Boysen: Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk! 283 – Liane Berkowitz: Briefe an die Mutter 291 – Helmut Himpel und Maria Terwiel: Bleibt Euren Grundsätzen treu! 294

VIII. Wege zum 20. Juli 1944 299

Ludwig Beck: Aussergewöhnliche Zeiten verlangen aussergewöhnliche Handlungen! 301 – Carl Friedrich Goerdeler: Das Ziel 304 – Helmuth James Graf von Moltke und Ulrich von Hassell: Kontroversen im Widerstand 324 – Axel Freiherr von dem Bussche: Motive für den Widerstand 325 – Anne-dore Leber: Den toten immer lebendigen Freunden 329 – Henning von Tresckow: Das Attentat muss erfolgen, um jeden Preis 341 – Ludwig Beck/Carl Friedrich Goerdeler: Die Regierungserklärung 348 – Eugen Gerstenmaier: Der 20. Juli im Bendlerblock 362 – Friedrich Olbricht: Wir haben das Letzte gewagt 366

Quellen- und Abbildungsnachweise 373

Sind wir noch brauchbar?

Wir sind stumme Zeugen böser Taten gewesen, wir sind mit vielen Wasern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt, wir sind durch Erfahrung misstrauisch gegen die Menschen geworden und mussten ihnen die Wahrheit und das freie Wort oft schuldig bleiben, wir sind durch unerträgliche Konflikte mürbe oder vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar? Nicht Genies, nicht Zyniker, nicht Menschenverächter, nicht raffinierte Taktiker, sondern schlichte, einfache, gerade Menschen werden wir brauchen.

Wird unsere innere Widerstandskraft gegen das uns aufgezwungene stark genug und unsere Aufrichtigkeit gegen uns selbst schonungslos genug geblieben sein, dass wir den Weg zur Schlichtheit und Geradheit wiederfinden.

Dietrich Bonhoeffer

Zur Einführung

Am 20. Juli 1944 konnten die Gegner des nationalsozialistischen Deutschland nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen vor aller Welt ein Zeichen des anderen Deutschland setzen, indem sie Hitler zu töten versuchten. Zwar misslang der Anschlag des Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg auf das Leben Hitlers; dennoch symbolisiert das Attentat bis heute den Versuch, Hitlers Herrschaft aus eigener Kraft abzuschütteln. Stauffenberg handelte nicht im Interesse einer «kleinen Clique ehrgeiziger Offiziere», wie der mit einigen leichten Verletzungen davongekommene Diktator noch in der Nacht verkünden liess. Er handelte vielmehr als einer der wenigen Gegner Hitlers, die unmittelbaren Zugang zu ihm bekamen, stellvertretend für alle anderen Gruppen, mit denen er Verbindungen geknüpft hatte. Denn Stauffenbergs Tat darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass eine Vielzahl politischer Ziele den Widerstand motivierte und ihn über lange Jahre nationalsozialistischer Herrschaft lebendig erhielt – so sehr auch die Nationalsozialisten mit Gestapo und Sicherheitsdienst, mit Konzentrationslagern und gleichgeschalteter Öffentlichkeit und Rechtsprechung ihre Gegner einschüchterten und bei den meisten Deutschen Angst und Anpassung hervorriefen. Erst vor dem Hintergrund dieser Passivität und Anpassung wird der Widerstand gegen den Nationalsozialismus zur Besonderheit, zum Zeichen des Muts aus politischer Gegnerschaft, aus Mitmenschlichkeit, aus wohlverstandener Glaubensstreue oder auch nur aus einem ungebrochenen Empfinden für Sittlichkeit und Anstand.

Die NS-Führung errichtete ein totalitäres Regime und musste deshalb den Widerspruch all jener hervorrufen, die geistig unabhängig bleiben wollten. Sie wollte durch einen Krieg den «Lebensraum» ausweiten und stiess deshalb bei denjenigen auf Ablehnung, die wussten, dass Deutschland einen Krieg nicht siegreich beenden konnte. Sie wollte die «Judenfrage» endgültig lösen und entlarvte sich als ein menschenverachtendes, verbrecherisches Regime. Erlagen auch die meisten Deutschen dem Ein-

fluss der Propaganda, so suchten doch stets einige Anstand zu bewahren und die Grundsätze von Moral, Toleranz und Nächstenliebe zu praktizieren. Sie widersetzten sich der Gleichschaltung des öffentlichen Lebens und dem staatlichen Terror.

Die Hoffnung vieler Widerstandskämpfer richtete sich darauf, durch den Einsatz des eigenen Lebens ein Zeichen für die Zukunft zu setzen. In ihrer Einsamkeit und Furcht klammerten sie sich an diejenigen, die nach ihnen kamen. Helmuth James Graf von Moltke wünschte noch im Angesicht des Galgens, sein Sohn möge ihn eines Tages verstehen. Dabei wusste er: Dies «ist eine Frage der Gnade, nicht irgendeiner äusseren Beeinflussung».

Fünfzig Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, die der Widerstand nicht aus eigener Kraft erreichen konnte, ist dieser Gedanke besonders aktuell. Hinter uns liegen Diskussionen, in welchen die Deutung der Zeitgeschichte und die Auseinandersetzung mit den historischen Erfahrungen der Deutschen und ihrer Opfer zum Mittel politischer Auseinandersetzungen gemacht wurden. Diese Entwicklung erscheint deshalb als besonders ungut und vielleicht gar als gefährlich, weil die sechziger und siebziger Jahre einen weitgehenden Verlust historischen Wissens und Bewusstseins brachten.

Deshalb soll das vorliegende Lesebuch einen unmittelbaren Zugang zu den Menschen eröffnen helfen, die sich nicht nur an Programmen und Zielen orientierten, sondern im Widerspruch gegen den Nationalsozialismus ein ursprüngliches Zeugnis für die Unverzichtbarkeit einer menschenwürdigen Existenz abzulegen strebten. Gemeinsam war ihnen allen der Abscheu, den sie vor dem Nationalsozialismus empfanden, aber auch die Konsequenz, mit der sie ihren Weg zu Ende gehen wollten. Im Kampf gegen Hitler entwickelte sich bei ihnen eine Achtung vor dem Andersdenkenden, die niemanden ausschloss und die sich auch auf unabhängige Kommunisten erstreckte.

Das Lesebuch versucht – exemplarisch, aber natürlich ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit – die unterschiedlichen Welten des Widerstands zugänglich zu machen. Warnende Stimmen vor 1933 bilden den Anfang; viel zu wenige hörten auf diese.

Erste Gegner des Nationalsozialismus formierten sich vor allem in den Reihen der vielfach gespaltenen und zersplitterten Arbeiterbewegung. Ebenso unterschiedlich wie ihre Beweggründe waren die Ziele der

Männer und Frauen aus der Arbeiterschaft, die sich dem Nationalsozialismus entgegensetzten. Gemeinsam war ihnen jedoch der Wille, der Diktatur ein sozialistisches Gesellschaftsmodell entgegenzusetzen, das die «Fehler» der Weimarer Demokratie überwinden sollte. Diese Überlegungen lassen sich auch bei den Gruppen der Kriegszeit finden, die sich lange nach der Zerschlagung des kommunistischen Widerstandes 1937/38 vor allem nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion neu gebildet hatten, eigenständige Ziele verfolgten und keinesfalls blinde Gefolgsleute Stalins und seiner Herrschaft waren.

Das Widerstehen von Christen muss vor den unterschiedlichen Ausgangslagen des Jahres 1933 gesehen werden. Innerkirchliche Auseinandersetzung bei den Protestanten auf der einen, Abgrenzungs- und Verhandlungsbereitschaft der katholischen Kirche auf der anderen Seite markieren hier die Positionen. Festzuhalten bleibt, dass die Entscheidung zum Widerstand auch für den gläubigen Christen eine letztlich einsame Entscheidung blieb, bei dem ihm die Amtskirche nicht zur Seite stand. Dies lässt sich auch in den ausgewählten Lesestücken klar erkennen.

Auslöser für den aktiven Widerstand gegen die NS-Diktatur war für viele Oppositionelle das Wissen von den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen nach 1939 und vor allem seit 1941. Wer sich informieren wollte, war dazu in der Lage. Die im Kapitel «Gegen das Verbrechen – Widerstand im Krieg» abgedruckten Texte zeigen, wie genau viele Systemgegner über die Deportationen, Massenmorde und Gewaltverbrechen informiert waren, wie sehr dies ihren Hass auf die Diktatur stärkte und wie intensiv sie versuchten, die Bevölkerung in Deutschland über die Realität des Terrors zu informieren. Nicht vergessen werden darf dabei, dass viele dieser Flugblätter nur in Polizei- oder Gerichtsakten überliefert sind durch Deutsche, die sie bei der Polizei abliefern, weil sie eben nicht über die Verbrechen der Diktatur informiert werden wollten.

Weil viele Widerstandskämpfer über Grundformen des Staats und Grundanschauungen des Rechts nachdachten, erscheinen sie als Vertreter eines rechtsstaatlichen Verfassungsprinzips, welches sich zu Freiheit und Menschenwürde bekennt. Insbesondere die Mitglieder des Kreisauer Kreises hatten sich in Denkschriften und Referaten Gedanken über eine Nachkriegsordnung gemacht, zunächst sogar ohne völlige Einbeziehung in die Umsturzpläne der konspirativen Gruppen und Kreise. Ei-

niges davon spiegelt sich im Kapitel «Kreisauer Gedanken». Im Kreisauer Kreis trafen unterschiedliche Denktraditionen und Weltanschauungen zusammen. Protestanten und Katholiken, Sozialisten, Demokraten und Liberale strebten aus einer entschiedenen christlichen und humanistischen Grundhaltung heraus nach neuen Inhalten des politischen Lebens. In offenen Diskussionen setzten sie sich mit Vorstellungen ihrer Partner und Freunde auseinander und hofften, die «jetzige Erscheinungsform des Staates» zu überwinden. Dies wurde ihnen zum Verhängnis, denn der Präsident des «Volksgerichtshofes», Roland Freisler, warf ihnen vor, sich den Kopf des «Führers» «zerbrochen» zu haben.

Die innenpolitischen Überlegungen und Pläne des Kreisauer Kreises orientierten sich am Leitbild des mündigen Menschen, dem Staat und Wirtschaft zu dienen hätten. Allerdings konnte Freiheit nach seiner Auffassung nicht schrankenlos sein. Deshalb müsse Klarheit über Grenzen und Ziele des Staates und über die Rechte und Pflichten des Bürgers geschaffen werden. Recht sollte das Individuum schützen und Willkür begrenzen; auf diese Weise sollte allen Menschen unabhängig von ihrer politischen Einstellung eine menschenwürdige Existenz gesichert werden. Um der Willkür der Polizei und der Rechtsprechung durch Rechtsprechung ein Ende zu bereiten, forderten die Kreisauer, die «Rechtsschänder» in ordnungsgemässen rechtsstaatlichen Verfahren zur Verantwortung zu ziehen. Sie nahmen damit den Grundgedanken der NS-Strafverfahren vorweg.

Auch Widerstandskämpfer aus der Tradition der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und der Gewerkschaften konnten in Kreisau ihre Überlegungen zum Interessenausgleich zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zur Diskussion stellen. Sie fanden Kontakt zu den Vertretern der katholischen Soziallehre und einer Wirtschaftskonzeption, die Plan und Markt zu verbinden suchte. Für die Schaffung einer Einheitsgewerkschaft setzte sich vor allem der ehemalige hessische Innenminister Wilhelm Leuschner ein. Carl Friedrich Goerdeler und Ludwig Beck fanden bei den Mitgliedern des Kreisauer Kreises manchen Widerspruch; dennoch gelang es, in gegenseitigem Respekt die unterschiedlichen politischen Ideen zu erörtern und auf diese Weise ein gemeinsames Handeln zu ermöglichen. Die Einbeziehung der Sozialisten in die Dis-

kussionen zeigt, dass die alten politischen Fronten der Weimarer Zeit in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zumindest vorübergehend überwunden werden konnten.

Die Gruppe der Münchener Studenten der «Weissen Rose» ist nach 1945 unterschiedlich bewertet worden. Die hier abgedruckten Texte zeigen, wie politisch motiviert diese Gruppe tatsächlich war und mit welchen Beweggründen sie sich gegen den Nationalsozialismus wandte. Die Auszüge aus den Verhören von Hans und Sophie Scholl, die hier erstmals abgedruckt werden, wurden über Jahrzehnte hinweg vom Ministerium für Staatssicherheit der DDR der Wissenschaft und der Öffentlichkeit vorenthalten. Auch Forschern aus der DDR blieben diese Akten, ja sogar ihre Existenz verschlossen. Vermutlich wäre es bei einer Öffnung dieser Akten nicht länger möglich gewesen, Hans und Sophie Scholl «an der Seite der Roten Armee» zu präsentieren. Die politische Grundsatzerklärung von Alexander Schmorell gehört zu einem Aktenbestand über die Prozesse der Weissen Rose im Sonderarchiv Moskau. Auch die Existenz dieser Akten wurde früher geleugnet, heute sind sie der Forschung zugänglich.

Der Abschnitt über die Rote Kapelle versucht einige Facetten dieser Gruppe, die als integraler Bestandteil des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus gesehen werden muss, darzustellen. Auf die Fehlinterpretationen dieser Gruppe als eines «kommunistischen Agentenringes» haben die Herausgeber an anderer Stelle wiederholt aufmerksam gemacht. Die hier vorgestellten Dokumente sollen vor allem einen Einblick in die Breite der weltanschaulichen Motivationen dieser Gruppe geben.

Die Erfahrung des Unrechts und die Ablehnung des Krieges weckten eine Oppositionshaltung, die schliesslich in aktiven Widerstand mündete. Mittelpunkt des nationalkonservativen Widerstands und der Gruppen, die als «Wege zum 20. Juli» begriffen werden können, waren Generalstabschef Ludwig Beck und der ehemalige Leipziger Oberbürgermeister Carl Friedrich Goerdeler. Beide waren durch ihre Zeit geprägt und teilten deshalb viele Anschauungen der Nationalkonservativen. Wie andere Mitverschwörer, die anders als Kommunisten und Sozialdemokraten von Anbeginn gegen die Nationalsozialisten gekämpft oder frühzeitig, wie die Anhänger der evangelischen Bekennenden Kirche, eine Gegenposition bezogen hatten, mussten sie vielfach Vorstellungen der

Nationalsozialisten überwinden, die sie ursprünglich geteilt haben mochten. So gilt etwa Goerdeler bis heute manchen als ein ‚Reaktionär‘. Dieses Bild ist jedoch in beiden Teilen Deutschlands korrigiert worden. In der Geschichtswissenschaft der DDR wurde der Kampf Goerdelers und Becks gegen den Krieg anerkannt, während die westdeutschen Historiker den Widerstand der nationalkonservativen Opposition als Alternative zum NS-Regime würdigen und ihre Vorstellungen zur europäischen Neuordnung, ihre Verpflichtung auf die «vollkommene Wiederherstellung der Majestät des Rechts» hervorheben.

Die innenpolitischen Ziele des konservativen Widerstands waren konkreter als die Grundvorstellungen der Kreisauer und orientierten sich an ständischen Zielen und den Normen des deutschen Obrigkeitsstaates. Wenn auch diese Pläne häufig nicht mit den Grundlagen der Demokratie übereinstimmten, so darf doch nicht übersehen werden, dass der konservative Widerstand von dem Wunsch getragen war, das Unrecht zu beseitigen und rechtsstaatliche Verhältnisse wiederherzustellen. Aussenpolitisch stand er deutlich in der Kontinuität des Nationalstaates und der traditionellen Überzeugung, dass das Deutsche Reich seine Interessen machtbewusst nach aussen vertreten müsse. Daneben orientierten sich aber einzelne Widerstandskämpfer an einer neuen, den Nationalstaat überwindenden gesamteuropäischen Ordnung, die sogar den Gedanken einer europäischen Konföderation vorwegnahm. Vor allem die Kreisauer hofften, Kriege in Europa durch eine neue Friedensordnung für immer abschaffen zu können.

Die Erinnerung an die vielschichtigen Motive, Haltungen, Handlungen und Handlungsfolgen erschliesst erst die volle Bedeutung der Widerstandsgeschichte für uns Nachlebende. Deshalb muss das Erbe des Widerstands bewahrt und die Nachkriegsgesellschaft weiterhin in seinem Geist geprägt werden – sicherlich nicht ausschliesslich, aber doch zu einem guten Teil. Denn zum einen wurden im Kampf gegen den Terror Massstäbe der politischen Gemeinsamkeit, des Respekts vor dem Menschen und der Verpflichtung des Gewissens entwickelt. Zum anderen gilt, dass die Unkenntnis des Schrecklichen den Schrecken erneut ermöglichen kann. Dies hat nichts damit zu tun, dass sich die Deutschen immer wieder selbst anklagen sollen, wie es eine deutschnationale Presse unablässig zu behaupten versucht. Sondern diese Haltung ist

Ausdruck des Mutes, sich selbst und seiner Vergangenheit standzuhalten. In der Vergangenheit entfaltet sich ein guter Teil der deutschen Identität, so desillusionierend sie in vielem auch erscheinen mag.

Auch die Widerstandskämpfer handelten als Deutsche, und zwar gerade indem sie sich von der Politik ihrer eigenen Gegenwart distanzieren. Sie machten keinen Frieden mit ihrer Umwelt und ihren Zwängen, ihren Mehrheiten und ihren Werten, sondern bezogen sich auf höhere Massstäbe einer rechtlich verfassten Ordnung. Diese Prinzipien wurden zu Maximen des Handelns und ermöglichten es den Gegnern Hitlers, seinen Schergen sogar in der Stunde äusserster Erniedrigung standhaft und aufrichtig entgegenzutreten.

Ihr Beispiel kann zeigen, dass der kritische Zugang zu Politik und Geschichte kein Anzeichen armseliger Demut ist. Trauerarbeit bedeutet nicht Unterwerfung, sondern kann zur Stolzarbeit werden – in dem Sinne, dass wir die Hypotheken der Geschichte ehrlich tragen und die aus der Vergangenheit resultierenden Verpflichtungen und Ansprüche aushalten, uns ihnen stellen und mit der Last der Geschichte ganz bewusst die Zukunft gestalten. Dabei geht es nicht allein um die grosse Politik, sondern viel stärker um die Menschen, die unter deutschen Nationalsozialisten litten und mit dem Leben ihrer Liebsten und persönlicher Qual für Wahnideen zahlten.

Im Willen der Widerstandskämpfer, sich der Last der Geschichte zu stellen – wie er etwa in den Besprechungspunkten des Oberst Stauffenberg deutlich wird («Selbstabrechnung mit Verbrechern am Volk; Wiedergewinnung von Ehre, Selbstachtung und Achtung») –, liegt ein Vermächtnis, auf das wir uns am 20. Juli 1994 besinnen sollten. Erinnerung an den Widerstand eignet sich nicht, um das politische Handeln und Wollen einzelner Parteien, Bewegungen und Gruppen in aktuellen Auseinandersetzungen zu legitimieren. Die Erinnerung an eine schwarze und zugleich hoffnungsvolle Stunde deutscher Geschichte kann hingegen ins Gedächtnis rufen, wie drängend und folgenreich Gefährdungen und Selbstgefährdungen von Nationen und Menschen werden können, wenn die freiheitliche Lebensform mit Pluralität, Respekt vor dem Andersdenkenden, Toleranz und schliesslich Mitmenschlichkeit in Frage gestellt wird.

Wer immer an den Widerstand erinnert, darf nicht vergessen, wogegen er sich richtete und was er prinzipiell verkörperte. Auffallend ist sein

Zukunftsoptimismus: Dieser verhinderte, wie Dietrich Bonhoeffer schrieb, die «Zukunft dem Gegner (zu überlassen)», und gestattete, sie «für sich in Anspruch zu nehmen». Auffallend ist aber auch der Wille, den Grundtendenzen der Menschenverachtung zu widerstehen, wie es Bonhoeffer in seinem Rückblick «Nach zehn Jahren» im Gefängnis Tegel beschrieb.

Die Beschäftigung mit dem Widerstand scheint sich immer wieder aufzuzwingen, weil die Lebens- und Leidensgeschichte derjenigen, die sich vor den Zumutungen passiven Gehorsams, blinder Gefolgschaft und einer teuflischen Verstrickung in nationalsozialistische Verbrechen bewahren konnten und eher den Tod erleiden wollten, als zu erliegen und schuldig zu werden, bis heute Respekt abnötigt. Hier werden die Dimensionen menschlicher Grösse sichtbar, die aus Verantwortung, Gewissen und Mitmenschlichkeit resultieren. Das Handeln der Regimegegner ist nicht der Ausdruck eines blinden Aktivismus, einer politischen Entfremdung der Gemeinschaft gegenüber, die nach Aristoteles gerade den Menschen zum politischen Wesen macht, nicht eines Misstrauens oder einer «Zersetzung», wie die Nationalsozialisten immer wieder betonten. Vielmehr lässt sich in ihren Maximen das Wesen einer menschenwürdigen Politik erkennen, die Individuum und Staat in gleicher Weise bindet. Die Auseinandersetzung mit dem Widerstand eignet sich deshalb auch nicht zur Ausgrenzung, sondern vor allem dazu, die Voraussetzungen politischer Gemeinschaft immer neu in das Gedächtnis zu rufen. Darin liegt seine Bedeutung und seine unvergängliche Herausforderung an uns. Die Beschäftigung mit dem Widerstand ist deshalb auch nicht durch den Erwerb von Kenntnissen und die Erschliessung immer neuer Felder der Widerständigkeit zu rechtfertigen, sondern durch die Auseinandersetzung mit seinen Grundlagen. Sie verweisen auf eine Gesellschaft, die ihre politischen Grenzen akzeptiert.

Die Geschichte des Widerstands ist so ein Exempel politischer Philosophie und strahlt durch die enge Verbindung zwischen Denken und Handeln, zwischen Wollen und Tun in einer Weise aus, die jeden, der sich auf die Schicksale, Motive und Ziele seiner Männer und Frauen einlässt, in den Bann zieht.

«Bei der Begegnung mit uns», schrieb Alfred Delp, «muss man spüren, dass wir uns weder überflüssig noch unterlegen wissen, dass es uns gar nicht darauf ankommt, um jeden Preis ein paar Lebenstage länger,

dazusein, dass es aber wohl darauf ankommt, um jeden Preis so zu sein, wie wir sind.» Dies sind «Gedanken ohne die Absicht der Gewalt», wie Moltke nach seiner Verurteilung an seine Frau schrieb, und weil sie gewaltlos sind, bezwingen sie jeden.

Die Widerstandskämpfer mochten ihre Hilflosigkeit und die Situation abgesprochener Würde als das Vorfeld eines Todes empfinden, den sie als «schmählich» bezeichneten. Sie gingen aufrecht und unter Bewahrung ihrer Würde in den Tod, den ihnen andere zuerkannten, und prägten so ihre Nachwelt, die mit ihrem Tod leben und ihn mittragen musste. Moltke beklagte die «Schmählichkeit» seines Todes als das «Schlimmste»: «Er wird nicht zur Kenntnis genommen, und die Verwandten vertuschen ihn» – aus Furcht, aus Todesangst, aus Beugsamkeit, die menschlich ist. Erinnerung kann diesem Tod die Schmählichkeit nehmen, die Moltke beklagte. Insofern liegt es an uns und unserer Auseinandersetzung mit dem Widerstand, ob nur in den «von Hitler tyrannisierten Ländern [...] der gemeine Verbrecher eine Chance [habe], als Märtyrer angesehen zu werden» oder ob es, wie Moltke beklagte, «bei uns anders» ist: «Selbst der Märtyrer kann sicher sein, als gewöhnlicher Verbrecher zu gelten.» Dieses Urteil haben wir in der Hand und sind deshalb für das Bild verantwortlich, welches wir in der Öffentlichkeit, in der Erziehung, in unseren Gesprächen vom Widerstand entfalten. Ansprüche lassen sich daraus nicht ableiten, sondern Herausforderungen an uns, vielfältigen Schicksalen, Leistungen und Bewährungen den Respekt zu zollen, den sie verdienen. Nein: der Tod der Widerstandskämpfer war nicht sinnlos, wenn wir uns mit ihnen beschäftigen – mochten die Nationalsozialisten in ihren Mordtaten auch Abschreckungsmittel sehen, so stehen die Widerstandskämpfer heute als Menschen vor uns, die beispielhaft die Substanz jeder menschenwürdigen politischen Ordnung belegen und verteidigen, ja mehr: die jede Ordnung erst zu einer guten Ordnung werden lassen.

Berlin, im April 1994

*Peter Steinbach
Johannes Tuchel*

Editorische Vorbemerkung

Die vorliegende Sammlung ist eine Auswahl der Herausgeber und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie will vielmehr aus der Fülle der Zeugnisse des deutschen Widerstandes einen Eindruck von seinen vielfältigen Motiven und Zielen, vor allem aber auch von den Menschen selbst vermitteln, die für den Kampf gegen den Nationalsozialismus ihr Leben gewagt haben.

Die Geschichte des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus ist in vielen Fällen nur durch die Zeugnisse der Verfolger, durch Gestapo-Protokolle oder Gerichtsakten überliefert. Auf derartige Quellen wurde fast vollständig verzichtet; hier sollen vielmehr diejenigen zu Wort kommen, die der Nationalsozialismus verstummen lassen wollte.

Briefe aus der Haft wurden aufgenommen, wenn sie für die weltanschauliche Motivation der Einzelnen von Bedeutung waren. Aber auch hier gilt, dass die besonderen Entstehungsbedingungen derartiger Briefe im Hintergrund mitzubedenken sind.

Auf umfassende biographische Angaben konnte verzichtet werden, da im Beck-Verlag von den Herausgebern gleichzeitig ein Lexikon des Widerstandes erschienen ist, das biographische Artikel zu den Personen enthält, deren Selbstzeugnisse hier vorgestellt werden.

Kürzungen sind in den Dokumenten mit eckigen Klammern gekennzeichnet. In einigen Fällen wurden Zeichensetzung und Rechtschreibung verbessert bzw. der heutigen Schreibweise angeglichen. Soweit möglich, wurden sämtliche Quellen am Original überprüft.

Die Herausgeber danken allen Institutionen und Privatpersonen, die Druckgenehmigungen für diesen Band gegeben haben. Ein besonderer Dank gilt dem Beck-Verlag, insbesondere Herrn Dr. Detlef Felken, dem Bundesarchiv, Christiane Moll und Dr. Hans Coppi für vielfältige Hinweise sowie für die Unterstützung bei der Zusammenstellung und Realisierung des Bandes Geertje Andresen, Ulrike Hett und Gudrun Laue.

Das Buch wurde an der Forschungsstelle Widerstandsgeschichte erarbeitet, die mit erheblicher Unterstützung der Volkswagen-Stiftung gemeinsam von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand und der Freien Universität Berlin getragen wird. Für Hinweise auf die korrekte Zuschreibung eines Dokumentes danken wir Prof. Dr. Barbara Koehn, Universität Rennes, herzlich.

I.

Warnende Stimmen



Theodor Wolff mit Albert Einstein

Lange Zeit unterschätzten die demokratischen Kräfte der Weimarer Republik die Gefährlichkeit der NSDAP. Hitlers Aufstieg begann mit dieser Unterschätzung. Die Auseinandersetzung mit der NSDAP setzte deshalb sehr spät ein und wurde von staatlicher Seite oftmals nur halbherzig geführt. Eine wirksame Bekämpfung der NSDAP durch die Regierungen der Weimarer Republik fand nicht statt. Allein die Parteien der demokratischen Mitte (Deutsche Demokratische Partei, Zentrum), die Sozialdemokratische Partei und die Kommunistische Partei nahmen von Anfang an gegen den Nationalsozialismus Stellung. Da die Sozialdemokraten von den Kommunisten jedoch als «Sozialfaschisten» angefeindet wurden, die Sozialdemokraten den Kommunismus andererseits als totalitären Zwillingsbruder des Nationalsozialismus betrachteten, kam es nicht zu einer gemeinsamen Abwehrfront. Nur wenige Politiker und Schriftsteller erkannten die Gefahr, die der ersten deutschen Demokratie durch den Nationalsozialismus drohte.

Robert M. W. Kempner

Der verpasste Nazi-Stopp

Die entscheidend vom Zentrum und von der SPD getragene preussische Regierung bemühte sich, mit rechtsstaatlichen Mitteln gegen die NSDAP vorzugehen. Im Sommer 1930 entstand im preussischen Innenministerium unter der Federführung von Robert M. W. Kempner eine Denkschrift über die «NSDAP als staats- und republikfeindliche, hochverräterische Verbindung». Die preussische Regierung unter Otto Braun legte das Material der Reichsregierung mit der Empfehlung vor, beim Oberreichsanwalt ein Verfahren gegen die NSDAP einzuleiten. Reichskanzler Heinrich Brüning (Zentrum), der ebenso wie Kempner nach 1933 in die Vereinigten Staaten emigrieren musste, unternahm jedoch nichts. In der Denkschrift von 1930 hiess es:

Die so gekennzeichnete Kampfweise der NSDAP richtet sich – im Ganzen genommen – gegen die verfassungsmässige parlamentarisch-demokratische republikanische Staatsform des Deutschen Reiches und der deutschen Länder. Wenn das Gesetz zum Schutze der Republik der verfassungsmässigen Staatsform Schutz gewährt, so will es in dieser nicht nur einbegriffen sehen die durch die einzelnen Verfassungsbestimmungen erfolgte rechtliche Ausgestaltung der äusseren Verfassungsform etwa dergestalt, dass nur solche Angriffe von ihm getroffen würden, welche die gegenwärtig geltende Verfassung in rein rechtlicher Beziehung als mangelhaft, ungerecht oder unheilvoll verurteilen; der Schutz erstreckt sich vielmehr unter der gewählten Bezeichnung auf *den Ideen- und Gedankenkreis, der in der geltenden Verfassung seinen rechtlichen Niederschlag gefunden hat, in der Ausprägung, die er durch die verfassungsmässig berufene Regierung auf Grund der Verfassungsbestimmungen unter der Billigung der massgebenden Volkskreise in der praktisch politischen Betätigung erhalten hat*. Denn der Gesetzgeber verfolgt praktische Zwecke. Solchen würde es aber nur wenig entsprechen haben, wenn er lediglich der äusseren Rechtsform der Verfassung, soweit sie unmittelbar den Gegenstand von Angriffen bildet, Schutz gewähren wollte; erfahrungsgemäss sind Angriffe solcher Art ohne tiefere Wirkung auf weitere Volkskreise. Sie sind auch nur ausnahmsweise dazu angetan, den Geist der Auflehnung und die Neigung zu Gewalttätigkeiten hervorzurufen, auf deren Bekämpfung es dem Gesetzgeber bei dem Erlass des Schutzgesetzes gerade ankam. *Unter der verfassungsmässig festgestellten republikanischen Staatsform des Reiches ist vielmehr die deutsche Republik zu verstehen, wie sie sich auf der Grundlage der Verfassung tatsächlich entwickelt hat und betätigt*.

Gegen die republikanische Staatsform in diesem Sinne wollen die Nationalsozialisten ankämpfen, wenn sie von der «jüdischdurchsetzten Deutschen Republik», von der «Geldsackrepublik», von dem Staat, dem es darum gehe, die Staatsbürger «bewusst zu belügen und zu betrügen», von der Demokratie und der Republik, die die «Schuld an dem Unglück» tragen, sprechen, oder wenn sie die Republik als Werk von «Verbrechern» hinstellen, wenn sie zum Ausdruck bringen, dass es zu ihrem Wesen gehöre, den «Schutz des wahrhaft deutschen Volkstums» und die «nationale Ehre und Würde» zu vernachlässigen, dass sie eine «tödliche

Unordnung» darstelle, und dass man sich ihr überhaupt nur zu fügen brauche, wenn es gar nicht mehr anders gehe. Zur verfassungsmässig festgestellten Staatsform in diesem Sinne gehören auch alle ihre wesentlichen Kennzeichen, also diejenigen in der Verfassung niedergelegten Einrichtungen, in denen der republikanische Gedanke seinen besonderen Ausdruck findet.

Die Beschimpfung, Verleumdung und Herabsetzung der Deutschen Republik, ihrer Repräsentanten, Symbole und charakteristischen Einrichtungen stellen nach Zahl, Art und Urheber ein planmässiges, gegen die Grundlagen der staatlichen Ordnung gerichtetes Vorgehen dar, das bewusst darauf abzielt und auch geeignet ist, die verfassungsmässige Staatsform in dem erörterten weiteren Sinne zu erschüttern und so den Boden für den von der NSDAP geplanten völligen Umbau der verfassungsmässigen Zustände vorzubereiten. Die gesamte Tätigkeit der NSDAP in ihrer Presse, in ihren Versammlungen, in ihrer Propaganda, in der Tätigkeit ihrer Abgeordneten in den Reichs-, Länder- und Gemeindeparlamenten ist bewusst, planmässig und hartnäckig diesem Ziel gewidmet. Damit kennzeichnet sich dieses Vorgehen als Untergraben im Sinne von §4 Ziff. 1 Republikenschutzgesetz. *Untergraben* verlangt ein nicht überstürztes planvolles Handeln, das die Grundlagen der staatlichen Ordnung und ihre Verteidigungsmittel allmählich so erschüttert, dass eine erhöhte Gewähr für den Erfolg des Schlussangriffs besteht. Welcher Angriffsmittel sich eine in dieser Weise vorgehende, die Beseitigung der Verfassung erstrebende Verbindung im Laufe der fortschreitenden Entwicklung bedient, hängt naturgemäss jeweils von den Erfordernissen der augenblicklichen Lage ab. Jedenfalls gehört zum «Untergraben» weder eine gewaltsame noch eine unterirdische sog. Maulwurfstätigkeit. Untergrabend kann vielmehr jede eine gewisse Dauer in sich schliessende Tätigkeit sein, mag sie, für sich betrachtet, gesetzlich oder ungesetzlich sein. Für die vorliegende Betrachtung ist es daher auch unerheblich, ob die einzelnen Angriffe, für sich betrachtet, schon den Tatbestand einer strafbaren Handlung insbesondere nach § 5 Abs. 1 RepSchGes erfüllen oder nicht.

Das als Untergraben der verfassungsmässig festgestellten Staatsform erörterte Verhalten stellt im Übrigen nicht etwa Seitensprünge einzelner Mitglieder der NSDAP dar, sondern wird gerade von den massgeblichen Führern und Organen der Partei in ständiger Wiederholung geübt. Es

muss daher der Partei als solcher zur Last gelegt werden und kennzeichnet sich damit als *Bestrebung* der Partei im Sinne des §4 Ziff. 1 des RepSchGes. Dass es sich dabei um ein Verhalten handelt, das – selbstverständlich – nicht in der Satzung ausdrücklich als Bestreben der Partei genannt ist, spielt ebensowenig eine Rolle, wie der Umstand, dass es auch nicht das alleinige und nicht das Endziel der Partei ist.

Die NSDAP ist hiernach eine Verbindung, die die Bestrebung verfolgt, die verfassungsmässig festgestellte republikanische Staatsform zu untergraben. Da sie – wie zu II erörtert – gleichzeitig eine staatsfeindliche Verbindung im Sinne von § 129 StGB darstellt, fällt sie unter die Bestimmung des §4 Nr. 1 RepSchGes., wonach die Teilnahme an einer solchen Verbindung mit Gefängnis nicht unter 3 Monaten bestraft wird.

Die NSDAP erstrebt seit ihrer Gründung die gewaltsame Änderung der Verfassung des Deutschen Reichs. Schon in seiner Schrift «Mein Kampf» schreibt Hitler, dass es nicht angehe, an einem bestehenden Zustand positiv mitzuarbeiten. Die von ihm aufgezeigte Weltanschauung müsste im Gegenteil die Verpflichtung in sich fühlen, diesen «mit allen Mitteln [!] zu beseitigen und seinen Umsturz vorzubereiten».

Kurt Schumacher

Der Appell an den inneren Schweinehund

Der NS-Propagandachef Joseph Goebbels bezeichnete im Reichstag im Februar 1932 die Sozialdemokraten als «Partei der Deserteure». Der Sozialdemokrat Kurt Schumacher, im Ersten Weltkrieg schwer verwundet, antwortete Goebbels am 23. Februar 1932:

Es hat keinen Zweck, gegen die Ungeheuerlichkeiten, die aus dem Munde der Herren Goebbels und Strasser kamen, mit einem formalen Protest anzugehen. Diese Dinge sind ja nur Teile eines ganzen Systems der Agitation. Wir wenden uns dagegen, auf diesem Niveau moralischer und intellektueller Ver lumpung und Verlausung zu kämpfen. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten. – Glocke des Präsidenten.)

Präsident Löbe: Herr Abgeordneter Dr. Schumacher, ich rufe Sie zur Ordnung!

Dr. Schumacher (SPD): Das deutsche Volk wird Jahrzehnte brauchen, um wieder moralisch und intellektuell von den Wunden zu gesunden, die ihm diese Art Agitation geschlagen hat. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Als Vertreter der marxistischen Arbeiterbewegung betone ich mit Stolz, dass System und Politik des Marxismus derartige persönliche Schmutzigkeiten immer ausgeschlossen haben. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.)

Eine Auseinandersetzung ist schon darum nicht möglich, weil wir in dem Nationalsozialisten nicht das gleiche Niveau achten können. Wir sehen keinen Gegner, mit dem wir die Klinge kreuzen könnten. Ausserdem lehnen wir es gerade bei dieser Frage grundsätzlich ab, die sozialdemokratische, durch Opfer an Gut und Blut erhärtete Politik in nationalen Fragen vor solcher Art Kritikern zu rechtfertigen. Den Herren fehlen die politischen Kenntnisse, denn die meisten von ihnen beschäftigen sich erst zwei oder drei Jahre mit Politik, so dass ihnen das alles fern liegen muss. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.)

Die Herren bringen auch keinerlei Voraussetzungen mit, um ein kritisches Urteil über uns abgeben zu können. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.)

Die ganze nationalsozialistische Agitation ist ein dauernder Appell an den inneren Schweinehund im Menschen. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten. – Grosse Erregung bei den Nationalsozialisten. – Glocke des Präsidenten.)

Präsident Löbe: Herr Abgeordneter Dr. Schumacher, ich bitte Sie, solche Wendungen nicht zu gebrauchen. Im Übrigen bitte ich Sie, mit diesen Dingen zum Schluss zu kommen.

Dr. Schumacher (SPD): Wenn wir irgendetwas beim Nationalsozialismus anerkennen, dann ist es die Tatsache, dass ihm zum erstenmal in der deutschen Politik die restlose Mobilisierung der menschlichen Dummheit gelungen ist. Ich kann Ihnen ein kleines persönliches Beispiel dafür geben. Ich bin im Dezember 1914 verwundet worden. Von der Führung der württembergischen Nationalsozialisten ist systematisch die Nachricht verbreitet worden, ich hätte mich selbst verstümmelt. (Lebhafte Rufe bei den Sozialdemokraten: Pfui!)

Drei dieser Leute sind bereits gerichtlich verurteilt. Zwei davon sind

nationalsozialistische SA-Leute, einer ist Sturmführer. Aber diese Untermenschen sind heute noch Kameraden von diesen Leuten (zu den Nationalsozialisten). [...]

Man kann ja den Herren Nationalsozialisten diese politische Methode nicht verübeln. Diese Methode ist ja erwachsen aus dem völligen Fehlen jeder geistigen und wissenschaftlichen Fundierung der Bewegung. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Beispielsweise ist das einzige Stück Sozialismus in dem nationalsozialistischen Programm darin zu sehen, dass sie fremdes geistiges Eigentum entschädigungslos expropriert haben. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.) Herr Dr. Goebbels hat sich hier als ein grosser Leitartikel gebärdet, und er ist doch nur ein missratenes kleines Feuilleton. (Sehr gut! und grosse Heiterkeit bei den Sozialdemokraten.) Wir wollen mit dem Herrn Dr. Goebbels über Fragen des Krieges nicht streiten. Der Herr Dr. Goebbels bringt dafür so viel wie etwa der Herr Frick zu einer Unterhaltung über seine Kriegserlebnisse. (Sehr gut!) Und Herr Kaufmann kann uns einiges davon erzählen, wie man Orden und Ehrenzeichen bekommt. (Erneutes lebhaftes: Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.) Diese Partei dort drüben steht ja überhaupt zum grössten Teil unter der Führung von Leuten, die sich im Krieg um ihre Militärflicht gedrückt haben. (Sehr wahr!)

Diese Leute wollen zu deutschen Frontsoldaten reden, diese Leute sagen bombastisch: «Wir deutschen Frontsoldaten», aber diese Leute waren, wie Herr Karpenstein, zu Beginn des Krieges elf Jahre alt. Nicht anders war es bei Herren wie Dr. Frank II und ähnlichen Geistern.

Ich stelle hiermit fest: Von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion haben im Krieg 73 Prozent aktiv gedient. Von den Herren Nationalsozialisten haben 77 den Krieg mitgemacht; davon aber beinahe die Hälfte als Offiziere, ein anderer Teil wurde erst 1918 eingezogen und ist nicht mehr ins Feld gekommen. (Hört! Hört!)

Abschliessend sage ich den Herren Nationalsozialisten: Sie können tun und lassen, was sie wollen, an den Grad unserer Verachtung werden sie niemals heranreichen. (Lebhafter und anhaltender Beifall bei den Sozialdemokraten. Lärm bei den Nationalsozialisten.)

Theodor Wolff

Die Entscheidungsschlacht

Der liberale Chefredakteur des «Berliner Tageblattes», Theodor Wolff bekämpfte in seinen Leitartikeln immer wieder scharf die nationalsozialistische Agitation. 1933 musste er deswegen emigrieren. Im Mai 1942 wurde er von italienischer Polizei festgenommen. Theodor Wolff starb am 23. September 1943 im Berliner Jüdischen Krankenhaus. Vor den Reichstagswahlen am 31. Juli 1932 hatte er geschrieben:

Wähler und Wählerinnen, ihr habt heute vielleicht zum letzten Male die Möglichkeit, selbst über euer Schicksal, über das Schicksal Deutschlands und über euer eigenes, zu bestimmen. Wenn heute der Nationalsozialismus triumphiert und von nun ab noch mehr als bisher schon der mit ihm verbündeten Reaktion seinen Willen diktieren kann, dann werdet ihr, solange diese Herrschaft dauern wird, nicht mehr zur Wahl gehen, nicht mehr eure Meinung in die Waagschale werfen dürfen – dann wird man die letzten Reste eurer Freiheit und eurer Bürgerrechte zerschlagen und, mit den brutalen Mitteln, die ihr kennt, euch zu dumpfem Gehorsam, zu schweigender Unterwerfung zwingen. Die deutsche Republik hat, wie Simson, zu lange geschlafen, man hat ihr schon mehr als eine Locke weggeschnitten und ihr recht hübsche Fesseln angelegt. Aber euer Einzelwohl, euer ganz privates Wohlergehen, ist in diesem Kampfe nicht weniger bedroht als die Staatsidee. Vielleicht sagt mancher achselzuckend: «Was kümmert mich der Staat?» und spottet erhaben über die Abgeschmacktheit eines Freiheitsideals. Aber schreckt nicht auch den der Gedanke an ein Regiment des entfesselten Dilettantismus und der rohen Gewalt? Wenn heute allzu viele schlafen sollten, dann würde wohl jeder von diesen egoistischen Schläfern rauh geweckt werden und bald am eigenen Leibe verspüren, wohin er geraten ist. Nicht nur für den schon gebundenen Verfassungsstaat, sondern für jeden, der missfällt und dessen Person oder dessen Geistesrichtung nicht in das neue Bild hineinpasst, würde es heißen: «Philister über dir!»

Dass es die Nationalsozialisten in der heutigen Wahl zu einer Mehr-

heit bringen werden, wird nicht angenommen. Ob sie zusammen mit Hugenberg's Deutschnationalen und den Überbleibseln der anderen Rechtsparteien die Majorität haben werden, ist nicht vorauszusehen. Der Kanzler dieser Koalition müsste Hitler oder einer seiner Paladine sein. Der Sieg kann dem anstürmenden Bunde entgehen, wenn die Freunde der Ordnung und der Freiheit vollzählig auftreten, und wenn auch ihr, Wähler und Wählerinnen, nicht eure Pflicht versäumt. Gewiss würde eine Linksmehrheit, zu der die Kommunisten gehören, eine Regierung nicht aufstellen können. Immerhin würde, und das ist für den Augenblick die Hauptsache, sie dem Rechtsradikalismus den parlamentarischen Weg zur Alleinherrschaft versperren. Wahrscheinlich würde dann versucht werden, das Zentrum für die tätige oder untätige Unterstützung einer nicht zu unmässigen Rechtsregierung zu gewinnen. Kein leichtes und aussichtsvolles Unternehmen, da die Anführer des Hakenkreuzzuges ihre Gläubigen mit zu herrlichen Versprechungen berauscht haben und Mässigkeit eine vom Nationalsozialismus abgeschworene Tugend ist. Das Kabinett Papen, haben schlaue Rechner versichert, wird die Kommunistische Partei verbieten, die kommunistischen Abgeordneten von ihren Reichstagsbänken vertreiben, und damit wird es, ganz einfach, die Linke schwächen und die Rechtsmehrheit erlangen. Gar nicht einfach, da es zwar die Kommunistische Partei verbieten könnte – eine Absicht, die Herr von Papen übrigens von sich weist –, aber nicht, ohne einen zum Himmel brüllenden Verfassungsbruch, ihre Abgeordneten aus dem Reichstag fernhalten kann. Selbst Bismarck hat mit dem Sozialistengesetz, das die verfeimte Partei zerschmettern sollte, die Entrechtung der Sozialdemokratie nicht an der Ausübung ihres Mandates zu hindern vermocht. Sie sassen auf ihren Plätzen, sie sprachen und stimmten mit, und wenn damals ein paar Verfolgte, wie Bebel und Bernstein, aus dem Reichstag verschwanden, so fiel auch diese Möglichkeit, die Fraktion durch den Staatsanwalt verkleinern zu lassen, bei dem heutigen Wahlrecht, das den Ersatzmann in die Lücke treten lässt, voraussichtlich fort. Also bliebe dem Kabinett Papen, wenn es auf die von Herrn von Schleicher so entschieden abgelehnte Diktatur verzichtet und «parlamentarisch» regieren will, nur übrig, sich wechselnde Mehrheiten zu suchen, mit dem Zentrum als Dauerpfosten, um den sich alles bewegt, und als Bindeglied in jeder Kombination. Aber das sind die Sorgen von morgen

und übermorgen, und heute ist es unsere und eure einzige Sorge, ob das Ende dieses Tages das Ende der geistigen und persönlichen Freiheit, das Ende der wirtschaftlichen und politischen Vernunft bedeuten soll.

Da es an den bisherigen Freundlichkeiten für die Hitler-Partei offenbar noch nicht genug war, hat Herr von Papen vorgestern den Amerikanern erklärt, die nationalsozialistische Bewegung erstrebe «ausschliesslich eine nationale Wiedergeburt». Kein Zweifel, dass in Teilen der nationalsozialistischen Jugend solche idealistischen Gefühle vorhanden sind, und selbst im leidenschaftlichsten Wahlkampf kann uns die Gegnerschaft nicht veranlassen, diesen besseren Elementen der feindlichen Front Unrecht zu tun. Einige Stunden vor Herrn von Papen hat am Rundfunk Herr Gregor Strasser das Regierungsprogramm des Nationalsozialismus vorgetragen, und dabei ist den Hörern wohl, wie dem Schüler bei den Lehren Mephistos, ein Mühlrad im Kopfe herumgegangen. Strasser, der gewiss mit Recht als eine der begabtesten und einflussreichsten Persönlichkeiten der Partei gilt, hat «sachlich» sprechen wollen, und er hat, in schnellem und ununterbrochenem Fluss, «Sachliches» über sämtliche Probleme der notleidenden deutschen Menschheit vorgebracht. Sogar die soziale Frage soll für immer und bis auf den letzten Rest gelöst werden, dafür hat man wunderbare Rezepte, die der Redner leider für sich behielt. Wenn die Nationalsozialisten nur zur Macht gelangen, ist all' das ein Kinderspiel. In der Schule soll nicht mehr die Karte Asiens gezeigt werden, die Karte der Heimat genüge, um dem Blick die nötige Weite zu verleihen. Und statt dass der Schüler mit allgemeiner Welthistorie geplagt wird, wird er in die Geschichte Heinrichs des Löwen und anderer Vorfahren eingeweiht. Alles wird nach dem nationalsozialistischen Schema geregelt und gepresst. Herr Gregor Strasser gebrauchte auch das allseits beliebte Wort «Freiheit», aber er schilderte eine Freiheit mit vergitterten Fenstern, unter dem Kommando der nationalsozialistischen Autorität. Und wie die Wahlen auch ausfallen, die Macht komme in die Hände der Hitler-Partei. Man bemerkt die angedeutete Drohung, aber wenn der Verfassungsstaat die Herren von Papen und von Gayl darauf aufmerksam macht, antworten sie begütigend: «Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.» Allerdings, der Reichswehrminister hat erklärt, dass die Reichswehr «selbstverständlich» auch gegen einen nationalsozialisti-

schen Aufstand marschieren würde, der Reichsinnenminister hat versichert, eine revolutionäre Bewegung, «von welcher Seite sie auch kommen möge», werde nicht geduldet, und der Reichskanzler hat, in seiner Unterhaltung mit dem Vizepräsidenten der United Press, ein recht friedliches Bild zukünftiger parlamentarischer Zusammenarbeit gemalt. Aber vielleicht bezweifelt der Löwe – diesmal handelt es sich nicht um den toten Heinrich –, dass man ihm gegenüber noch streng werden, ihm noch mit der Miene des Verweigernden entgentreten könnte, nachdem man ihm so viel aus der Zuckertüte der Liebenswürdigkeit gespendet hat. Wenn man die Lobsprüche liest, die von den jetzt Regierenden dem Ordnungssinn, der Zuverlässigkeit, der Verfassungstreue, dem Verhalten und den Zielen der Hakenkreuzpartei gewidmet werden, dann hat man die Empfindung, vor einem psychologischen Rätsel zu stehen. Denkt die Reichsregierung, was sie sagt, und sagt sie, was sie denkt? Und wenn selbst Hitler nur «legal» zur Macht kommen will – und selbst vorausgesetzt, dass er die Instinkte derjenigen zügeln will und kann, die es auch auf andere Weise versuchen möchten –, was ist eine Legalität wert, der hinterher, nach der Machtergreifung, eine ganz neue, eigens geschaffene Legalität, die «Legalisierung» der Rache, der terroristischen Unterdrückung folgen soll? Das Kabinett Papen scheint nichts davon gehört zu haben, oder es findet das alles harmlos und unschuldsvoll. Ihr, Wähler und Wählerinnen, habt zu diesen Harmlosigkeiten und zu der Staatsweisheit des Dritten Reiches vermutlich weniger Vertrauen. Ihr habt nicht die Waffen einer Partei-Armee, nicht die Waffen des Bürgerkrieges, aber euch ist, heute noch, zu eurer Verteidigung, die Waffe des Stimmzettels geblieben, und von ihr macht Gebrauch!

Dass sich das deutsche Volk von einem Absturz in die Finsternis wieder erheben, dass auch der Freiheit Morgenröte wiederkehren würde, ist für den, der aus historischen Entwicklungen gelernt hat, eine Selbstverständlichkeit. Die Geistesgeschichte besteht aus einem ewigen Wechsel zwischen dem Nieder und dem Empor, zwischen Rückschlägen und erneutem Vordringen, zwischen Verdunkelung und Aufklärung, und im Grunde sind die schlechtesten Politiker doch immer die Reaktionäre gewesen, denn sie haben nie begriffen, dass nach jedem ihrer Augenblicks-siege und nach jeder von ihnen erzwungenen Rückwärtsdrehung der Völkergeist, als wollte er alles Versäumte auf einmal nachholen, mit

verzehnfachter Geschwindigkeit vorwärtseilt. Im deutschen Volke sind die republikanischen Kräfte viel zu stark geworden, als dass es möglich wäre, sie für lange Dauer unter den Befehl der Fronvögte zu beugen, und ein Definitivum gibt es nicht. Aber dieses deutsche Volk würde, wenn es heute unter die Fuchtel geriete, zunächst durch eine furchtbare Lehrzeit, durch eine noch unvorstellbare Leidenszeit hindurch müssen, und diese Prüfungen könnt ihr, Wähler und Wählerinnen, ihm ersparen – ihm und euch. In diesem Wahlkampf und in den Wahlzeiten, die vorangingen, ist der Vorrat an Argumenten so ausgeschöpft worden, dass kaum noch etwas zu sagen übrigblieb. Unnötig, noch einmal die Gefahren auszumalen, die jeder Sehende sieht. Das ist umso unnötiger, da sich die Bedeutung dieser Entscheidungsschlacht in zwei Worten ausdrücken lässt. Es ist klar, dass es heute *um Alles* geht.

II.

Widerstand aus der Arbeiterbewegung



Tony Sender

Der erste Widerstand gegen die Politik der Nationalsozialisten kam aus den Reihen der Arbeiterbewegung. Schon vor 1933 setzten sich Kommunisten, Sozialisten, Sozialdemokraten und Gewerkschaftsmitglieder gegen die Ideen und Ziele Hitlers zur Wehr. Eine gemeinsame Abwehrfront der Arbeiterbewegung kam jedoch nicht zustande, weil die Gegensätze zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten unüberbrückbar blieben. Die Gewerkschaftsführung suchte zuletzt sogar einen Kompromiss mit der Regierung Hitler. Der Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 gab Hitler den Vorwand, bereits am nächsten Tag die Grundrechte ausser Kraft setzen zu lassen. Viele Kommunisten und Sozialdemokraten wurden vor aller Augen verfolgt und verhaftet. Bis Ende 1937 konnten die Nationalsozialisten nahezu alle grösseren Widerstandsgruppen von Kommunisten, Sozialdemokraten und Sozialisten zerschlagen. Wandparolen, Flugblätter und Broschüren bestimmten zunächst das Gesicht des Widerstandes aus der Arbeiterbewegung.

Erst der Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und die Kenntnis von den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen hinter der Front führten zur Verstärkung kommunistischer Widerstandsaktivitäten. Einzelne Sozialdemokraten und Gewerkschaftsführer standen in enger Verbindung mit den Berliner Widerstandskreisen um Carl Goerdeler, Helmuth James Graf von Moltke und Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Im Sommer 1944 versuchten Julius Leber und Adolf Reichwein, die neben Wilhelm Leuschner als Repräsentanten der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung galten, mit der kommunistischen Widerstandsorganisation um Anton Saefkow und Franz Jacob grundlegende Fragen gemeinsamer Arbeit zu klären. Durch einen Spitzel wurde diese Zusammenarbeit verraten.

August Thalheimer

Gemeinsam zum Generalstreik

August Thalheimer, Mitglied der Reichsleitung der KPD (Opposition), wandte sich am 30. Januar 1933 an den Allgemeinen Deutschen Ge-

werkschaftsbund, an die KPD und an den Parteivorstand der SPD. Eine Reaktion blieb aus. Bald darauf musste August Thalheimer emigrieren.

Werte Genossen!

Hitler ist Reichskanzler. Die Nationalsozialisten haben alle ausschlaggebenden Stellen in der Regierung besetzt. Die faschistische Diktatur ist eine Tatsache. Die Existenz aller Arbeiterorganisationen ist bedroht. Der faschistische Terror wird jetzt legalisiert. Der Staatsstreich steht nicht erst bevor, er ist mit der Bildung dieser Regierung da.

Angesichts dieser Lage ist die Aufgabe der Stunde die Proklamation des Generalstreiks zur Beseitigung der Hitler-Regierung und der Niederkämpfung der faschistischen Gewaltbanden.

Die Lage duldet kein Abwarten, keine Zersplitterung der Kräfte. Sie fordert sofortiges geschlossenes Handeln der gesamten Arbeiterklasse.

Wir schlagen deshalb den sofortigen Zusammentritt der Leitungen der Gewerkschaften, der SPD und der KPD vor, um die Arbeiterschaft gemeinsam zum Generalstreik aufzurufen.

KPD

Generalstreik gegen die faschistische Terror-Herrschaft

Der Aufruf der Kommunistischen Partei Deutschlands zur Organisation eines Generalstreiks am 30. Januar 1933 blieb mit wenigen lokalen Ausnahmen vollständig ohne Resonanz. In den folgenden Monaten wurden Tausende von Kommunisten inhaftiert und gefoltert, willkürlich zu Haftstrafen verurteilt und viele ohne jedes Verfahren ermordet. Der KPD-Vorsitzende Ernst Thälmann konnte nur kurz in der Illegalität leben; nach dem Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 wurde er im Konzentrationslager Buchenwald ermordet. Die meisten Spitzenfunktionäre der strikt stalinistisch orientierten KPD flohen in das Exil nach Moskau.

Tony Sender

Nationalsozialismus und Frauen

Die Sozialdemokratin Tony Sender versuchte wenige Tage nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, die Konsequenzen der Diktatur aufzuzeigen. Einige Wochen später musste sie in die Tschechoslowakei emigrieren und gelangte über Belgien und Frankreich in die Vereinigten Staaten, wo sie weiterhin offen gegen das NS-Regime kämpfte.

Wie sich die Ereignisse in diesen letzten Monaten überstürzten! Deutschland ist in einen Zustand fortgesetzter Unruhe, Spannung und sich häufender blutiger Entladungen gestürzt seit dem Augenblick, da man an die Stelle einer geordneten Selbstbestimmung des Volkes in der Gestaltung seines politischen Zusammenlebens gesetzt hat die «autoritären Regierungen». Diese sollten angeblich straffer und besser die Geschicke des Volkes lenken können. Es zeigte sich aber immer deutlicher, dass mit der Aera «autoritärer Kabinette» das Spiel der Intrigen und Cliquen sich ungehemmt entfalten konnte. An die Stelle der Rechte des ganzen Volkes sind die egoistischsten Interessen «einer hauchdünnen Oberschicht», des Grossgrundbesitzes und der Schwerindustrie, des Adels und der Plutokratie (Herrschaft des Geldes) getreten. Doch ist es gegen Ende des vorigen Jahres dem Volkszorn gelungen, die reaktionäre Regierung des Herrn von Papen davonzujagen. Sein Nachfolger, der General von Schleicher, war ein nicht minder konservativer Herr – aber er war gewissen Kreisen doch noch nicht reaktionär und arbeiterfeindlich genug. Hatte er doch einige der reaktionären arbeiterfeindlichen Notverordnungen seines Vorgängers aufheben lassen und ausserdem nicht verhindert, dass der übelste Korruptionssumpf der deutschen Wirtschaftsgeschichte – der «*Osthilfeskandal*» – aufgedeckt wurde. Darob grosse Wut im Lager der Grossagrarien ebenso wie der Scharfmacher der rheinisch-westfälischen Grossindustrie. Der «soziale General», wie er zu Unrecht genannt wurde, musste gestürzt werden. Aber wie soll das gelingen?

Die «feinen Leute» fanden sehr bald einen Ausweg. Nicht umsonst hatten sie die ganzen Jahre hindurch die Hitler-Bewegung mit Geldmit-

tehn versorgt – nun konnte man den Gegendienst erwarten. Und so beauftragten sie Herrn von Papen durch Vermittlung eines Bank- und Börsenfürsten, des Baron von Schröder, mit dem Chef des Braunen Hauses, Adolf Hitler, zu verhandeln, damit dieser sich doch – entgegen seinen bisherigen Erklärungen – bereit fände, mit den Herren Papen und Alfred Hugenberg, den Vertrauensleuten des Schwerkapitals, eine neue Regierung zu bilden, nachdem man vorher das Nötige zum Sturze von Schleichers getan.

So kam die Ehe zwischen dem Hakenkreuz und den Baronen, den «feinen Leuten» zustande, die nun seit einer Woche täglich im Radio mit Fackelzug-Rummel, Reden und Reportagen gefeiert wird. Der neue Kanzler hat's nicht gewagt, vor die Volksvertretung hinzutreten und um ihr Vertrauen zu werben. Wieder mal wurde der Reichstag aufgelöst! Hatten sich nicht gerade schüchtern die ersten Zeichen geltend gemacht, dass die Krise am Tiefpunkt angekommen und ganz langsam wieder ein Aufwärts in der Wirtschaft sich ankünden könne? Gewiss, aber was kümmerte das die Leute, denen ihre erträumten Parteigeschäfte bedeutend wichtiger waren, als Arbeit und Brot! Und nun muss das arme, ausgehungerte Volk noch einmal aus seiner Armut die schon allzu knappen Groschen herauspressen, um die ungeheuren Unkosten der Neuwahlen aufzubringen! Das ist umso empörender, als die, die auf die erneuten Wahlen hindrängten, über Staatsmacht und Staatsfinanzen verfügen und darum der Opfer der Armen spotten können!

Das Unerhörteste aber, das je in der Geschichte der Völker geschah, das ereignete sich in der Regierungserklärung des Kanzlers Adolf Hitler: Das Haupt dieser Regierung unternahm es, Millionen deutscher Kriegsteilnehmer, Millionen von Frauen, die in den vier Jahren des Weltbrandes unsagbar gelitten, geopfert und entbehrt, die Unzähligen, die ihr Liebstes hingeopfert, in der unerhörtesten Weise als «Verräter» zu beschimpfen! Ja, im August 1914, als man uns nötig hatte, da waren alle recht, die Marxisten ebenso wie die freien Gewerkschafter; da gab es «nur noch Deutsche!» Der Prolet hat seine Schuldigkeit getan – nun ist er wieder vogelfrei. Man wagt es, von den «Novemberverbrechern» zu reden. Ja, die Novemberverbrecher, das sind die deutschen Arbeiter, die nach dem Zusammenbruch des alten Regimes, nach der feigen Flucht der Hohenzollern in die ruhigen und wohlhabenden Gefilde Hollands,

nachdem Hindenburg und Ludendorff stürmisch den Waffenstillstand gefordert hatten und die Niederlage besiegelt war, allein den Mut und die Selbstlosigkeit aufbrachten, die verfahrenre Karre wieder aus dem Dreck zu ziehen, Deutschlands Bestand zu retten. Und allmählich auch den aussenpolitischen Druck zu erleichtern. Das gelang, die Reparationen wurden herabgesetzt und sind jetzt fast verschwunden. Unter dem Kabinett des Arbeiters Hermann Müller wurden die Rheinlande befreit! Freilich – im neuen Staat wurden auch Männer und Frauen zu freien Staatsbürgern gemacht, die Arbeitszeit herabgesetzt, soziale Einrichtungen zum Schutz des Arbeitenden, von Mutter und Kind, geschaffen. Gegenüber den insgesamt 959 Mill. Mk., die das Kaiserreich 1913 für Sozialversicherung ausgab, wurden noch im Jahre 1931 5'145 Mill. Mk. von der Republik aufgewandt. Und hiergegen hatte sich der Vizekanzler des Herrn Hitler, Herr von Papen, mächtig ereifert und die Republik beschimpft, dass sie den Staat zur Wohlfahrtsanstalt gemacht habe! Das eben ist das Verbrechen der Novemberleute, dafür wollen jetzt jene Rache nehmen, die man im November 1918 vergeblich bei der Arbeit zur Rettung Deutschlands gesucht hätte!

Und was verrät uns der Kanzler von seinem Programm? Nichts als zwei geheimnisvolle Überschriften, zwei «Vierjahrespläne», also nur eine Anleihe beim Wortschatz von Stalin, dem Bolschewistenführer, den Hitler hasst. Kein Wort mehr von der Enteignung der Bank- und Börsenfürsten, von der Beseitigung der Zinsknechtschaft, von der Zerrei- sung der Friedensverträge – kurz, nichts verlautet mehr von den vielen Versprechungen, die man draussen in der Agitation allen Menschen gemacht. Aber wie könnte das Herr Hitler auch! Hat er doch alle entscheidenden wirtschaftlichen Ministerien in die Hände seines Ministerkollegen, des Vertreters der Agrarier und der Grossindustrie, Alfred Hugenberg, vertrauensvoll gelegt. Und man wird ja nicht vom Kapitalisten die Erklärung verlangen wollen, dass er sich selbst enteignen werde.

Du aber, liebe Leserin, erkennst die ungeheuerlichste Gefahr, die dir und allen jenen droht, die niemals feigen Gesinnungsverrat begehen, die nicht Knechte werden wollen. Jetzt geht es um das Höchste, das zu verteidigen ist, um die Menschenwürde, um das Recht auf Brot und Arbeit, auf Leben, Licht und Sonne. Jetzt werden die Frauen zeigen, dass sie aufrecht stehen und sich als Helden bewähren können. *Uns schreckt man*

nicht, uns kann man nicht einschüchtern, umso trotziger kämpfen wir für Freiheit und Sozialismus!

An die christlich-deutsche Arbeiterschaft

Am 5. März 1933 rief der Reichsarbeiterbeirat der Zentrumspartei zur Wahl des Zentrums als klarer Kraft gegen den Nationalsozialismus auf. Unter dem Aufruf finden sich viele Namen späterer Widerstandskämpfer:

AN DIE CHRISTLICH-DEUTSCHE ARBEITERSCHAFT

Noch einmal hat die soziale und politische Reaktion die Herrschaft über das deutsche Volk angetreten.

Für diesmal ist es Hugenberg-Papen sogar gelungen, sich die nationalsozialistische Bewegung dienstbar zu machen. Um den Nationalsozialismus zu täuschen, hat man Hitler zum Reichskanzler gemacht. Aber ihm zur Seite steht mit entscheidender Vollmacht *Papen* als Vizekanzler. Und *Hugenberg* ist Wirtschaftsdiktator im Reich und in Preussen. Hitler ist das *Schild* – Hugenberg-Papen ist die *Firma*.

Die Massen der nationalsozialistischen Partei sollen zur Unterbauung von Sozialreaktion, von Feudal- und Industriekapitalismus überlebtester Art dienen.

Hitler stellt die Massen. Hugenberg-Papen bestimmen die Richtung.

Schon der erste Tag der Regierung Hitler-Hugenberg-Papen offenbarte den Kurs. Man versuchte das Arbeitsministerium zu zerschlagen, um Hugenberg auch noch zum Lohndiktator, zum Lohnvogt über die Arbeiterschaft zu machen.

Der Deutschen Zentrumspartei, die man bewusst von der Regierung fernhielt, mutete man die unwürdige Rolle zu, diesen Pakt gegen Arbeiterschaft und Volk nachträglich zu billigen. Sie sollte die Regierung Hitler-Hugenberg-Papen gleich auf zwölf Monate unbesehen tolerieren. Ohne jede Garantie für die Achtung der Verfassung und der sozialen Volks- und Arbeiterrechte. Ohne jede Garantie gegen staats-, wirtschafts- und währungspolitische Experimente.

Es kennzeichnet Geist und Absicht dieser Regierung, dass sie die verantwortungsbewussten Fragen des Zentrums keiner sachlichen Prüfung und Antwort würdigte, sondern in verdächtiger Überstürzung den Reichstag auflöste.

Freunde, der Wahlkampf, der vor uns liegt, ist einer der härtesten. Staatliche Machtmittel und finanzielle Kraft stehen gegen Volk und Arbeiterschaft.

Brutaler Machtwille steht im Entscheidungskampf mit dem nationalen und sozialen Rechtsgefühl des verfassungstreuen Volkes. Die Reaktion rechnet mit einer Mehrheit über das soziale Deutschland. Damit glaubt sie ihre Herrschaft endgültig befestigen zu können.

Freunde, der Wille der christlichen Arbeiterschaft gilt wie der Wille gleichgesinnter Bürger und Bauern nach wie vor einer einigen, alle Glieder des Volkes umfassenden, wahrhaft sozialen Nation. Sie ist das stärkste Bollwerk gegen den zerstörenden Bolschewismus.

Der Sieg der Rückwärtsgerichteten würde zur Zerreißung des Volkes, zur Vernichtung führen. Niemand kann die Nation aufbauen, der das Volk brutal zerreißt.

Christlich-deutsche Arbeiterschaft, deine nationale Treue und Opferkraft ist tausendfach erprobt. Deine Treue galt dem Vaterland, als die Arbeiterschaft noch rechtlos vor den Toren der Nation stand. Sie bewährte sich in todbereitem Heldentum, auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges. Sie half den Staat retten und neu aufbauen nach dem Zusammenbruch, der dem verlorenen Krieg folgte. Sie schützte die Einheit des Reiches im Osten und Westen. Sie siegte über Fremdherrschaft und Separatismus an Rhein und Ruhr.

Christlich-deutsche Arbeiterschaft, nun zeige denen, die dich beleidigen und zurückstossen wollen, deine ganze Kraft. An dir ist es, den nationalen und sozialen Willen des deutschen Volkes zum endgültigen Siege zu verhelfen. Auf dich kommt es an.

Die Deutsche Zentrumspartei hat sich in den Geschehnissen der letzten Tage erneut *als sicherer Hort nationalen Verantwortungsbewusstseins, als Hort auch der Lebensrechte des arbeitenden Volkes erwiesen*. Ihr Sieg allein wird die Überwindung der zerstörenden, der volkszerreisenden politischen und sozialen Reaktion der Hugenberg und Papen verbürgen.

Jede Stimme des schaffenden Volkes in Stadt und Land gehört der Deutschen Zentrumspartei.

Berlin, den 8. Februar 1933.

Der Vorstand
des Reichsarbeiterbeirates der
Deutschen Zentrumspartei.

Joseph Ersing, Karlsruhe; Jakob Kaiser, Köln; Heinrich Mengelkamp, Dortmund; Arnold Bissels, Essen; Anton Beida, Neustadt (O.-Schl.); Heinrich Fahrenbrach, Düsseldorf; Johann Giesberts, Berlin; Joseph Joos, Köln; Karl Katzer, Köln; Heinrich Krell, Berlin; Xaver Maier, Stuttgart; Dr. Otto Müller, Köln; Bernhard Otte, Berlin; Franz Riesener, Gladbeck; Christian Sieger, Oberhausen; Adam Stegerwald, Berlin; Franz Wieber, Duisburg.

Wilhelm Hoegner

Flucht vor Hitler

Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, nach 1945 bayerischer Ministerpräsident, berichtet über seine Erlebnisse während der nationalsozialistischen Machtübernahme in Bayern:

An diesem Abend des 9. März 1933 hatten sich um Otto Wels, Hilferding und einige andere Berliner Genossen die wichtigsten Münchner Parteifunktionäre versammelt. Ich fand gerade noch Platz. Es ging ziemlich lebhaft zu. Von Zeit zu Zeit kamen Meldegänger des «Reichsbanners» mit neuen Nachrichten. Ich erfuhr, dass SA-Abteilungen mit Maschinengewehren unser Gewerkschaftshaus belagerten und sich zum Sturm anschickten. Auer hatte noch telefonische Verbindung mit dem Befehlshaber der Reichsbannerbesatzung und rief einmal ums andere mal das bayerische Innenministerium an, den versprochenen polizeilichen Schutz endlich zu schicken. Die Auskünfte, die er erhielt und uns bekanntgab, wurden immer sonderbarer. Zuerst hiess es: «Sofort geht eine Abteilung des Überfallkommandos ab.» Später: «Das Überfallkommando wird mit einigen Lastwagen anrücken und die Strassen vor dem Gewerkschaftshaus räumen.» Dann: «Das Überfallkommando ist längst

abgefahren.» Weiter: «Das Überfallkommando müsste längst an Ort und Stelle sein.» Endlich: «Das Überfallkommando hat sich in der Nähe des Gebäudes auf gestellt.» Inzwischen kamen aus dem Gewerkschaftshaus immer dringendere Hilferufe, dass unsere unbewaffneten Reichsbannerleute das Gebäude gegen die von rückwärts aus dem Südlichen Friedhof vorrückenden Nationalsozialisten kaum noch halten könnten. Hierauf meldete die Telefonwache im Gewerkschaftshaus, unsere Leute verteidigten sich mit Fahrradpumpen, Gummischläuchen und Wasserstrahlen. Dann hörte man im Telefon Schüsse knallen, und plötzlich war alles still. Auer bemühte sich verzweifelt, fernmündliche Verbindung mit dem Innenministerium zu bekommen. Es ging nicht mehr.

Wir sassen einige Minuten still und bleich um den Tisch. Keiner sagte etwas. Einer begann seine Uhr aufzuziehen. Ein anderer machte es nach. Plötzlich dröhnte draussen auf der Strasse der Schritt marschierender Truppen, dann trampelte Laufschrift, als führte man Soldaten zum Sturm. Wir alle sprangen auf. Auer hielt uns vom Fenster zurück. Seine listigen Augen leuchteten, sein Mund wurde breit. «Gleich kracht's», sagte er triumphierend, «ich habe es ja immer gesagt, auf den Stützel ist Verlass.»

Einige Augenblicke vergingen. Wir lauschten, wir hielten den Atem an. Es krachte nicht. Draussen auf der Strasse trat unheimliche Stille ein. Wir sahen uns betreten an. Dann fuhr Otto Wels mit schneidender, überlauter Stimme dazwischen: «Kinder, ick fahre nach Berlin. Da wird es bestimmt sicherer als jetzt bei euch in München sein.»

Auer widersprach. Es müsse ein Irrtum vorliegen. Er wolle noch einmal mit dem Innenminister Dr. Stützel sprechen. Aber er kam vom Telefon bald wieder mit der Mitteilung zurück, es sei keine Verbindung mehr mit dem Innenministerium zu erreichen. Otto Wels hatte bereits gezahlt und seinen Mantel angezogen. Er verabschiedete sich kurz. Einige begleiteten ihn zum Bahnhof. Wir blieben.

Nachher traf eine Hiobsbotschaft nach der andern ein. Auf dem Rathaus war die Hakenkreuzfahne gehisst. Vor dem Landtagsgebäude war berittene Polizei gegen die andrängenden Nazihaufen angesetzt worden, aber nach einem schwächlichen Versuch, die Strasse zu räumen, wieder zurückgewichen. Hierauf hatte SA den Landtag besetzt. An der Feld-

hermhalle hielt der nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete General von Epp eine Versammlung unter freiem Himmel ab. Er teilte mit, dass die «nationale Reichsregierung» ihn soeben zum Reichskommissar in Bayern eingesetzt habe, weil die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in Bayern nicht mehr gewährleistet sei. Bei dieser Meldung konnten einige von uns nicht mehr an sich halten und schrien hohnlachend auf. Die öffentliche Sicherheit und Ordnung wurde doch gerade von den Parteifreunden des Generals, von der schwerbewaffneten SA, gefährdet und gestört! Jetzt konnte die Bayerische Volkspartei das schriftliche Versprechen Hindenburgs, dass in Bayern kein Reichskommissar eingesetzt würde, einrahmen lassen!

Dann kamen einige Reichsbannerleute aus dem Gewerkschaftshaus. Sie bebten vor Wut. Als polizeiliche Hilfe ausgeblieben war, hatte die Reichsbannerbesatzung mit dem Naziführer unterhandelt und freien Abzug mit militärischen Ehren vereinbart. Das Versprechen wurde nicht ganz gehalten. Als unsere Leute aus dem Hause kamen und durch die Reihen der SA abmarschierten, wurden sie mit höhnischen Zurufen bedacht. Einigen wurden die Mützen heruntergeschlagen. An der Abspernung vor der Müllerstrasse hatte sich die Landespolizei aufgestellt, die vom Innenminister zum Schutze des Gewerkschaftshauses geschickt worden war. Ihr Anführer, ein blutjunger Offizier, schrie unseren Leuten zu: «Hände hoch!» Als die meisten zögerten, halfen Kolbenstosse nach. Das war die Landespolizei, die beim Hitlerputsch am 9. November 1923 auf die Nationalsozialisten geschossen hatte und dann von der Bevölkerung Münchens wochenlang als «grüne Schmach» beschimpft worden war! Offenbar wollte sie jetzt den Flecken ausputzen und bei den neuen Machthabern gut angeschrieben sein.

Die Reichsbannerleute aus dem Gewerkschaftshaus überschütteten Auer mit Vorwürfen, dass man ihnen keine Waffen ausgehändigt, sondern ihnen immer befohlen habe, erbeutete nationalsozialistische Maschinengewehre bei der Polizei abzuliefern. Einige riefen erbittert, nie im Weltkrieg hätten sie solche Schande gesehen und erlebt. Es waren Männer mit den höchsten Kriegsauszeichnungen, der Stolz der Reichsbannerorganisation, den vielen Heimkriegen in der SA sonst in Wort und Bild entgegengestellt. Auer erwiderte gereizt, dass man ihn für die Feig-

heit der Polizei nicht verantwortlich machen könne. Es war nicht die Stunde, sich über die verhängnisvolle Politik der letzten Jahre auseinanderzusetzen. Meldungen kamen über die Besetzung unserer Zeitung, der «Münchener Post». Auer behauptete, das könnten nur unmassgebliche Gerüchte sein.

Ich erbot mich, als Kundschafter hinüberzugehen und zuverlässigen Bescheid zu bringen. Als ich in die Herzogspitaistrasse kam, sah ich, wie die SA vor der Redaktion der hitlerfeindlichen katholischen Zeitung Dr. Gerlichs, «Der gerade Weg», Bündel von Zeitungen auf Lastwagen lud. Weiter unten, am Altheimer Eck, war die Strasse von einer dünnen Kette SA abgesperrt. Einige Dutzend Zivilisten standen dort. Ich ging zu ihnen hin. Im Gebäude der «Münchener Post» waren alle Beleuchtungskörper aufgedreht, die Fenster weit aufgerissen. Aus allen Öffnungen des Hauses wurden Möbelstücke, Bücher, Zeitungen, Schreibmaschinen, Tintenfässer auf die Strasse geschleudert. Sogar aus der im vierten Stock gelegenen Wohnung des Geschäftsführers flogen Stühle, Tische und Kästen, aufgeschlitzte Betten und Decken herab. Die Schatten der Täter huschten in den Zimmern eilig hin und her. Aber die Zuschauer neben mir gaben keinen Laut von sich. Sie schienen erstarrt. Man hörte nur das dumpfe Krachen der Gegenstände, die auf die Strasse fielen. Es war wieder genauso wie beim Hitlerputsch von 1923, als die Nationalsozialisten ebenfalls unser Zeitungsgebäude erstürmt und die Einrichtung zerstört hatten. Damals hatte sie die Landespolizei an der Zertrümmerung der Druckereimaschinen gehindert. Diesmal würden sie wohl aufs Ganze gehen.

Ich verliess den Schauplatz dieses schändlichen Treibens in ohnmächtigem Grimm. An der Eisenmannstrasse stiess ich auf einen einsamen Schutzmann, der traumverloren in die Ferne blickte. Ich schrie ihn an: «Sehen Sie denn nicht, dass dort fremdes Eigentum geplündert und zerstört wird? Duldet denn das die Polizei?»

Der Mann liess sich nicht aus der Ruhe bringen: «Das gehört nicht in mein Revier», sagte er ohne eine Spur von Aufregung, «da mische ich mich nicht hinein.»

Ich war fassungslos. Schon wollte ich mich als Abgeordneter vorstellen und den Beamten ersuchen, wenigstens Meldung zu machen. Gerade noch rechtzeitig fiel mir ein, dass ich von heute ab ohne politischen Einfluss war. Nach einigen Wochen stellte sich übrigens in einem Verfahren wegen der Schadensersatzansprüche unseres Freundes Auer heraus, dass

die Zerstörung der «Münchener Post» von dem neuen Reichskommissar General Epp, also «legal», angeordnet worden war. Die Verfassungsbestimmung über den Schutz des Privateigentums war ja durch die Verordnung der Reichsregierung vom 28. Februar 1933 ausser Wirksamkeit gesetzt. Der Reichskommissar, der sozialdemokratische Gebäude seiner SA zur Plünderung und Zerstörung überliess, befand sich also im «Recht».

Ich ging über den Domplatz zurück. Er war dunkel und menschenleer. Die Türme der Frauenkirche starrten zum nächtlichen Himmel auf, und an der Eingangspforte blies wie immer ein leichter Wind. Er sollte nach der Volkssage vom Teufel dort angebunden worden sein. Ich streifte an den verwitterten Grabdenkmälern mittelalterlicher Prälaten und Ritter entlang. Dann schleppte ich mich näher und presste meine Stirn an den kühlen Marmor. Ich wünschte mir, tot zu sein wie die verstaubten Herren darunter und wie sie nichts mehr zu wissen. Wie oft hatte ich in diesen Jahren Kants Worte wiederholt, dass es sich nicht mehr lohnte zu leben, wenn es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gab. Was losgelassener Pöbel dort drüben in tierisch-dumpfer Wut an einem Tage zerstörte, war in Jahrzehnten durch Opfer der Ärmsten mühselig aufgebaut. Warum riss ich nicht einem der dummen Buben der SA den Karabiner aus der Faust und schoss in den schwitzenden Haufen der Plünderer hinein? Das war der Tod, gewiss, aber was hatte jetzt das Leben noch für einen Sinn? Natürlich war ich zu vernünftig dazu. Vernunft! Sie hatte alle Macht über uns bekommen, wir waren ihr hörig und untertan. Sie sog uns Blut und Willen aus dem Herzen und das Mark aus den Knochen, sie hatte sich in unserem Hirn festgesetzt und gab von dort ihre kalten Befehle an uns aus. Wir gehorchten. Sie rechnete uns hohnlachend vor, dass es gegen eine bis an die Zähne bewaffnete Staatsmacht keinen Widerstand gab. Sie blies mit grausamem Hohn die luftigen Barrikaden um, die wir uns im Geiste gebaut hatten, die strahlenden grünen Reihen unseres «Reichsbanners» und der «Eisernen Front», die blaublusigen Züge unserer Arbeiterjugend mit ihren flatternden roten Halsbinden und ihren geschwungenen roten Fahnen. Wie hatten die Zehntausende dieser frischen wagemutigen Jungen und Mädchen noch in den Tag geleuchtet beim Aufmarsch an unserem letzten Parteitag in Leipzig, diese stolzen

Garanten einer helleren Zukunft, die schaffen sollten, was uns versagt geblieben war. Verweht und verklungen, verschollen und vergessen wie ein Traum!

Otto Wels

**Freiheit und Leben kann man uns nehmen,
unsere Ehre nicht!**

Am 23. März 1933 nahm der Deutsche Reichstag mit 444 zu 94 Stimmen das «Ermächtigungsgesetz», offiziell «Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich» genannt, mit den Stimmen der Nationalsozialisten, der Deutsch nationalen Volkspartei, des Zentrums und von Abgeordneten der liberalen Deutschen Staatspartei an. Den 81 kommunistischen Reichstagsabgeordneten war bereits mit Gesetz vom 13. März 1933 das Mandat aberkannt worden; von den 120 SPD-Abgeordneten konnten nur 94 an der Abstimmung teilnehmen, da die anderen bereits inhaftiert waren oder sogar auf dem Wege zur Abstimmung festgenommen wurden. Mit dem Gesetz wurde der Regierung Hitler das Recht eingeräumt, Gesetze ohne die Mitwirkung des Reichstages und des Reichsrates zu erlassen; faktisch waren damit das Parlament und die verfassungsmässigen Kontrollorgane der Exekutive ausgeschaltet.

Der sozialdemokratische Parteivorsitzende Otto Wels formulierte den letzten parlamentarischen Widerspruch der deutschen Sozialdemokratie:

Meine Damen und Herren!

Der aussenpolitischen Forderung deutscher Gleichberechtigung, die der Herr Reichskanzler erhoben hat, stimmen wir Sozialdemokraten umso nachdrücklicher zu, als wir sie bereits von jeher grundsätzlich verfochten haben. (Sehr wahr! bei den Soz.) Ich darf mir wohl in diesem Zusammenhang die persönliche Bemerkung gestatten, dass ich als erster Deutscher vor einem internationalen Forum, auf der Berner Konferenz am 3. Februar des Jahres 1919, der Unwahrheit von der Schuld Deutschlands am Ausbruch des Weltkrieges entgegengetreten bin. (Sehr wahr! bei den Soz.) Nie hat uns irgendein Grundsatz unserer Partei daran hindern können oder gehindert, die gerechten Forderungen der deutschen Nation ge-

genüber den anderen Völkern der Welt zu vertreten. (Bravo! bei den Soz.) Der Herr Reichskanzler hat auch gestern in Potsdam einen Satz gesprochen, den wir unterschreiben. Er lautet: «Aus dem Aberwitz der Theorie von ewigen Siegern und Besiegten kam der Wahnwitz der Reparationen und in der Folge die Katastrophe der Weltwirtschaft.» Dieser Satz gilt für die Aussenpolitik; für die Innenpolitik gilt er nicht minder. (Sehr wahr! bei den Soz.) Auch hier ist die Theorie von ewigen Siegern und Besiegten, wie der Herr Reichskanzler sagte, ein Aberwitz.

Das Wort des Herrn Reichskanzlers erinnert uns aber auch an ein anderes, das am 23. Juli 1919 in der Nationalversammlung gesprochen wurde. Da wurde gesagt: «Wir sind wehrlos, wehrlos ist aber nicht ehrlos. (Lebh. Zustimmung bei den Soz.) Gewiss, die Gegner wollen uns an die Ehre, daran ist kein Zweifel. Aber dass dieser Versuch der Ehrabschneidung einmal auf die Urheber selbst zurückfallen wird, dass es nicht unsere Ehre ist, die bei dieser Welttragödie zugrunde geht, das ist unser Glaube bis zum letzten Atemzug.» (Sehr wahr! bei den Soz. – Zuruf von den Nsoz.: Wer hat das gesagt?) – Das steht in einer Erklärung, die eine sozialdemokratisch geführte Regierung damals im Namen des deutschen Volkes vor der ganzen Welt abgegeben hat, vier Stunden bevor der Waffenstillstand abgelaufen war, um den Weitervormarsch der Feinde zu verhindern. – Zu dem Ausspruch des Herrn Reichskanzlers bildet jene Erklärung eine wertvolle Ergänzung. Aus einem Gewaltfrieden kommt kein Segen (Sehr wahr! bei den Soz.); im Innern erst recht nicht. (Erneute Zustimmung bei den Soz.) Eine wirkliche Volksgemeinschaft lässt sich auf ihn nicht gründen. Ihre erste Voraussetzung ist gleiches Recht. Mag sich die Regierung gegen rohe Ausschreitungen der Polemik schützen, mag sie Aufforderungen zu Gewalttaten und Gewalttaten selbst mit Strenge verhindern. Das mag geschehen, wenn es nach allen Seiten gleichmässig und unparteiisch geschieht, und wenn man es unterlässt, besiegte Gegner zu behandeln, als seien sie vogelfrei. (Sehr wahr! bei den Soz.) Freiheit und Leben kann man uns nehmen, die Ehre nicht. (Lebh. Beifall bei den Soz.) Nach den Verfolgungen, die die Sozialdemokratische Partei in der letzten Zeit erfahren hat, wird billigerweise niemand von ihr verlangen oder erwarten können, dass sie für das hier eingebrachte Ermächtigungsgesetz stimmt. Die Wahlen vom 5. März haben den Regierungsparteien die Mehrheit gebracht und damit

die Möglichkeit gegeben, streng nach Wortlaut und Sinn der Verfassung zu regieren. Wo diese Möglichkeit besteht, besteht auch die Pflicht. (Sehr richtig! bei den Soz.) Kritik ist heilsam und notwendig. Noch niemals, seit es einen deutschen Reichstag gibt, ist die Kontrolle der öffentlichen Angelegenheiten durch die gewählten Vertreter des Volkes in solchem Masse ausgeschaltet worden, wie es jetzt geschieht (Sehr wahr! bei den Soz.), und wie es durch das neue Ermächtigungsgesetz noch mehr geschehen soll. Eine solche Allmacht der Regierung muss sich umso schwerer auswirken, als auch die Presse jeder Bewegungsfreiheit entbehrt.

Meine Damen und Herren! Die Zustände, die heute in Deutschland herrschen, werden vielfach in krassen Farben geschildert. Wie immer in solchen Fällen fehlt es auch nicht an Übertreibungen. Was meine Partei betrifft, so erkläre ich hier: wir haben weder in Paris um Intervention gebeten, noch Millionen nach Prag verschoben, noch übertreibende Nachrichten ins Ausland gebracht. (Sehr wahr! bei den Soz.) Solchen Übertreibungen entgegenzu treten wäre leichter, wenn im Inlande eine Berichterstattung möglich wäre, die Wahres vom Falschen scheidet. (Lebh. Zustimmung bei den Soz.) Noch besser wäre es, wenn wir mit gutem Gewissen bezeugen könnten, dass die volle Rechtssicherheit für alle wiederhergestellt sei. (Erneute lebh. Zustimmung bei den Soz.) Das, meine Herren, liegt bei Ihnen. Die Herren von der Nationalsozialistischen Partei nennen die von ihnen entfesselte Bewegung eine nationale Revolution, nicht eine nationalsozialistische. Das Verhältnis ihrer Revolution zum Sozialismus beschränkt sich bisher auf den Versuch, die sozialdemokratische Bewegung zu vernichten, die seit mehr als zwei Menschenaltern die Trägerin sozialistischen Gedankengutes gewesen ist (Lachen bei den Nsoz.) und auch bleiben wird. Wollten die Herren von der Nationalsozialistischen Partei sozialistische Taten verrichten, sie bräuchten kein Ermächtigungsgesetz. (Sehr wahr! bei den Soz.) Eine erdrückende Mehrheit wäre Ihnen in diesem Haus gewiss. Jeder von Ihnen im Interesse der Arbeiter, der Bauern, der Angestellten, der Beamten oder des Mittelstandes gestellte Antrag könnte auf Annahme rechnen, wenn nicht einstimmig, so doch mit gewaltiger Majorität. (Lebh. Zustimmung bei den Soz. – Lachen bei den Nsoz.) Aber dennoch wollen Sie vorerst den Reichstag ausschalten, um Ihre Revolution fortzusetzen.

Zerstörung von Bestehendem ist aber noch keine Revolution. Das Volk erwartet positive Leistungen. Es wartet auf durchgreifende Massnahmen gegen das furchtbare Wirtschaftselend, das nicht nur in Deutschland, sondern in aller Welt herrscht.

Wir Sozialdemokraten haben in schwerster Zeit Mitverantwortung getragen und sind dafür mit Steinen beworfen worden. (Sehr wahr! bei den Soz. Lachen bei den Nsoz.) Unsere Leistungen für den Wiederaufbau von Staat und Wirtschaft, für die Befreiung der besetzten Gebiete werden vor der Geschichte bestehen. (Zustimmung bei den Soz.) Wir haben gleiches Recht für alle und ein soziales Arbeitsrecht geschaffen. Wir haben geholfen, ein Deutschland zu schaffen, in dem nicht nur Fürsten und Baronen, sondern auch Männern aus der Arbeiterklasse der Weg zur Führung des Staates offen steht. (Erneute Zustimmung bei den Soz.) Davon können Sie nicht zurück, ohne Ihren eigenen Führer preiszugeben. (Beifall und Händeklatschen bei den Soz.)

Vergeblich wird der Versuch bleiben, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Wir Sozialdemokraten wissen, dass man machtpolitische Tatsachen durch blosse Rechtsverwahrungen nicht beseitigen kann. Wir sehen die machtpolitische Tatsache Ihrer augenblicklichen Herrschaft. Aber auch das Rechtsbewusstsein des Volkes ist eine politische Macht, und wir werden nicht aufhören, an dieses Rechtsbewusstsein zu appellieren.

Die Verfassung von Weimar ist keine sozialistische Verfassung. Aber wir stehen zu den Grundsätzen des Rechtsstaates, der Gleichberechtigung, des sozialen Rechtes, die in ihr festgelegt sind. Wir deutschen Sozialdemokraten bekennen uns in dieser geschichtlichen Stunde feierlich zu den Grundsätzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Sozialismus. (Lebh. Zustimmung bei den Soz.)

Kein Ermächtigungsgesetz gibt Ihnen die Macht, Ideen, die ewig und unzerstörbar sind, zu vernichten. Sie selbst haben sich ja zum Sozialismus bekannt. Das Sozialistengesetz hat die Sozialdemokratie nicht vernichtet. Auch aus neuen Verfolgungen kann die deutsche Sozialdemokratie neue Kraft schöpfen.

Wir grüssen die Verfolgten und Bedrängten. Wir grüssen unsere Freunde im Reich. Ihre Standhaftigkeit und Treue verdienen Bewunderung. Ihr Bekennermut, ihre ungebrochene Zuversicht – (Lachen bei den

Nsoz. – Bravo! bei den Soz.) verbürgen eine hellere Zukunft.
(Wiederholter lebhafter Beifall bei den Soz. – Lachen bei den Nsoz.)

Felix Fechenbach

Wolf und Hund

Felix Fechenbach, Demokrat, Sozialist, Pazifist und deutscher Jude, verkörperte das Gegenbild des Nationalsozialismus. Seit 1928 verfolgte er den Aufstieg der NSDAP als kritischer Journalist und zog sich den Hass der Nationalsozialisten zu. Am 11. März 1933 wurde Fechenbach in «Schutzhaft» genommen und am 7. August 1933 auf dem Transport in das Konzentrationslager Dachau ermordet. In der Haft konnte er für seine Frau und seine Kinder noch einige Fabeln und Märchen schreiben:

WOLF UND HUND

In einem erbarmungslos kalten Winter hatte der Hunger den Wolf bis zu einem einsam gelegenen Gutshof getrieben. Dort traf er mit dem Hofhund zusammen, der sofort Lärm schlug.

Der Wolf suchte den Hund zu beruhigen, indem er sich auf seine Verwandtschaft mit ihm berief. Sie hätten doch beide die gleichen Vorfahren, wären also gewissermassen Vettern, wenn auch der eine in Freiheit, der andere in Knechtschaft lebe. Statt seinen Herrn herbeizurufen, sollte er lieber die Ketten abwerfen und mit hinausstreifen in die herrlichen Wälder, in die weiten Steppen...

Aber der Hund wollte nichts wissen von Freiheit und Steppen. Dieses Leben ins Ungewisse mit Hunger und Lebensgefahr sei ihm zu riskant. Er ziehe seine sichere Existenz im Dienste des Menschen vor.

«Das nennst du ‚sichere Existenz‘», höhnte der Wolf, seinen Hunger vergessend –, «wenn dich dein Herr an die Kette legt und dich windelweich peitscht, bis du ihm die Hände leckst? Und aus Dankbarkeit für diese ‚sichere Existenz‘ lässt du dich von ihm gegen deine eigenen Vettern gebrauchen!»

Der mit so bitterem Hohn überschüttete Hund blieb jedoch bei seinen Grundsätzen.

«Die Peitsche bekomme ich zuweilen», gab er zu, «dafür habe ich aber in meinem ganzen Leben noch nie Nahrungssorgen gehabt und finde auch heute noch vor meiner Hütte jeden Tag einen vollen Futternapf. Du aber kannst dich von der Schönheit deiner Wälder und auch von deiner Freiheit nicht satt essen. Wenn du klug bist, bewirbst du dich auch um einen Dienst bei meinem Herrn und du wirst bald nicht mehr wissen, was Hunger ist.»

Bei diesem Vorschlag sträubten sich dem Wolf die Haare vor Grauen.

«Ich bin entsetzt», rief er aus, «zu sehen, wie ein nahverwandtes Geschlecht so tief sinken konnte, dass es seine eigene Erbärmlichkeit für einen erstrebenswerten Zustand hält. Meine Freiheit ist mir nicht feil für einen vollen Wanst.»

In diesem Augenblick krachte ein Schuss vom Gutsgebäude her und der Wolf brach getroffen zusammen.

«Siehst du», triumphtierte der Hund, «das hast du von deiner vielgepriesenen Freiheit! Erst liess sie dich hungern und jetzt bringt sie dir den Tod. Da bleibe ich lieber in meiner Dienstbarkeit, denn einem lebendigen Hund geht es immer noch besser als einem toten Wolf.»

«Und ich sterbe lieber als Wolf, denn dass ich als Hund leben möchte!» rief ihm verächtlich der todwunde Wolf zu, streckte sich und war verendet.

DER WOLF UND DIE SCHAFE

Die Schafe waren sehr unzufrieden mit ihrem Schicksal und beriefen eine grosse Versammlung ein, in der beraten werden sollte, wie den Übelständen abzuhelpen wäre, durch die ihnen ihr Schafstum verleidet wurde.

Ein alter Hammel führte vor allem Klage über die Willkür des Wolfes, der mit den Schafen nach Gutdünken verfare, von ihrem Blute lebe und ihre Existenz dauernd in Gefahr bringe.

Nach langen Beratungen wurde beschlossen, eine Abordnung von Schafen unter Führung eines erfahrenen Hammels zum Wolf zu schicken, um mit ihm über die Abstellung der gerügten Missstände zu verhandeln.

Einige Zeit später sollte über die geführten Verhandlungen Bericht erstattet werden. Der alte Hammel stieg auf eine Bodenerhöhung und hielt folgende Rede:

«Meine geliebten Mitschafe! Wir haben eingehend mit dem Wolf beraten, und er billigt uns zu, dass wir nicht allesamt Zeit unseres Lebens Schafe bleiben müssten. Der Wolf gibt seine Zustimmung dazu, dass jedes Schaf, das die Fähigkeit und Tüchtigkeit zu solcher Karriere habe, sich aus eigener Kraft zu einem Wolfe entwickeln dürfe und dann seinerseits mit den Schafen so verfahren könne, wie es der Wolf jetzt mit uns tut... Da wir den Wolf nicht abzuschaffen vermögen, sollten wir die Gelegenheit nützen, selbst Wölfe zu werden.»

Und weil nun einmal in allen Schafen die Sehnsucht lebt, es den Wölfen gleichzutun, waren sie mit dem Bericht des Hammels sehr zufrieden und blökten begeistert ihr beifälliges «Bäh!»

SAP

Grösste Vorsicht heisst aber nicht Passivität

Im Juli 1933 forderte die illegale Reichsleitung der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) ihre Mitglieder zu noch grösserer Vorsicht bei der illegalen Arbeit auf und gab neue Sicherheitsmassregeln aus:

Sofort! Empfang bestätigen.
Streng vertraulich.

(Berlin) 23. Juli 33.

An alle Bezirke!

Werte Genossen! Die innenpolitischen Verhältnisse haben durch die vom Pr. Ministerrat vom 22. Juli 33 beschlossenen Gesetze eine ungeheuerliche Verschärfung erfahren. Wir richten deshalb an unsere Freunde einen dringenden Appell, der beabsichtigten neuen Terrorwelle gegen die Arbeiterklasse mit der grössten Geschicklichkeit zu begegnen. Zweifelloso wird dieser neue Einschüchterungsversuch unsere Arbeit zeitweilig erschweren. Wir müssen daher unter diesen neuen polizeilich juristischen Massnahmen unsere Arbeit mit der grössten Vorsicht und Nüchternheit organisieren. Im Interesse der Klasse sind wir verpflichtet, un-

sere Org. solange wie nur möglich aktionsfähig zu erhalten. Damit ist auch jeder Genosse verpflichtet, mit der notwendigen Vorsicht seine Aufgaben zu erfüllen. Unsere Arbeit muss auf lange Sicht eingestellt sein. Deshalb ist in der heutigen Zeit gute Arbeit mehr wert als viel Arbeit. Unserer Arbeit kam bisher zugute, dass unsere Bewegung dem Gegner nicht genügend bekannt war. Soweit uns bisher bekannt, sind Adressen unserer Gen. nicht in die Hände der Polizei oder S. A. gefallen. Nur dort, wo unsere Organisation vor dem Umsturz bereits im öffentl. Leben stark in Erscheinung getreten ist, wie Süd- u. Westsachsen, Breslau etc. sind die Verfolgungen gegen uns erheblich schärfer gewesen. Unsere Tätigkeit in den letzten Monaten lenkt aber immer mehr die Aufmerksamkeit des Gegners auf uns, weil er bereits die verschiedensten Dokumente von unserer Org. erwischt hat. Wir haben deshalb alle Vorkehrungen zu treffen, dass mit den grösstem Mass von Sicherheit unsere Org. durch uns geschützt wird. Auf Grund von Erfahrungen und entsprechend der gegenwärtigen Lage geben wir nachstehend noch einmal konkrete Anweisungen. Die Mitglieder dürfen nur in 5 Gruppen Zusammentreffen. Je 5 Gruppenführer bilden die nächst höhere Org. Die Leitung einer Ortsgr. besteht aus höchstens 5 Gen. Von diesen muss 1 Gen. mit der techn. Leitung betraut werden. Die U. B. L. sowie die B. L. dürfen nicht mehr als 5 Personen umfassen. Die Spitzenfunktionäre, soweit sie öffentl. bekannt sind, müssen hier sich unbedingt illegale Papiere beschaffen und dürften nicht mehr im Hause wohnen. Da das in kleineren Orten oftmals nicht möglich ist, muss dort die Arbeit mit noch grösserer Vorsicht organ. werden. Nur absolut vertrauenswürdige zuverlässige Gen. dürfen zu wichtigen Funktionen herangezogen werden. In den Wohnungen der Spitzenfunktionäre dürfen keine Sitzungen stattfinden. Die Adressen von wichtigen Funktionären dürfen für Korrespondenz innerhalb des Bezirks wie im Reich keineswegs benutzt werden. Für Adressen muss man möglichst Sympathisierende finden oder weniger bekannte aber zuverlässige Genossen. Adressen nicht bei sich führen, auch nicht in der Wohnung der führenden Genossen ohne Ortsangabe aufbewahren. Im Verkehr untereinander sollten sich die führenden Genossen mit Decknamen benennen. Der Verkehr der Ortsgr. mit der U. B. L. sollte durch Kuriere organisiert werden. Möglichst wenig die Post benutzen. Jeder Genosse sollte sich im Gebrauch von Adressen und Verbreitung innerorganisatorischer Nachrichten grösster Schweigsamkeit

befleissigen. Es ist nicht notwendig, dass *jeder* Gen. *alles* weiss. Die Hauptsache ist, dass die politische Aufgabenstellung richtig ist. Die Wohnungen aller wichtigsten Funktionäre und dem Gegner bekannter Gen. müssen von Neuem (nach dem 5. März) gesäubert werden. Nachdem es gelesen, muss es entweder sofort weitergegeben oder vernichtet werden. Kein Archiv anlegen. Vorsicht bei Gesprächen. Keine Renommistereien. Kein Material in die Hände von Alkoholikern. Keine Propaganda wie etwa die S. A. P. lebt und ähnlich. Jede Ortsgruppe bzw. Bezirk sollte nicht mehr Material herausgeben, als ihre Org. verkraften kann. Die Hauptsache ist gute Arbeit! *Weniger ist mehr!* Beim Verhandeln mit anderen politischen Gruppen grösste Vorsicht walten lassen. Keine Adressen austauschen, Kuriere niemals an Deckadressen senden. Kuriere oder Delegierte an die R. L. müssen vorher angekündigt werden, damit vorher Treffpunkt ausgemacht werden kann. Auf diesem Gebiet hat es für den R. L. in Berlin noch verschiedene Mängel gegeben, Briefe haben wir durch den Empfänger nicht rechtzeitig erhalten. Das wird abgestellt. Die B.L. sollte untersuchen, ob regelmässige Kuriermöglichkeit mit Berlin besteht oder eingerichtet werden kann. Die B. L. muss ihre Briefe mit der Bezirks-Nummer versehen, wenn möglich die Briefe laufend nummerieren, um kontrollieren zu können, ob alle Briefe angekommen sind. Unsere Adresse in Berlin nicht zu stark belasten, darf nur einmal wöchentlich geschrieben werden. Ausnahme nur in dringendem Fall. Wenn nichts zu berichten ist, muss Briefempfang bestätigt werden. Wir wollen versuchen, für Drucksachenmaterial (Zeitungen etc.) besondere Adressen zu beschaffen. Besonders wichtig ist, die angegebenen Adressen genau und richtig zu schreiben, sonst können Komplikationen und Gefährdung von Genossen entstehen. Bei Verwendung unserer Tinte ist notwendig, dass die Lösung vorher genau ausprobiert wird. Man muss solange Versuche machen, bis die richtige Mischung erreicht ist. In letzter Zeit haben wir Briefe erhalten, deren Inhalt wir ohne Auflösung schon entziffern konnten. In diesem Falle ist entweder die Tinte zu dick oder das Papier schlecht, nicht geeignet. Man braucht nicht altherbestes Büttenpapier zu nehmen, auch mit dem Papier Versuch machen. Bei den Versuchen sollte man das geschriebene Papier zunächst 72 Stunden liegenlassen, um festzustellen, ob die Tinte sichtbar wird,

wenn ja, dann noch verdünnen. Das zur Tinte notwendige Salz ist nicht in der Wohnung aufzubewahren, wo die Briefe geschrieben werden. Von unserer Schreibmethode sollten nur die Genossen wissen, die damit zu tun haben. Diese Briefe dürfen nicht geschrieben und aufgelöst werden in den Wohnungen der Spitzenfunktionäre. Nach Auflösung solcher Briefe, wenn Inhalt wichtig und andere Genossen Kenntnis haben müssen, diesen Brief sofort abschreiben und Originalbrief vernichten, am besten verbrennen. Brief dort auflösen, wo kein anderer es sieht.

Grösste Vorsicht heisst aber nicht Passivität: Wir bitten Euch, diese wenigen Anweisungen *strengstens* zu beachten und durch Eure Erfahrungen zu ergänzen. Falls Ihr besondere Erfahrungen auf diesem Gebiete habt, teilt uns dies mit.

Noch ein Wort, zur Erfüllung unserer Reichsarbeit benötigen wir Geld, schickt uns, wenn möglich, monatlich einen bestimmten Betrag, damit wir kalkulieren können.

In der Hoffnung, dass es uns gelingt, unsere Organisation aller Orts auf grösste Illegalität umzustellen, bevor der Gegner seinen neuen Schlag ausgeführt, verbleiben wir mit bestem Gruss

die R. L. Ernst.

Rudolf Küstermeier

Der Rote Stosstrupp

Die Berliner sozialdemokratisch-linkssozialistische Widerstandsgruppe «Roter Stosstrupp» hatte sich bereits in der Weimarer Zeit auf die Illegalität vorbereitet. Der Journalist Rudolf Küstermeier, einer der Hauptakteure dieser Gruppe, berichtete 1970 in einem Vortrag:

Vielleicht sage ich jetzt zunächst etwas über unsere Ziele. Als Hauptziel haben wir betrachtet, die Flucht aus der Verantwortung, die Flucht aus der Politik, die Verzweiflung, die sich nach dem 30. Januar, nach dem Reichstagsbrand und insbesondere nach den ersten grossen Verhaftungswellen, breit machte, aufzuhalten. Wir wollten verhindern, dass auf der deutschen Linken schlechthin jedermann den Mut verlor. Wir woll-

ten wenigstens einige von den Kräften, die auch unter den erschwerten Verhältnissen noch einsatzbereit waren, zusammenfassen und zusammenhalten. Zu was genau, das hätten wir, offengestanden, zu jener Zeit nicht sagen können.

Wir hatten keine präzisen Vorstellungen darüber, was wir zum Beispiel nach ein, zwei oder drei Jahren sagen würden, oder was dann sein würde. Was wir aber sehr genau wussten, das war, dass etwas geschehen musste, was aufräumt mit dem Eindruck, es gebe auf der Linken in Deutschland überhaupt nur noch Unfähigkeit und Feigheit. Vielleicht ist diese Formulierung ein bisschen krass – aber sie erfasst, glaube ich, das Wesentliche.

Unsere Absicht war nicht, die Regierung zu stürzen. So vermessen waren wir nicht, uns das vorzunehmen. Immerhin hatte diese negative Seite unserer Zielvorstellungen einige Konsequenzen. Eine davon war die strikte Anweisung, dass niemand von uns Waffen haben durfte. Wir wollten der Gestapo, falls wir einmal gefasst werden sollten, keine unnötigen Vorwände geben. Wir wollten auch unnötige Argumente der Gerichte vermeiden. Sobald wir Waffen gehabt hätten, hätte man den Hochverratsparagrafen gegen uns anwenden können. Ich unterstelle, dass der eine oder andere von uns auf irgendeine Weise Waffen beschafft oder Zugang zu Waffen hatte. Für die Organisation als solche wurde aber immer wieder [...] festgestellt: wir erstreben nicht gewaltsamen Umsturz, wir wollen nicht Waffen einsetzen, wir haben keine Waffen als Organisation.

Technisch gesehen, haben wir als unsere wichtigste Aufgabe betrachtet, Informationen zu sammeln und zu verbreiten, Informationen, die von der Regierung unterdrückt oder verfälscht wurden. Wir wollten solche Informationen in erster Linie unter Genossen verbreiten, aber auch darüber hinaus, unter allen Leuten, die wir irgendwie als interessiert betrachten konnten, oder die sich als interessiert erwiesen. Es dauerte bemerkenswerterweise gar nicht lange, bis durch die seltsamsten Kanäle Menschen Verbindung mit uns suchten, an die wir gar nicht gedacht haben würden. [...]

Einen nicht unerheblichen Teil der Informationen, die wir verbreitet haben, verdanken wir unserer eigenen täglichen Arbeit. Und da möchte ich ein Beispiel herausgreifen, das noch heute eine nicht unerhebliche historische und politische Bedeutung hat. Am 12. November 1933 fan-

den die Reichstagswahlen statt, die zum ersten Mal eine Volksabstimmung nach nationalsozialistischer Art brachten. Die Wahl war kombiniert mit der Frage, ob Deutschland aus dem Völkerbund hätte austreten sollen oder nicht. Angeblich haben 92% der Wähler «Ja» gesagt. Wir haben damals ungefähr 30 unserer Mitarbeiter über die Berliner Wahllokale verteilt und sie, was ja verfassungsmässiges Recht war, eingesetzt für die Beobachtung der Auszählung. Wir haben verschiedene Wahllokale, in verschiedenen Wahlbezirken, in verschiedenen Stadtteilen, zu beobachten versucht. In einigen Fällen ist es nicht gelungen. Die Wahlvorsteher der betreffenden Lokale haben die unwillkommenen Beobachter einfach hinausgeworfen.

Wir haben aber immerhin aus einer Anzahl von Wahllokalen exakte Auszählungsergebnisse gehabt. Diese Ereignisse liefen darauf hinaus, dass kein Bezirk unter 50% ergeben hat. Ein Bezirk, ich weiss heute nicht mehr, welcher es war, aber ich müsste mich sehr irren, wenn es nicht ein Neuköllner Bezirk gewesen wäre, hatte – glaube ich – 52%. Es gab relativ hohe Zahlen, Ende der 60er, Anfang der 70er Prozent, in ausgesprochen bürgerlichen Gegenden. Nirgends gab es 92%, oder auch nur annähernd 92%. Wenn ich von den Zahlen, an die ich mich erinnere, einen Durchschnitt ziehen sollte, dann würde ich sagen: er kann nicht viel über 60% gelegen haben.

Da haben Sie ein dokumentarisch belegtes Beispiel dafür, wie das Propagandaministerium damals geschwindelt hat. In der Öffentlichkeit hatte natürlich niemand die Möglichkeit, diese Zahl von 92% zu widerlegen. Wir hatten sie, und wir haben die richtigen Zahlen verbreitet. Sie sind damals in unserem Blättchen veröffentlicht worden. [...]

Eine Kuriosität möchte ich noch erwähnen, die unseren Postversand betrifft. Dafür hatten wir eine sehr einfache Methode, die sich immer bewährt hat. Die Zeitschrift wurde eingewickelt in ein Exemplar des «Angriffs» oder des «Völkischen Beobachters». Es wurde ein Streifband gemacht, bei dem man gleich von aussen sehen konnte, dass es sich um die betreffende Zeitung handelte. Auf diese Weise haben wir auch unsere Auslandssendungen verschickt, und bis zu meiner Verhaftung sind alle immer angekommen. Wir haben in Deutschland aber auch in gewöhnlichen Briefumschlägen verschickt.

Eines Tages sind wir darauf gekommen, dass für unsere Finanzverhältnisse, von denen ich schon gesprochen habe, die Portoauslagen – es handelte sich im Sommer 1933 bereits um 200 bis 250 Exemplare – eine Ausgabe bedeuteten, die zu sparen für uns ins Gewicht fallen würde. Und dann fand sich eine sehr witzige Möglichkeit. Einer unserer Mitarbeiter, einer der besten und tüchtigsten, die wir hatten, arbeitete in einem der Berliner Bezirksämter. Bei einer Sitzung sagte er: «Hört mal zu! Wie wär' das, wenn wir diese Dinger verschickten mit Hilfe eines Behörden-Freistempels? Dann kosten sie gar nichts. Ich könnte das organisieren!» Und er hat es organisiert. Er bekam die fertigen Briefe bzw. Briefumschläge. Sie wurden freigestempelt, ohne uns einen Pfennig zu kosten. Das ist 8 bis 10 Wochen gut gegangen. Dann hatten wir die erste Panne. Ein Brief ist als unzustellbar an den Absender zurückgegangen, also an das Bezirksamt. Da sass zu jener Zeit, neu installiert, ein «Alter Kämpfer»; er war der Behördenvorsteher. Es hat wochenlange Untersuchungen gegeben. Die Gestapo hat Mitarbeiter eingeschleust in die Behörde, die sollten Beobachtungen machen. Eine ihrer Anweisungen war, sie sollten sich möglichst oft auf der Toilette aufhalten, weil die illegalen Arbeiter, die in dieser Behörde sitzen mussten, möglicherweise die Toilette als Treffpunkt benutzen würden. Nichts ist herausgekommen. Unser Genosse sass ununterbrochen an demselben Arbeitsplatz. Vorübergehend ist sogar der «Alte Kämpfer» verhaftet worden. Er hatte behauptet, es müsste ein gefälschter Stempel benutzt worden sein. Die Gestapo bewies ihm, dass wir seinen Originalstempel benutzt hatten. Das Problem ist offengeblieben. Unser Genosse, der diese ganze Aktion auf dem Gewissen hatte, ist nie verhaftet worden. Er ist einer von denen, die auch nach den grossen Verhaftungen im November 1933 weitergearbeitet haben. Er ist einmal im Zusammenhang mit einer anderen Angelegenheit, mit der er wirklich nichts zu tun hatte, in Verdacht gekommen und ein paar mal verhört worden. Aber er hat keine Freiheitsberaubung zu erdulden brauchen. Auch das hat es also gegeben.

Anonym

Helft einst ihn lynchen

Wenige Tage nach der Ausschaltung der SA und der Ermordung politischer Gegner im Umfeld des 30. Juni 1934 wurde am 3. Juli 1934 im Briefkasten der Kölner Sparkasse eine anonyme Postkarte gefunden:

Beamter! Kaufmann! Handwerker!
Musst Du mit Heil-Hitler! Grüßen:
Dann denke dabei:

H elft	H inter
e inst	i hren
i hn	t aten
l ynchen	l auert
	e ine
	r evolution

Neu Deutsche Republikanische Partei!

Ernst Fraenkel

Der Sinn illegaler Arbeit

Der Berliner Rechtsanwalt Ernst Fraenkel, nach 1945 ein führender Vertreter der deutschen Politikwissenschaft, stand in der NS-Zeit dem Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) nahe. Unter dem Pseudonym «Fritz Dreher» veröffentlichte er 1935 in der ISK-Auslandszeitschrift einen Aufsatz über den «Sinn illegaler Arbeit».

Die Zahl der Opfer der illegalen Arbeit in Deutschland ist unbekannt. Das Tempo, mit dem die deutsche Justizmaschine arbeitet, hat sich eher beschleunigt als verlangsamt. Im Zuchthaus in Brandenburg wurde ein neuer Flügel angebaut. Die deutschen Zuchthäuser sind überfüllt. Dabei versucht die Propaganda von Goebbels systematisch alle Nachrichten zu

unterdrücken, die den Eindruck erwecken könnten, dass eine intensive illegale Arbeit von links geleistet wird. Unter diesen Umständen ist es nicht unverständlich, dass immer wieder auch in den Kreisen der überzeugten und festgebliebenen Sozialisten die Frage auftaucht: Hat denn im heutigen Deutschland illegale sozialistische Arbeit einen Sinn?

Von denen, die diese Frage verneinen, wird häufig darauf hingewiesen, die illegale Arbeit sei zur Zeit doch nutzlos, umso mehr, als die Anhängerschaft Hitlers, je länger das Dritte Reich dauere, immer mehr ihren Schwerpunkt in den Kreisen der Arbeiterschaft finde. Was Hitler im Bürgertum verliere, gewinne er im Proletariat. Die so sprechen, sind, gewollt oder ungewollt, Amtswalter Goebbels'scher Propaganda. Sie tragen weiter, was im Propagandaministerium der Wilhelmstrasse als «Flüsterpropaganda» ausgeheckt worden ist; neben der nach aussen hin in Erscheinung tretenden reklamehaften offenen gibt es nämlich eine geheime, vermutlich wirksamere, jedenfalls gefährlichere Flüsterpropaganda, mit der wir zu rechnen haben.

Was bedeutet es, wenn die Flüsterpropaganda verbreitet, der Schwerpunkt der Anhängerschaft des Dritten Reiches liege jetzt bei der Arbeiterschaft? Mit dieser Parole schlägt Goebbels fünf Fliegen mit einer Klappe:

1. Das Bürgertum, das dem Nationalsozialismus skeptisch, vielleicht feindlich gegenübersteht, wird zurückgeschreckt: Was hat ein Widerstand gegen Hitler für einen Sinn, wenn er sich auf die breite, noch immer gefürchtete Masse des Proletariats zu stützen vermag?

2. Und bei dem Bürgertum, das zu Hitler steht, verstärkt sich das Gefühl der Bedeutung seines Sieges. Das war ja das grosse Ziel, das sich die Nazis gesetzt hatten: dem deutschen Staat den deutschen Arbeiter zu gewinnen! Und siehe da, dieses Ziel scheint erreicht.

3. Die Arbeiter jedoch, die – sei es aus Überzeugung, sei es aus Feigheit, sei es aus Berechnung – sich dem Nationalsozialismus angeschlossen haben, sie können sich darauf berufen, dass sie ja nicht allein stehen; sie können darauf verweisen, dass die Masse des Proletariats – so behauptet wenigstens die Flüsterpropaganda! – in die Bataillone Hitlers abgeschwenkt sei.

4. Und – dies ist vielleicht die gefährlichste Wirkung jener teufl-

schen Parole! – die Arbeiter, die opponieren, die nicht kapitulieren wollen, komme, was kommen mag, sie werden verzagt, wenn sie hören, ja wenn sogar ihre eigenen Freunde gedankenlos nachplappern, dass die Masse der Arbeiterschaft jetzt das Hauptkontingent der Hitlerschen Macht darstelle.

4. Endlich ist jene Flüsterparole ein Mittel, die Hitler'sche Judenfeindschaft zu rechtfertigen. – Ja, solange artfremde Hetzer und Zeitungsschmierer die Arbeiterschaft noch hatten irreführen dürfen, so lange folgte die breite Masse der werktätigen Bevölkerung volksfremden Verführern. Aber seitdem diesen Hetzern der Mund verschlossen ist, hat «Deutschlands treuester Sohn» den Weg zurück zur Nation gefunden. Hörten wir nicht auch auf dem Parteitag der «Freiheit», dass die Arbeiterschaft nach der Ausschaltung der Juden aus dem politischen und kulturellen Leben Deutschlands zu sich selber zurückgefunden habe, und dass sie nunmehr den breitesten Strom nationalsozialistischer Gefolgschaft darstelle?

Täuschen wir uns nicht: Diese Flüsterpropaganda ist gefährlich! Aus der Irreführung der «geheimen Meinung», die heute in Deutschland wichtiger ist als die «öffentliche Meinung», müssen Folgerungen für das Ob und Wie der illegalen Arbeit gezogen werden.

Ohne illegale Arbeit, ohne die opfervolle Arbeit der Besten, ohne dass die Massen der Zweifelnden sehen, dass es einen Widerstand, dass es einen Kampf gegen die Barbarei des Dritten Reiches gibt, bricht auf die Dauer die Kraft zum inneren Widerstand selbst bei jenen, die auch heute noch nicht bereit sind, vor dem Nationalsozialismus innerlich zu kapitulieren. Hieraus ergibt sich aber, dass eine illegale Arbeit nur sinnvoll ist, wenn sie sichtbar ist. Man hört häufig, die illegale Arbeit habe sich darauf zu beschränken, den Zusammenhalt der besten früheren, sozialistischen Funktionäre aufrechtzuerhalten, damit dereinst ein Funktionärkörper zur Verfügung stände. Vorzeitige Aufopferung der besten Genossen sei eine unsinnige Opferung wertvoller Kräfte. Dem ist entgegenzuhalten, dass es zwar richtig ist, den Zusammenhalt der zuverlässigsten Genossen aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen. Doch ist diese Arbeit nur eine notwendige Vorstufe zu weitergehender illegaler Tätigkeit. Wenn sich die illegale Arbeit darauf beschränkt, den Zusammenhalt der überzeugten Gegner des Nationalsozialismus in lockerer Weise auf-

rechtzuerhalten, wenn sie nichts anderes ist als ein Sichbereithalten und Warten auf «den Tag», so ist sie ein Wechsel auf den Sankt-Nimmerleinstag.

Unsichtbare illegale Arbeit ist unwirksame illegale Arbeit.

Die illegale Arbeit muss sichtbar sein; nur dann hat sie politische Bedeutung. Sie muss sichtbar sein, sowohl der Bevölkerung, als auch der Geheimen Staatspolizei gegenüber. Der Geheimen Staatspolizei gegenüber? Jawohl; gegenüber der Geheimen Staatspolizei! Denn eine der wesentlichsten Wirkungen der illegalen Arbeit besteht heute darin, den Machthabern des Dritten Reiches ein Gefühl der Unsicherheit zu geben. Sie wissen, dass es irgendwo unten brodelt. Die Gestapo weiss es besser als manch einer, der mit den Gegnern Hitlers sympathisiert. Und gerade dieses Wissen, dass das stolze Gebäude des Dritten Reiches auf einem Vulkan errichtet ist, zwingt die Gestapo dazu, Massnahmen in die Wege zu leiten, die von weittragender Bedeutung sind, und die wirksame Ertrag der illegalen sozialistischen Arbeit darstellen.

Solange die Gestapo in jedem Kegelklub eine marxistische Verschwörung sieht, solange die Gestapo die Ernsten Bibelforscher als Ausgeburt sozialistischer Propagandakünste bekämpft, solange die Gestapo hinter jeder harmlosen Veranstaltung eine Tarnung sozialistischer Kräfte wittert, so lange wird es nicht «gemütlich» im deutschen Vaterland. Man muss die Deutschen kennen, um zu wissen, was der Mangel an Gemütlichkeit für ihr Gemüt bedeutet. Das Wissen darum, dass illegal gearbeitet wird, und die Furcht vor der Ausbreitung der revolutionären Tätigkeit zwingt die Gestapo dazu, den Ausnahmezustand aufrechtzuerhalten, der seit dem Tage der Machtergreifung Hitlers in Deutschland herrscht. Es ist nicht der unwesentlichste Erfolg der illegalen Arbeit, indirekt zu bewirken, dass der Ausnahmezustand in Deutschland aufrechterhalten wird. Wir gefährden uns und andere, um zu verhindern, dass es in Deutschland «gemütlich» wird. Denn wir fürchten keinen Augenblick mehr als den, in dem der Spiesser mit einem gewissen Recht erklären kann, dass doch alles halb so schlimm sei, dass sich das Leben in Deutschland wieder in normalen Bahnen bewege. Wir zwingen durch unsere illegale Arbeit Hitler und Göring, den Ausnahmezustand aufrechtzuerhalten. Ich sehe als einen der grössten Triumphe der bisherigen Arbeit den Erlass von Ley an, der es verbietet, dass in den Betrieben Kegelklubs und Gesangvereine begründet und aufrechterhalten werden.

Ley hat die Auflösung dieser Harmonievereine bis zum 1. Oktober 1935 angeordnet, weil sie einen Unterschlupf für staatsfeindliche Elemente bildeten. Es wird Euch also nicht möglich sein, Ihr Herren Opportunisten, Euch in Euren Werkvereinen auszuspießern! Die illegale Arbeit ist bereits heute stark genug, zu verhindern, dass der deutsche Arbeiter einen Ort findet, wo er sich heute heimisch fühlen könnte. Wir wollen Euch das Bewusstsein, dass Ihr geistig heimatlos seid, aufzwingen; Ihr sollt merken, was los ist im Dritten Reich. Und die Gestapo als unser Amtswalter sorgt dafür, dass Ihr nicht heimisch werdet im Dritten Reich.

Ohne illegale Arbeit, ohne die Angst der herrschenden Klasse, ohne sichtbare, auch der Gestapo sichtbare illegale Arbeit hätten wir vermutlich längst wieder Arbeitervereine und quittegelbe Gewerkschaften und Reden darüber, dass der Arbeiter niemals solch herrliche Koalitionsfreiheit besessen hätte wie heute. Die illegale Arbeit zwingt die Machthaber des Dritten Reiches dazu, jeden Arbeiterverein zu verbieten und stattdessen eine Arbeitsfront zu errichten, die, je länger, je mehr, der Spott des jüngsten Lehrlings wird. Die illegale Arbeit nimmt ferner den Machthabern des Dritten Reiches die Möglichkeit, das Sicherheitsventil einer legalen Opposition zu öffnen. Weil sie in allen etwaigen Gebilden einer legalen Opposition Unterschlupfmöglichkeiten für die illegale Opposition wittern müssen, zerschlagen sie den «Stahlhelm» und die Bekenntnisfront, schikanieren sie die katholische Kirche, wo immer sie können. So bewirkt unsere illegale Arbeit, dass die Nationalsozialisten immer mehr Gruppen vor den Kopf stossen und die Zahl ihrer Gegner täglich vermehren. Wir hindern durch unsere illegale Arbeit die Nationalsozialisten daran, sich mit diesen Gegnern auseinanderzusetzen; wir zwingen sie, aus sachlichen Gegnern verbissene und verbitterte Feinde zu machen.

Die opponierenden und konspirierenden Stahlhelmer, Bekenntnispfarrer, katholischen Geistlichen, die wirklichen Ernsten Bibelforscher und andere können freilich niemals unsere Bundesgenossen sein. Aber gerade der Umstand, dass die Opposition gegen das Dritte Reich auch Kreise ergreift, die sich vorher in Begeisterung vor Hitler überschlagen haben, zwingt uns, unsere sichtbare illegale Arbeit zu verstärken. Denn es darf nicht der Eindruck entstehen, als ob bei dem, was die Nazis «Reaktion» nennen, das eigentliche Schwergewicht der Opposition läge. Es

wäre ein Verhängnis schlimmster Art, wenn sich in der Bevölkerung die Ansicht durchsetzte, dass andere Oppositionsgruppen im Widerstand gegen Hitler aktiver seien als die sozialistische Arbeiterschaft. Der Primat der illegalen Arbeit gehört uns!

Die illegale sozialistische Arbeit muss auch sichtbar sein gegenüber den einzelnen Sozialisten. Wer einmal einem Genossen ein Flugblatt in die Hand gedrückt hat, wer das Aufleuchten der Augen sah, als der, der sich bisher verlassen fühlte, mit kaum gemeisterter Erregung sagte: „Ja, gibt es denn so etwas noch!“, wer sonst irgendwie Gelegenheit hatte zu beobachten, wie opferbereite illegale Arbeit Rücken steift und Herzen erhebt – der weiss, was ich meine. Der Sozialismus ist in Deutschland im Jahre 1933 rühmlos zusammengebrochen. Er kann in Deutschland nur dann wieder eine politische Kraft werden, wenn er vorher eine moralische Kraft geworden ist. Eine moralische Kraft zu werden, dazu ist dem Sozialismus in der Schreckensherrschaft des Dritten Reiches eine gewaltige Chance gegeben. Durch illegale Arbeit, durch sichtbare illegale Arbeit allein kann der Sozialismus das Prestige wieder erringen, das er 1933 restlos verloren hat, und ohne dessen Besitz eine Wiedergeburt, oder sagen wir besser: eine Neugeburt des Sozialismus in Deutschland unmöglich ist. [...]

Kein Wort darüber, dass die illegale Arbeit so organisiert werden muss, dass die Zahl ihrer Opfer möglichst gering ist. Die illegale Arbeit sei sichtbar, der illegal Arbeitende unsichtbar. Das ist die Patentlösung. Es gilt, sich ihr in der Praxis, unter Ausnutzung aller vorhandenen Erfahrungen, immer mehr anzunähern. Wer sichtbar illegal arbeitet, muss stündlich mit dem Verhängnis rechnen, den Häschern des Dritten Reiches in die Hände zu fallen. Es gibt Genossen, die sichtbare illegale Arbeit mit der Begründung ablehnen, die besten Kräfte würden dem Zuchthaus, vielleicht sogar dem Henker geopfert und fehlten alsdann bei dem grossen Aufbauwerk sozialistischer Zukunft. Die sichtbare illegale Arbeit verlangt aber so viel Mut, Klugheit und Charakterstärke, dass der Beste kaum ihren Anforderungen genügt. Und: wer sich selber zu gut ist, sich in den Zeiten des weissen Schreckens zu gefährden, ist uns nicht gut genug, in Zeiten des sozialistischen Aufbaus mitzuwirken. Man halte mir nicht entgegen, dass die Opfer der illegalen Arbeit für Jahre, wenn nicht für immer der aktiven sozialistischen Arbeit durch Verbüßung ihrer «Strafe» entzogen werden. Die Genossen, die im Zuchthaus sitzen,

die Genossen, die vom Dritten Reich hingerichtet wurden, sind ein Kraftzentrum der gegenwärtigen illegalen, sie sind ein Kraftzentrum aller künftigen sozialistischen Aufbauarbeit. Wie ein Stein, der ins Wasser geworfen wird, grössere und grössere Kreise um sich zieht, so wirkt die Kunde von jeder Verhaftung, von jeder «Bestrafung» in weitere und weitere Kreise, die im Übrigen durch die Goebbels'sche Zensur von allen nicht offiziellen Nachrichten abgeschlossen werden. Unsere Mitkämpfer, die im Zuchthaus sitzen, sind zwar von der aktiven Mitarbeit ausgeschlossen. Dass ihr Schicksal Mythos wird, dass es legendenbildend und stärkend wirkt, ist die Aufgabe derer, die bisher von der Gestapo noch nicht gefunden wurden.

Die da glauben, sie müssten sich aufsparen für die Zeit des sozialistischen Aufbaus, verkennen, dass aus der illegalen Arbeit seelische Kräfte erwachsen, die den heute illegal Arbeitenden einst zu einer Aufbauarbeit befähigen, und für die andere kaum ebenso geeignet sein werden. Wer heute in Deutschland lebt, wer den seelischen Druck des Regimes von Pöbel und Spiessern täglich geradezu körperlich empfindet, wer in diesem «Mief» von Bier und Selbstbeweihräucherung fast erstickt –, der allein kann die befreiende Wirkung empfinden, die die illegale Betätigung für den illegalen Täter bedeutet. Ja, wir sind «Verbrecher» geworden. Und wie die Verbrecher leben auch wir auf, wenn wir «ein Ding gedreht haben». Hätten wir nicht diese Stärkung durch unsere illegale Betätigung, ich fürchte, auch wir versackten in dem Dunst, der auf Deutschland drückt. Weil wir illegal arbeiten, halten wir uns frisch. Nur dadurch, dass wir uns frisch halten, befähigen wir uns zur Mitarbeit am sozialistischen Aufbau.

Das also ist der Sinn der illegalen sozialistischen Arbeit im Dritten Reich: den Arbeitenden Kraft, den Schwankenden Vertrauen, den Leidenden Hoffnung und den Herrschenden Furcht einzuflössen. Hat die illegale Arbeit einen Sinn? – Was wäre Deutschland ohne illegale Arbeit? Wer sich dieses Bild ausmalt, der weiss, dass kein Opfer vergebens ist. «Und setztet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein!»

Hermann Brill

Volksfront in Deutschland

Vor allem in Berlin war eine Gruppe aktiv, die auf eine enge Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokraten, Sozialisten und Kommunisten hinarbeitete. Hermann Brill, führendes Mitglied dieser Gruppe und lange Jahre im KZ Buchenwald inhaftiert, berichtet darüber:

Nach dem Verbot der SPD und der Auflösung der sozialdemokratischen Fraktionen im Reichstag und in den Landtagen beschloss eine Gruppe jüngerer Sozialdemokraten, nicht zu emigrieren, sondern den Kampf gegen die NSDAP illegal fortzusetzen. In Thüringen nannte sich diese Gruppe zunächst «Befreiung der Arbeit». Aus der Schutzhaft nach Hause zurückgekehrt, verfasste ich für sie im Spätherbst 1933 eine Programmschrift, die vermutlich verloren gegangen ist. Sie war die Basis einer Diskussion, die geistig unter der Leitung von Otto Jenssen, organisatorisch unter der von Jakob Greidinger stand. Pfingsten 1934 gelang es, einen organisatorischen Zusammenhang über ganz Deutschland herzustellen. Von da ab führte die Gruppe den Namen «*Neu Beginnen*». Da in die Gruppe sehr viele aufgenommen worden waren, die in den alten legalen Organisationen offizielle Posten bekleidet haben, war es für die Strafverfolgungsbehörden nicht schwer, sie festzunehmen. Das Oberlandesgericht Jena verurteilte in mehreren Prozessen etwa 25 Personen, darunter Jakob Greidinger.

Inzwischen hatten wir uns neu formiert. Die Vorbereitungen zur ersten und einzigen Vertrauensratswahl im Frühjahr 1935 wurden von uns mit der Losung «Tatsachen gegen Propaganda» wirkungsvoll durchkreuzt. In Berlin, wohin ich im Juli 1934 übergesiedelt war, bildeten sich feste gewerkschaftliche und politische Zusammenhänge, in denen Otto Brass und Oskar Debus neben vielen anderen eine führende Rolle spielten. Seit Mai 1935 versorgte ich diese Kreise mit Nachrichten aus ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, schrieb ein grosses Essay über «Die Staatsanschauungen August Bebels» und leitete einige programmatische Diskussionen.

Schon die Beschlüsse des 7. Weltkongresses der Komintern hatten

uns auf die besondere Entwicklung in Frankreich aufmerksam gemacht. Als endlich im Mai 1936 die französische Volksfront einen entscheidenden Wahlsieg davontrug, war es nach unserer Meinung Zeit, auch in Deutschland den Volksfront-Gedanken zu formulieren. Nachrichten, Übersetzungen und Artikel genügten nicht mehr, wir brauchten ein Programm. So entstanden am 21. Dezember 1936 in einem Wohngebäude der Konsumgenossenschaft Berlin in einer Zusammenkunft, an der Oskar Debus, Otto Brass, Franz Petrich und ich teilnahmen, die zehn Punkte. Wir bildeten ein festes Komitee, zu dem im Januar 1937 noch Kurt Schmidt, im März 1937 Johannes Kleinspehn traten. Die Volksfront-Arbeit hatte in Deutschland eine feste organisatorische Form gewonnen.

ZEHN PUNKTE

Geeint in dem Willen, die hitleristische Diktatur zu stürzen, Deutschland vor dem Untergang in einem zweiten Weltkrieg zu retten und Freiheit und Gleichheit wieder zu den Grundsätzen des politischen Lebens aller Deutschen zu machen, haben sich die liberalen, demokratischen, sozialistischen und kommunistischen Gruppen Deutschlands zu einer Deutschen Volksfront zusammengeschlossen und verkünden dem deutschen Volke folgende Forderungen als Programm:

1. *Sturz und Vernichtung* der Diktatur.
2. *Recht und Gerechtigkeit* für alle: Befreiung der politischen Gefangenen, Abschaffung der Blutjustiz, Sühne für die begangenen Verbrechen, Wiedergutmachung des verübten Unrechts.
3. *Freiheit des Glaubens* und der *Weltanschauung*: staatlicher Schutz jeder Religionsübung, Organisations-, Versammlungs- und Pressefreiheit.
4. Volle *Selbstregierung* und *Selbstverwaltung* des deutschen Volkes in einem erneuerten Reich der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Demokratie.
5. *Einstellung des Wettrüstens* und der Kriegswirtschaft. Sicherheit durch Abrüstung. Verkürzung der Dienstzeit.
6. Volle *Aussöhnung* und restlose *Verständigung* mit Frankreich. Mitarbeit an der *europäischen* Staatengemeinschaft im Rahmen eines

reorganisierten Völkerbundes. Frieden und Freundschaft mit allen Völkern.

7. *Beseitigung* der *Not* und der *Arbeitslosigkeit* durch Wiedereintritt Deutschlands in die Weltwirtschaft.
8. *Rettung der Spareinlagen* und der *Versicherungen* vor der Inflation. Freier Arbeitsvertrag. 40-Stunden-Woche.
9. *Aufhebung* der *Zwangswirtschaft* am landwirtschaftlichen Boden (Erbhofgesetz) und an den landwirtschaftlichen Erzeugnissen (Marktordnung). *Einziehung* des *Grossgrundbesitzes* zur Bauernsiedlung. Förderung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens.
10. *Verstaatlichung* der *Schwerindustrie*, der *Chemie*, der *Energieerzeugung* und der *Banken*. Führung einer Wirtschaftspolitik, die allein der Besserung des deutschen Volkes dient.

Deutsche! Die Deutsche Volksfront wird sich nicht eher trennen, als bis ihre Forderungen verwirklicht sind. Schliesst Euch unter unserer Leitung zusammen.

Nieder mit der Diktatur!

Für ein freies, friedliches und glückliches Vaterland!

Marille Römer

Josef «Beppo» Römer

Die Berliner Gruppe um Robert Uhrig und Josef «Beppo» Römer gab in den Jahren zwischen 1940 und 1942 mehrere Ausgaben eines «Informationsdienstes» heraus, die massgeblich von Josef Römer gestaltet wurden. Im «Informationsdienst» wurden sowohl vom NS-Regime unterdrückte Nachrichten verbreitet als auch die Positionen der Gruppe um Uhrig und Römer formuliert. Marille Römer schildert nach 1945 das Schicksal ihres Schwagers:

Aus eigenem Erleben will ich Ihnen heute aus der Kampfzeit dieser Gruppe berichten. Dr. *Römer* war im ersten Weltkriege aktiver Offizier. Der Zusammenbruch Deutschlands nach diesem Kriege veranlasste ihn, aus der Armee auszuscheiden. Er promovierte 1921 zum Dr. jur. Die Politik zwang ihn in ihren Bann. Er wollte seinem Vaterlande helfen, er wollte aber keine Partei gründen.

Beppo Römer interessierte sich für alle Parteien und studierte deren Programme. So hörte er auch eines Tages von einem gewissen Hitler, er bestellte ihn sich in die Wohnung seiner Eltern in der Kauibachstrasse – damals war Hitler noch leicht zu haben. Die Besprechung war auch kein Ereignis, von dessen Ausgang man sich etwas Besonderes erwartete. So ganz gelegentlich sprach man denn auch davon, dass mit diesem Hitler nichts anzufangen sei, da ihm die primitivsten Kenntnisse einer klar ins Auge gefassten Politik fehlten. Beppo Römer brachte dieses Urteil auch Hitler gegenüber zum Ausdruck, indem er ihm nach Beendigung der Unterredung erklärte: «Unsere Wege trennen sich schon am Anfang.» – Hitler hat dies Beppo sowohl wie meinem Manne, seinem Bruder Fritz, der bei dieser Begegnung mit anwesend war, nicht vergessen.

1923 war Hitlers Stern bereits stark im Ansteigen, wir nahmen jedoch in unserem Kreise die ganze Situation nicht ernst, und seinen «historischen Marsch» zur Feldherrnhalle betrachteten wir als eine Köpenikiade. Viel interessanter war für uns die Durchführung des ihm gemachten Prozesses. Mit Bestürzung nahmen wir die Urteile zur Kenntnis, die geradezu befremdeten. Statt Hitler die Möglichkeit seiner Politik auf lange Sicht zu unterbinden, schuf man ihm die Plattform zu seiner späteren Entfaltung. Man nahm ihn und seinen Haufen ernst, vielleicht weil sich einige, durch den verlorengegangenen Krieg stellenlos gewordene prominente Militaristen zu ihm verirrt hatten.

Nach Landsberg rückte die wiedererstandene NSDAP für uns näher ins Blickfeld, Jetzt galt es auf dem Posten zu sein. Schon im Jahre 1926 wurde der Kreis der Beppo Römer-Freunde erweitert und regelmäßige Besprechungen über die Parteiversammlungen der Nazis und den zusehenden Ausbau der Partei durchgeführt.

Bis zum Jahre 1933, bis zum Tage des Reichstagsbrandes, war immer wieder versucht worden, das Schreckliche, das über uns zu kommen drohte, abzuwenden, aber die Masse war dagegen taub. Jeder hörte für sich herrliche Zukunftsmusik, während die warnende Stimme der anderen ihnen Widerstand und Einhalt gebot. So nur konnte es möglich werden, dass der brennende Reichstag in Berlin zur Fanfare werden konnte, die alle rief, und viele, leider viel zu viele kamen. –

Wir hatten in München herrlich den Fasching genossen, es war uns

manchmal, als müssten wir auf Vorrat Freude speichern. Zum Kehraus im Deutschen Theater hatte mein Mann das Festspiel geschrieben, der Frack und das Ornat der Narhalla lagen schon bereit, als Beppo aus Berlin eintraf. Er sollte am Aschermittwoch in einer Versammlung im Sonnenhof sprechen. Von allen Litfass-Säulen und Plakattafeln leuchtete sein Name in grossen Buchstaben, Beppo Römer war bereits Stadtgespräch. Ernste Nachrichten, die er uns mitbrachte, machten uns wandelnd, ob wir noch ausgehen sollten, alle Freude war wie weggeblasen, ernste Befürchtungen erfüllten uns. Die Leute des Münchner Aufbruchkreises gaben sich gegenseitig die Türe, telefonische Vereinbarungen wurden getroffen für den nächsten Tag. Ich fröstelte in der warm geheizten Wohnung. Nach kurzer Besprechung mit Beppo beschlossen wir, doch hinzugehen, auch Beppo ging mit. Ich tanzte gerade mit Beppo, als mein Mann uns in die Loge holte. Ein «lieber» Zeitungskollege meines Mannes hatte uns einen Zettel auf den Tisch gelegt, dass der Reichstag von den Kommunisten in Brand gesteckt sei. Für uns war alles vorbei. Einige Aufbruchkreis-Freunde kamen noch in der gleichen Nacht und redeten auf Beppo ein, gleich abzureisen, da der Münchner Boden für ihn zu gefährlich sei. Davon wollte er vorerst nichts wissen. Die Versammlung im Sonnenhof war verboten worden, Beppo beschloss darauf, sofort nach Berlin zurückzufahren. Die erste Nachricht, die wir von dort bekamen, war, dass Beppo verhaftet sei. Da brachte die Times einen Artikel, darin es hiess, dass Hauptmann Römer in eine grüne Zeltplane gepackt tot aus der Spree gezogen worden sei. Dieser Artikel schien gut gewirkt zu haben, denn bald darauf kam an einem Abend ein Ferngespräch aus Berlin, Beppo wünschte mir guten Abend, ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Zwei Tage später war er schon bei uns in München, um neue Richtlinien für die kommende Zeit zu geben. Der Aufenthalt wurde für ihn gefährlich, bestimmte Stellen waren über sein Hiersein schon im Bilde. Nach kurzer Beratung gelang es, ihn zu bestimmen, für einige Zeit ins Walsertal zu fahren und dort die nächsten Ereignisse abzuwarten. So wurde es 30. März.

Wir sassen im Speisezimmer unserer Wohnung in der Tengstrasse und hatten den Radio aufgemacht, um die Übertragung aus Berlin zu hören. Die Marschkolonnen zogen mit ihren Fackeln durch das Brandenburger Tor, die Menge schrie vor Begeisterung, die Ovationen vor

Hitler wollten kein Ende nehmen. Mir lief es kalt über den Rücken, wir schauten uns an und wussten: jetzt beginnt unsere schwerste Zeit.

Beppo Römers Aufenthalt in München wurde von einem zum anderen Male spannender. Waren besonders komplizierte Situationen eingetreten, dass Beppo z.B. in der Wohnung seiner Eltern gesucht wurde, erhielten wir sofort unter vereinbartem Text telefonischen Anruf, Beppo setzte seine Besprechungen in der Wohnung meiner Mutter fort, die immer und überall Hilfe gab. So ging alles einen Weg, bis plötzlich am 17. März 1934 das Befürchtete eintrat. Morgens um 6 Uhr wurde ich durch Läuten geweckt. Nichts Gutes ahnend ging ich selbst zur Türe, um zu öffnen. Vor mir standen 2 Männer der Gestapo und forderten Einlass zu einer Wohnungsdurchsuchung. Um 8 Uhr morgens erbat man sich von ihrer Dienststelle weitere 4 Mann Verstärkung, da sie sonst wegen der Fülle in zwei Tagen hier noch zu tun hätten. Das Herrenzimmer machte ihnen am meisten zu schaffen wegen des vielen Schriftenmaterials meines Mannes. In einer Wandnische dieses Zimmers vermuteten sie ein Geheimsafe und es bedurfte meiner ganzen Überredungskunst, dass sie mir nicht die Tapete abrissen. In Hausmänteln, ungewaschen, standen wir herum, unter Aufsicht wurde mir gestattet, Tee zu kochen. Nachmittags gegen 4 Uhr forderten sie meinen Mann auf, sich anzukleiden und zur «Einvernahme» mitzukommen. Wir wussten Bescheid. «Einvernahme» hiess «Verhaftung». Durch das geschlossene Fenster sah ich meinen Mann in das Auto steigen, einer ungewissen Zukunft entgegen. Wie ich in den folgenden Tagen erfuhr, fand unter grossem Aufgebot von Gestapo gleichzeitig mit uns eine Durchsuchung der ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ statt, man hatte vermutet, dass mein Mann dort einen Geheimsender habe. – Mein Leben spielte sich die folgenden Monate nur noch zwischen Gestapo, Gefängnis und Anwalt ab. Diese seelische Anspannung kann nur der beurteilen, der mit Gestapo-Beamten zu tun hatte. Dazu kam die tägliche, ja stündliche Sorge um den Inhaftierten und der Zustand der Hilflosigkeit, gegen die Methoden anzurennen. Doppelte Vorsicht war zudem geboten, denn vor allem durfte ich meinen Schwager Beppo nicht in Gefahr bringen. Diese Vorsicht fand jedoch ihr vorzeitiges Ende mit der Verhaftung Beppos im Juni des gleichen Jahres. Ich war fast verzweifelt. Ich setzte mich kurz entschlossen mit Beppo in Verbindung. Sein grosses Vertrauen zu mir gab mir wieder meinen Mut zurück, der jetzt so dringend nötig war. Er antwortete mir:

Dein Brief hat mich herzlich gefreut. Ich werde Dir nie vergessen, dass Du trotz Deiner eigenen schweren Sorgen den Kopf oben behältst und mir so lieb und nett geschrieben hast. Du musst den Eltern doppelt fest beistehen. Du bist ja mutig und stark.» Dann erkundigte er sich nach seinem Bruder Fritz, nach seinem treuen Hans Hartwimmer, nach den übrigen Inhaftierten, er gedenkt meiner Mutter und ihrer Fürsorge um ihn, meiner Schwestern.

Endlich nach 17 Monaten Einzelhaft, teils Untersuchungs- teils Schutzhaft, findet der Prozess gegen meinen Mann und seine Mithäftlinge statt beim Volksgerichtshof in Berlin. Drei Tage zwischen Hängen und Bangen, werden sie es schaffen frei zu kommen? Die erste Nachricht unseres Anwalts per Eilbrief ist erschütternd und lässt wenig Hoffnung. Endlich das Telegramm: «Freispruch mangels Beweis.» Wer nun glaubte, mein Mann käme mit dem nächsten Zuge nach München, hatte sich gewaltig geirrt. Sofort verhängte die Gestapo die Schutzhaft über ihn und in dreitägigem Transport, an der Zange mit einem Sittlichkeitsverbrecher kam er in München an und weiter ging es nach Stadelheim. Meinem dauernden Vorsprechen und der Vermittlung eines Freundes gelang es endlich, meinen Mann frei zu bekommen. Nun hatten wir keine Wohnung, die Gehaltsbezüge waren gesperrt mit der Verhaftung meines Mannes, Geld und Sachwerte beschlagnahmt, Arbeitsverbot. Hätten wir nicht die selbstverständliche Hilfe meiner Familie gehabt, es wäre ein trauriges Wiedersehen geworden. Leider wurden die meisten der Mitangeklagten zu Freiheitsstrafen verurteilt.

Für Beppo Römer bestand überhaupt noch keine Aussicht, ihn frei zu bekommen. Fünf Jahre hielten sie ihn fest, machten ihm keinen Prozess, versuchten mit allen Mitteln seine Energie zu zerstören. Aber sie kannten Beppo Römer nicht. Ungebrochen kam er im Juli 1939 nach München, um sich sofort wieder seiner Aufgabe zu widmen. Die anfänglichen Erfolge Hitlers konnten uns nicht beeindrucken, denn das Ganze gesehen, musste dieser Krieg eine ganz grosse Niederlage werden. Im besten Schwung verstarb plötzlich mein Mann im März 1941, Beppo verlor dadurch eine grosse Stütze, vor allem für München und Bayern.

Dem Jahre 1942 sahen wir voll Vertrauen entgegen, war es doch gelungen, in breiter Front in die Wehrmacht einzudringen. Wir durften noch einmal hoffen, dass es gelingen werde, dem unseligen Treiben der

Naziregierung ein Ende machen zu können. Verrat machte alles zunichte. Im Februar 1942 wurde Beppo Römer zum dritten Male verhaftet und mit ihm fast die ganzen Spitzen seiner Leute. Beppo Römer wurde in einem Sonderverfahren verhandelt und erhielt, wie der grösste Teil seiner Mitkämpfer, Todesurteil. Beppo Römer wurde am 25. September 1944 in Brandenburg bei Berlin durch den Strang hingerichtet, ein grosser Teil seiner Leute im ganzen Reich verstarb auf dem Schafott, im Ganzen waren es 122 Todesurteile. Sie alle liessen ihr Leben, das dem Kampf um ein freies Deutschland geweiht war. Die eigene Nation hatte sie nicht verstanden und versteht sie heute noch nicht. In kurzen 50 Jahren erfüllte sich an den Gebrüdern Römer ein ebenso tragisches wie erschütterndes Schicksal. Dr. Beppo und Dr. Fritz Römer, durch deren seherische Zusammenschau und Rettungstat so vielen hätte geholfen werden können, fanden in dem Kampf um die Durchsetzung der Wahrheit nur erbitterte Gegnerschaft. Missachtung traf sie, Feindschaft, Verleumdung und Verfolgung hetzten sie und ihre Getreuen. Bis das Schicksal ihnen die Waffen aus der Hand schlug, standen sie aufrecht und tapfer gegen eine Welt von Feinden. An das Morgenrot einer neuen Zeit glaubten sie bis zu ihrem Ende. Der Erfolg konnte sie nicht mehr beglücken, sie waren sein Opfer geworden. Ihre Taten und Opfer werden das Weltgewissen einst wachrufen. Sie alle starben, damit Deutschland lebe.

Franz Jacob/Bernhard Bästlein

Merkblatt für Bauarbeiter

Mitte 1942 kam es zu einer grösseren Flugblattaktion der Widerstandsorganisation um Bernhard Bästlein in Hamburg. Offenbar nach einer Vorlage von Robert Abshagen formulierte Franz Jacob das «Merkblatt für Bauarbeiter», das sich an jene Hamburger Bauleute richtete, die für die «Organisation Todt» in den deutsch besetzten Gebieten arbeiten mussten.

MERKBLATT FÜR BAUARBEITER!!!

Wieder werden Tausende unserer Kameraden nach Norwegen und dem Osten verschickt, von ihren Familien weggerissen und in härteste Fron- und Sklavenarbeit gepresst, um den bereits verlorenen Sieg dennoch an Hitler's Fahnen zu heften.

Wir sind heute noch nicht stark genug, um diese Kriegsarbeit zu verweigern, aber *bevor ihr abreist, beachtet Folgendes:*

1. Vergewissert Euch über Eure Lohnhöhe, Frontzulage, Trennungsgelder, Fahr- und Urlaubsgelder.

2. Stellt Bedingungen für Eure Verpflegung und Unterbringung.

Am Bestimmungsort angekommen, müsst Ihr verlangen:

1. Beseitigung allen militärischen Drills in den Lagern und auf den Arbeitsstellen.

2. Keine schikanöse Behandlung durch die O. T.-Häuptlinge und Ausmerzung aller Poliere, die sich als Antreiber betätigen.

3. Anständige Behandlung der Euch zugeteilten einheimischen Bevölkerung oder der Kriegsgefangenen.

Um Eure Forderungen durchzusetzen!

Schliesst Euch zusammen!!

Sammelt Euch um die klassenbewusstesten Angehörigen der ehemaligen freien und revolutionären Gewerkschaften.

Kein Betrieb, keine Baustelle ohne Eure Vertrauensleute.

Kameraden, Ihr müsst wissen:

Hitler's Niederlage ist nicht unsere Niederlage, sondern unser Sieg!

Darum:

Stört den planmässigen Aufbau der Befestigungsbauten.

Sorgt für langsames und qualitativ schlechtes Arbeiten.

Sabotiert die deutsche Kriegsführung.

Verweigert den militärischen Einsatz bei Überfällen an der Küste und durch Partisanen im Osten.

Stellt ein gutes Verhältnis her zu der Bevölkerung der besetzten Gebiete.

Nieder mit dem Krieg der Faschisten!

Es lebe der Sieg der Arbeiterklasse!

Theodor Neubauer

Hitlers Krieg ist verloren!

Der frühere kommunistische Reichstagsabgeordnete Theodor Neubauer baute zusammen mit Magnus Poser eine grosse kommunistische Widerstandsgruppe in Mitteleuropa auf. 1943 verbreiteten sie das folgende Flugblatt unter illegalen Gruppen in Thüringen:

HITLERS KRIEG IST VERLOREN, NUR KINDESKÖPFE TRÄUMEN NOCH VON SIEG!

Das katastrophale Scheitern der deutschen Sommeroffensive im Osten, die Landung der Engländer und Amerikaner auf Sizilien, der Sturz Mussolinis haben die letzte Phase dieses Krieges eingeleitet, der mit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes enden wird.

Verpulvert sind die Vorräte an Waffen, Kriegsgerät und Lebensmitteln, ausgepumpt die Menschenreserven; alles geht zur Neige in Deutschland, während die Macht der Gegner ständig anwächst. Während die Armeen Hitlers unter den Schlägen der Roten Armee zertrümmert und zurückgejagt werden, während die Engländer und Amerikaner die Südflanke der Festung Europa aufbrechen, während der Luftkrieg die Kerngebiete der deutschen Industrie in Klumpen schlägt und eine Stadt nach der anderen ausradiert, rüsten sich die 200 Millionen Menschen der unterdrückten Völker, die Hitler zu Sklaven seiner Kriegsmaschine machen wollte, auf den Tag, wo sie die Deutschen wie tolle Hunde aus ihren Ländern verjagen und ihre Hitlerlakaien um Laval, Quisling, Stauning, Mussert an den Laternenpfählen aufknüpfen können. Soweit hat es Hitler gebracht.

Zerstoben sind die Illusionen, die Träume von Welteroberung und fetter Beute. Das Volk durchschaut die Lügengewebe der Goebbelspropaganda und erkennt, wie schamlos es betrogen wurde. Ins Riesenhafte sind die Gegensätze gesteigert zwischen Reichtum, Macht, Schiebertum und Korruption auf der einen Seite und Not, Elend, Sklaverei auf der anderen Seite.

Der Krieg begann als ein Krieg der imperialistischen Gruppen des Finanzkapitals von Deutschland, Italien und Japan auf der einen, England, Frankreich und Amerika auf der anderen Seite um die Neuverteilung der Welt, um Rohstoffe, Absatz- und Kapitalmärkte und Ausbeutung der Völker, als imperialistischer Krieg. Insofern aber dieser Krieg für die Interessen der Finanzkapitalisten auf Kosten der breitesten Massen des werktätigen Volkes geführt wird, ist er zugleich ein Klassenkrieg. Der Charakter als Klassenkrieg wurde verstärkt durch den Überfall auf die Sowjetunion, mit dem sich Hitler nach dem Scheitern seines Blitzkrieges gegen England durch Raub der russischen Kohlen-, Eisen-, Erdölquellen und Brotkammern die Grundlage für eine längere Kriegsführung schaffen wollte. An dem heldenmütigen Widerstand der russischen Arbeiter und Bauern ist Hitlers Krieg gescheitert.

Jetzt naht das Ende. Millionen Tote und Verwundete an den Fronten, Verwüstung eines grossen Teiles der deutschen Industrie, Hunderttausende Tote an der Heimatfront und grenzenloses Elend: das ist die Bilanz dieses verbrecherischen Krieges.

Hitler und seine Bande wissen, dass sie den Krieg verloren haben. Trotzdem wollen sie ihn weiterführen, mag auch ganz Deutschland dabei zugrundegehen, nur um ihre Hälsen zu retten. Das deutsche Volk aber muss leben. Darum muss Hitler fallen, und mit ihm das Finanzkapital, das ihn zum «Führer» gemacht hat.

Heute fragt jeder: was soll nach Hitlers Sturz werden? Schon ist ein grosser Teil der deutschen Bourgeoisie bereit, um ihre Existenz als Ausbeuterklasse zu retten, ganz Deutschland an den englisch-amerikanischen Imperialismus zu verkaufen und einen Frieden in Kauf zu nehmen, der zehnmal schlimmer sein würde als Versailles. Herrschaft des englisch-amerikanischen Imperialismus würde bedeuten: doppelte Verklavung des deutschen Volkes unter die ausländischen und die deutschen Kapitalisten. Deutschland würde jede politische und wirtschaftliche Selbständigkeit verlieren, zu einer Kolonie der kapitalistischen Ausbeuter werden, und nicht einmal die Möglichkeit einer modernen industriellen Wirtschaft und damit einer modernen Kultur behalten. Das wäre ein Untergang in Barbarei!

Für das arbeitende Volk Deutschlands gibt es nur eine Rettung: Sturz Hitlers und des Finanzkapitals, Errichtung einer Regierung des werktätigen Volkes, Bündnis mit Sowjetrußland und den befreiten Völkern

Europas im Rahmen einer Union sozialistischer Republiken. Nur auf diesem Wege kann Deutschland ein Eigenleben, ein Kulturleben, eine politische und wirtschaftliche Selbständigkeit erhalten.

Die Stunde naht, da das deutsche Volk aufstehen wird, das Nazijoch zu zerbrechen. Wie der Zerfall des italienischen Kapitalismus durch den Sturz Mussolinis eingeleitet wurde, so wird auch der Zerfall des deutschen Kapitalismus durch den Sturz Hitlers beginnen. Das Urteil der Geschichte ist gesprochen: wir selber müssen die Vollstrecker sein!

Schluss mit dem Krieg! Tod den Kriegsverbrechern!

Auflösung der nationalsozialistischen Partei und aller ihrer Organisationen!

*Errichtung einer Regierung der Werktätigen für Frieden, Freiheit, Brot!
Bündnis mit Sowjetrußland und den befreiten Völkern Europas im Rahmen einer sozialistischen Weltunion!*

Anton Saefkow

Nichts entsteht auf dieser Welt ohne Kampf und ohne Opfer!

Die Berliner Gruppe um Anton Saefkow orientierte sich an den Zielen des von Moskau aus agierenden «Nationalkomitee Freies Deutschland». Sie nahm Verbindungen zur Neubauer-Poser-Gruppe auf und versuchte, ein Netz kommunistischer Gruppen in Berlin zu knüpfen. Durch einen Gestapo-Spitzel wurden diese Gruppen nach dem Versuch einer Kontaktaufnahme von Julius Leber und Adolf Reichwein mit Saefkow aufgedeckt. Die folgende Zielbeschreibung der Gruppe stammt aus dem Februar 1944:

Liebe Genossen!

Mit grosser Freude haben wir erfahren, dass ihr euch wieder zusammengeschlossen und eine neue Organisationseinheit unserer Partei in eurem Betrieb gebildet habt. Wir wissen, welche Summe von Kleinarbeit, wieviel vorsichtige Umsicht und welcher persönliche Mut dazu gehört, um im Lande der Hitler und Himmler sich rückhaltlos zum revolutionä-

ren Kampf gegen den Faschismus zu bekennen, und trotzdem sagen wir euch, was ihr bisher getan habt, ist nur ein erster Schritt. In einer Zeit, in der täglich tausende deutsche Arbeiter an den Fronten fallen, in der Heimat unsere Frauen und Kinder täglich den Brand- und Sprengbomben ausgesetzt sind, in dieser Zeit, wo täglich unserem Leben ein jähes Ende bereitet werden kann, kann es nicht zu schwer sein, dieses Leben für die Arbeiterklasse und für die Schaffung einer menschenwürdigen Gesellschaft einzusetzen. Grosse Zeiten verlangen grosse Taten. Nichts entsteht auf dieser Welt ohne Kampf und Opfer. Wir stehen vor gewaltigen Aufgaben. Das Jahr 1944 muss das Ende des deutschen Faschismus bringen. Wir aber wollen unser Teil dazu beitragen.

Die Bildung eures Kaders ist nur der Auftakt zur revolutionären Arbeit. Die von euch aufgewendete Mühe und die Gefahr, die ihr auf euch genommen habt, findet erst dann ihre innere Berechtigung, wenn es euch gelingt, auf eurem Arbeitsgebiet das zu erreichen, worauf es heute ankommt: *die Arbeiter, aus ihrem Stumpfsinn, mit dem sie heute noch den Krieg ertragen, wachzurütteln, und die Kriegsproduktion Hitlerdeutschlands so empfindlich wie möglich zu schädigen und zu sabotieren.*

Wir wollen nicht vom grünen Tisch her euch sagen, was ihr heute und morgen tun und lassen sollt. Ausgehend von unseren eigenen Erfahrungen und den Erfahrungen, die andere Kader gemacht haben, soll hier eine Reihe von Vorschlägen und Anregungen Platz finden, die vielleicht auch in eurem Betrieb zur Anwendung gebracht werden können. Zunächst aber ein Wort über unsere Kader und ihre allgemeine Stellung zu den Arbeitern.

Wir Kommunisten waren immer ein Teil der deutschen Arbeiterklasse und werden es immer bleiben. Die Sorgen und Nöte der Arbeiter sind unsere eigenen Sorgen. Wir hungern mit ihnen und leiden unter denselben schlechten Lohn- und Arbeitsbedingungen. Wir trennen uns nie von unseren Klassengenossen, aber wir sehen oftmals weiter als sie. Im Kreise unserer Parteigenossen besprechen wir alle Fragen unserer Taktik, prüfen ob unsere Arbeit und die unserer führenden Genossen richtig ist, waschen – wenn nötig – uns gegenseitig den Kopf. Unter den Arbeitern aber sind wir eine festverschworene Gemeinschaft, die wie Pech und Schwefel zusammenhält. Das ist besonders dort erforderlich,

wo ihr mit anderen Gruppen im Betrieb zu tun habt, gleichgültig ob es sich dabei um Sozialdemokraten, S.P.D.-Leute oder frühere Oppositionelle unserer eigenen Partei handelt. Wir haben nicht die Absicht, diesen Arbeitern die Summe ihrer früheren Fehler um die Ohren zu schlagen, sondern bestimmen unsere Stellung zu ihnen nur danach, was sie heute bereit sind, gegen den Faschismus zu tun. Die besten von ihnen müssen für unsere Partei gewonnen werden. Das wird dort leicht sein, wo sie noch keinen organisatorischen Zusammenhang haben. Wenn sie aber bereits unter sich zusammengeschlossen sind, so arbeiten wir auf das Engste mit ihnen gemeinsam, wenn sie dazu bereit sind und die Regeln der nötigen Vorsicht nicht ausser acht lassen. In diesem gemeinsamen Kampf wachsen die Voraussetzungen dafür, dass die unselige Spaltung der Arbeiterklasse überwunden wird.

Wir wissen, dass wir im Augenblick noch nicht alle revolutionären Arbeiter in unserer Partei erfassen können. Teilweise eignen sich dazu nicht einmal alle früheren Mitglieder unserer eigenen Partei. Aber die grosse Zahl revolutionärer Elemente muss von uns einer ständigen Bearbeitung unterzogen werden. Wir diskutieren mit ihnen alle politischen Ereignisse, geben ihnen Antwort auf ihre Fragen, kümmern uns um ihre persönlichen Sorgen, von denen sie gerade heute ein gerütteltes Mass zu tragen haben. Wo es geht, stecken wir ihnen auch mal ein Stück schriftliches Material zu, oder verweisen sie auf die Sendungen des «Nationalkomitees». Wir können uns auch ihre Adressen beschaffen, um ihnen ab und zu mal ein Flugblatt schicken zu können.

Achtung – Achtung!!!

Jeder Genosse hilft mit, unsere Arbeit zu erweitern und zu vertiefen indem er drei Dinge beachtet:

1. Jeder Soldat, der mit uns sympathisiert, wird dem Kadergruppenleiter mit Name, Feldpostnummer und Rang bekanntgegeben.
2. Wir brauchen Adressen guter Genossen aus den wichtigsten Industrieorten der Provinz Brandenburg.
3. Gebt uns die Namen von Genossen in anderen Betrieben, oder stellt eine Verbindung zu uns her.

Aber wir wollen mehr. Wir wollen nicht nur diskutieren. Eine gute Unterhaltung ist heute mit vielen Arbeitern im Betrieb möglich, wenn es

aber was zu tun heisst, schrecken die meisten zurück, weil ihr Vertrauen in die eigene Kraft der Arbeiterklasse weitgehendst geschwunden ist. Kraft aber kann man niemand einreden, auch einer Betriebsbelegschaft nicht. Dass eine einige Betriebsbelegschaft eine Macht darstellt, merkt sie selbst erst, wenn die Probe auf das Exempel gemacht wird. Die Arbeiter eures Betriebes an solche Situationen heranzuführen ist also eure wichtigste Aufgabe. Erst die eigene Erfahrung der Arbeiter hilft ihre massive Haltung in der Gegenwart überwinden. Den richtigen Augenblick und das richtige Wort am rechten Platz zu finden, erfordert von euch viel Geschick mit Einfühlungsvermögen. Hier tun es keine revolutionären Phrasen und Redensarten. Auch die kleinste Unzufriedenheit ist wichtig genug, von uns sorgfältig beachtet zu werden. Einige Beispiele:

Betrieb A. Nach einem Luftangriff. Der Betrieb selbst hat keine Treffer. Aber alle Scheiben in den einzelnen Stockwerken fehlen. Die Arbeit drängt und Vorarbeiter und Meister treiben an, damit die Maschinen wieder in Gang [gesetzt] werden, schon bevor die leeren Fensterhöhlen wieder dicht sind. Ein einziger Genosse erreicht durch geschicktes Diskutieren, dass der Blockwarter der DAF sich zum Sprachrohr einer Abteilung machen muss, damit in den windigen scheibenlosen Räumen nicht gearbeitet zu werden braucht. Die Arbeit von fast 200 Arbeitern fällt fast 2 Tage aus.

Betrieb B. Grosser Rüstungsbetrieb. 60 Mann haben Luftschutzdienst. Ihr Betrieb wird nicht getroffen trotz Grossangriff. Am nächsten Morgen sollen alle ihre Arbeit aufnehmen. Alles schimpft und möchte nach Hause, um sich nach der Familie umzusehen. Wird zunächst verweigert, und alle wollen sich schon fügen. Da greift ein Genosse ein und stellt die Frage «Was wird man uns tun können, wenn wir trotzdem gehen.» Alle 60 Mann gehen. Strafen sind nicht verhängt.

Betrieb X. Während eines Angriffes fallen Brandbomben ins Werk. Die Luftschutzwache soll raus trotz Beschuss. Die beiden Ersten, die Befehle erhalten, weigern sich in aller Ruhe, den Luftschutzraum zu verlassen, bevor Vorentwarnung gegeben ist. Alle anderen schliessen sich an. Ein grosser Teil des Betriebes brennt ab.

Was zeigen diese Beispiele, die noch um manches vermehrt werden könnten? Sie zeigen dreierlei!

1. Das beste Anknüpfungsmittel, welches wir z.Zt. haben, sind die durch den Luftkrieg aufgeworfenen Fragen.

2. Nicht immer brauchen unsere Genossen sich selbst in den Vordergrund zu spielen. Wir müssen lernen selbst die kleinen Funktionäre der Nazis und DAF zu zwingen, die Forderungen der Arbeiter zu vertreten, und sich selbst damit in Widerspruch zu ihren eigenen Leitungen zu bringen.

3. Es geht zunächst fast nie um grosse politische Dinge, wenn das Fass der Unzufriedenheit überläuft und die Arbeiter zu handeln beginnen.

Wir müssen daraus lernen:

1. Nur der Arbeiter, der selbst erlebt hat, dass zum Teil auch heute seine Feinde machtlos sind, wenn er sich mit seinen Kollegen einig ist, wird morgen auch bereit sein, um grösserer Dinge willen zu handeln.

2. Die beste massenmässige Sabotage der Rüstungsproduktion ist die, über die nicht geredet wird, jene, die als Ergebnis des Widerstandes der Arbeiter gegen die untragbar gewordenen Arbeitsbedingungen sozusagen nebenbei anfällt.

In solchen kleinen, anscheinend unwichtigen Widerstandsbewegungen lernen wir alle Arbeiter des Betriebes und die Arbeiter des Betriebes uns kennen. Sie wissen zwar oft noch nicht, dass es gerade die Kommunisten sind, auf die sie sich am besten verlassen können, und von denen die besten Ratschläge kommen, aber unsere Genossen erwerben auf diese Art einen persönlichen Schatz von Vertrauen, der eines Tages reiche Ernte tragen wird. Unsere Genossen aber lernen die Arbeiter kennen, die im nächsten Abschnitt der Entwicklung die besten Vertrauensmänner und revolutionären Obleute sein werden. Die besten Arbeiter werden es damit schon heute. Ihre offene Wahl durch die Belegschaft ist dann, wenn die erste Bresche in das faschistische Terrorregime geschlagen ist, nur noch eine Formalität.

Auch ihr in eurem Kader müsst erkennen, dass von dem Punkt, an dem ihr eure Arbeit heute begonnen habt, bis zur aktiven Einreihung eures Betriebes in die kommenden Kämpfe ein gradliniger Weg verläuft, von dem kein Stück übersprungen werden kann. Nur die Saat, die ihr heute sät, wird dann aufgehen. Was ihr heute versäumt, werdet ihr dann mit noch soviel Elan nicht aufholen können.

Noch ein Wort zu den *Ausländern*. Es ist nicht nur selbstverständlich, dass wir aktiv an der Spitze aller Solidaritätshandlungen stehen, gegenüber denjenigen Ausländern, die ihrer Abneigung gegen den Faschismus offen Ausdruck geben, wir müssen uns auch bemühen, ernsthaften Kontakt mit jenen Ausländern zu bekommen, die, als Führer ihrer Kameraden, deren Widerstandsgeist stärken und organisieren. Soweit unter den Ausländern (Zivilen Arbeitern und Kriegsgefangenen) Genossen sind, weisen wir sie auf ihre Pflicht hin, sich gleichfalls als Zelle oder Kader zusammenzuschliessen und stellen eine gutgesicherte Verbindung zu unseren eigenen Organisationen her.

Wir wollen zusammenfassend feststellen, dass nur bei tätiger Anteilnahme der gesamten Arbeiterklasse an der Entwicklung der Widerstandsbewegung sich die Klassenkraft des deutschen Proletariats neu zu entfalten vermag. Der geringste Schritt aktiven Kampfes ist mehr wert als ein Dutzend prächtiger Diskussionen. Das ist die Generallinie unserer Arbeit.

Zum Schluss noch eine Bemerkung zur politischen Ausrichtung unserer Arbeit. Das «Nationalkomitee Freies Deutschland» und seine Popularisierung müssen einen immer grösseren Raum in unserer Agitation einnehmen. Unsere im Ausland befindlichen Genossen haben sich der Bewegung «Freies Deutschland» angeschlossen. Der wichtigste Vertreter unserer Partei, der Genosse Wilhelm *Pieck*, hat dazu erklärt:

Wo wir Kommunisten einmal unser Wort gegeben haben,
da haben wir uns mit Leib und Seele verschworen!

Dieses Wort des alten Mitkämpfers von Karl *Liebknecht* und Rosa *Luxemburg* gilt auch heute für uns. Die Befreiung Deutschlands von Faschismus und die schnelle Beendigung des Krieges können wir alleine nicht erzwingen, darum haben wir in der Bewegung «Freies Deutschland» die Form des politischen Kampfes zu sehen, die es uns ermöglicht, mit allen anderen antifaschistischen Kräften ein weites Stück des vor uns liegenden Weges ehrlich und vorbehaltlos gemeinsam zu gehen. Die Bahn frei zu machen für die Männer des Nationalkomitees, heisst gleichzeitig einer wirklichen Demokratisierung des politischen Lebens den Weg zu bereiten. Halten wir diesen Kurs folgerichtig inne, ohne uns be-

irren zu lassen, dann werden die Arbeiterklassen und wir, ihre revolutionäre Führung, die Gewinner dieses gewaltigen Krieges sein.

Mit Gruss und Handschlag
Eure Organisationsleitung.

Parolen, die wir verbreiten:

Nur Deutsche können Deutschland retten!

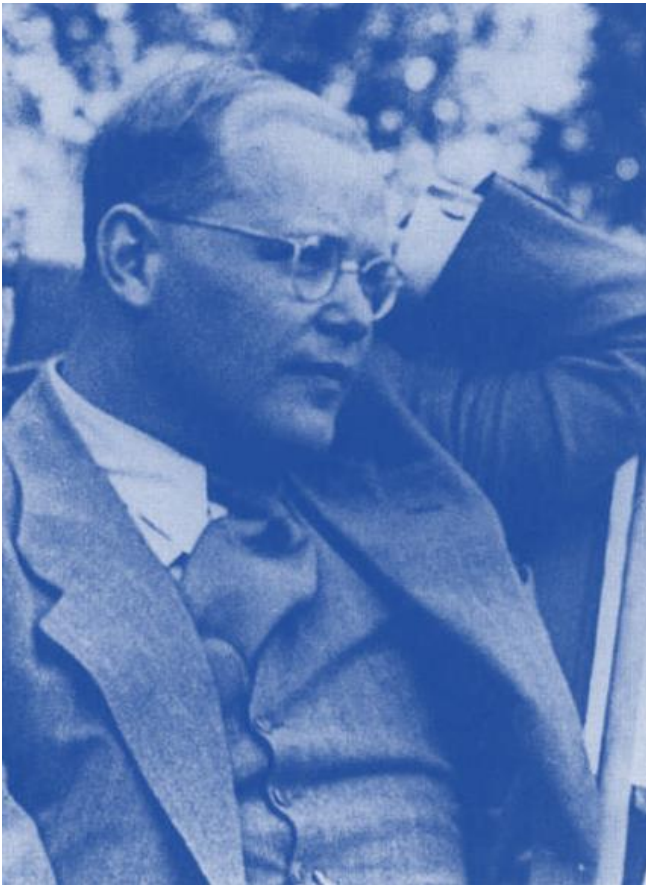
Hört die Sendungen des Nationalkomitees Freies Deutschland.

Wenn in der Heimat still stehn alle Hände, dann ist der Krieg sogleich zu Ende.

Wir pfeifen auf Vergeltung, wir wollen Frieden.

III.

Widerstehen von Christen



Dietrich Bonhoeffer

Die Nationalsozialisten erhoben auch gegenüber den christlichen Kirchen ihren weltanschaulichen Führungsanspruch. Die protestantischen «Deutschen Christen» wollten ihre Machtposition in den Landeskirchen ausbauen und boten sich der NSDAP als Instrument kirchlicher Gleichschaltung an. Ihre Gegner schlossen sich 1933 zum «Pfarrernotbund» und 1934 zur «Bekennenden Kirche» zusammen. Ihr gemeinsames Ziel war es, den Führungsanspruch der Nationalsozialisten gegenüber der evangelischen Kirche und den «Arierparagraphen» in der Kirche abzuweisen. Pfarrer wurden bespitzelt, bedroht, aus den Gemeinden vertrieben oder inhaftiert. Einige verbrachten lange Jahre im Konzentrationslager, einzelne wurden von den Nationalsozialisten ermordet.

Viele Katholiken standen den neuen Machthabern distanziert gegenüber. Sie wollten sich dem totalitären Herrschaftsanspruch, den der Nationalsozialismus auch auf die geistige und religiöse Existenz erhob, nicht beugen. Mit dem Konkordat zwischen dem Deutschen Reich und dem Vatikan gelang es Hitler, die meisten katholischen Bischöfe für seine Politik einzunehmen. Seit 1935/36 verstärkte die NS-Führung ihren Weltanschauungskampf gegen den Katholizismus. Glaubenstreue Priester wurden unter dem Vorwand von Devisenvergehen oder wegen angeblicher sittlicher Verfehlungen vor Gericht gestellt und verurteilt. Eine starke Widerstandskraft gegen die nationalsozialistische Indoktrination erwuchs vor allem aus der katholischen Morallehre und den Grundsätzen des Naturrechts. Abtreibung, Sterilisation und schliesslich die planmässige Ermordung von Geisteskranken liessen vor allem Erzbischof Michael von Faulhaber, Bischof Konrad Graf von Preysing und Bischof Clemens Graf von Galen zu den Wortführern eines entschiedenen kirchlichen Protestes werden.

Dietrich Bonhoeffer

Die Kirche vor der Judenfrage

Bereits in den Wochen nach dem «Judenboykott» vom 1. April 1933 erkannte der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer die grundsätzliche Bedeutung der «Judenfrage» für die Haltung zum Staate Hitlers. Im Juni 1933 veröffentlichte der «Vormarsch» einen Text Bonhoeffers, in dem sich dieser mit den staatlichen Massnahmen gegen die Juden auseinandersetzte:

Die in der Geschichte einzigartige Tatsache, dass der Jude unabhängig von seiner Religionszugehörigkeit allein um seiner Rassenzugehörigkeit willen vom Staat unter Sonderrecht gestellt wird, gibt dem Theologen zwei neue, getrennt zu behandelnde Probleme auf. Wie beurteilt die Kirche dies staatliche Handeln und welche Aufgabe erwächst ihr daraus? Was ergibt sich für die Stellung der Kirche zu den getauften Juden in den Gemeinden? Beide Fragen können allein von einem rechten Kirchenbegriff her beantwortet werden.

I.

Zweifellos ist die reformatorische Kirche nicht dazu angehalten, dem Staat in sein spezifisch politisches Handeln direkt hineinzureden. Sie hat staatliche Gesetze weder zu loben noch zu tadeln, sie hat vielmehr den Staat als Erhaltungsordnung Gottes in der gottlosen Welt zu bejahen, sie hat sein – vom humanitären Gesichtspunkt aus gesehen: gutes oder schlechtes – Ordnungschaffen anzuerkennen und zu verstehen als begründet in dem erhaltenden Willen Gottes mitten in der chaotischen Gottlosigkeit der Welt. Diese Beurteilung des staatlichen Handelns durch die Kirche steht jenseits jedes Moralismus und unterscheidet sich vom Humanitarismus jederlei Schattierung durch die Radikalität der Trennung des Ortes der frohen Botschaft und des Ortes des Gesetzes. Das staatliche Handeln bleibt frei vom kirchlichen Eingriff. Es gibt hier keine schulmeisterliche oder gekränkte Einrede der Kirche. Die Geschichte wird nicht von der Kirche gemacht, sondern vom Staat; aber freilich nur die Kirche, die vom Kommen Gottes in die Geschichte

zeugt, weiss, was Geschichte und daher auch, was der Staat ist. Und eben aus diesem Wissen heraus gibt sie allein Zeugnis von der *Durchbrechung* der Geschichte durch Gott in Christus und lässt den Staat weiter Geschichte machen. Ohne Zweifel ist eines der geschichtlichen Probleme, mit denen unser Staat fertig werden muss, die Judenfrage, und ohne Zweifel ist der Staat berechtigt, hier neue Wege zu gehen. Es bleibt die Sache der humanitären Verbände und einzelner sich dazu aufgerufen wissender christlicher Männer, dem Staat die moralische Seite seiner jeweiligen Massnahmen zu Gesicht zu bringen, d.h. gegebenenfalls den Staat des Verstosses gegen die Moral zu verklagen. Und jeder starke Staat braucht solche Verbände und solche einzelnen Persönlichkeiten und wird ihnen eine gewisse reservierte Pflege angedeihen lassen. Es ist eine Einsicht in die feinere Staatskunst, die sich diese Einrede in ihrer relativen Bedeutung zunutze zu machen weiss. Ebenso aber wird eine Kirche, die wesentlich als eine Kulturfunktion des Staates betrachtet wird, jeweils dem Staat mit derartigen Einreden ins Handwerk fahren und das umso mehr, je fester der Staat sich die Kirche eingliedert, d.h. ihr wesentlich moralisch-pädagogische Aufgaben zuschreibt.

Die wahre Kirche Christi aber, die allein vom Evangelium lebt und um das Wesen des staatlichen Handelns weiss, wird dem Staat nie in der Weise ins Handwerk greifen, dass sie dessen geschichtsschaffendes Handeln vom Standpunkt eines irgendwie gearteten, sagen wir: humanitären Ideals her kritisiert. Sie weiss um die wesentliche Notwendigkeit der Gewaltanwendung in dieser Welt und um das mit der Gewalt notwendig verbundene «moralische» Unrecht bestimmter konkreter Akte des Staates. [...] Sie vermag freilich den einzelnen sich dazu aufgerufen wissenden Christen nicht daran zu verhindern, den Staat gegebenenfalls als «unhuman» anzuklagen, aber sie wird als Kirche nur danach fragen, ob der Staat Ordnung und Recht schafft oder nicht. Hierbei sieht sie den Staat nun freilich in doppelter Begrenzung. Sowohl ein *Zuwenig* an Ordnung und Recht als auch ein *Zuviel* an Ordnung und Recht zwingt die Kirche zum Reden. Ein *Zuwenig* ist jedesmal dort verbunden, wo eine Gruppe von Menschen rechtlos wird, wobei es in concreto jeweils ausserordentlich schwierig sein wird, wirkliche Rechtlosigkeit von einem wenigstens formaliter zugebilligten Minimum von Recht zu unterscheiden. Auch in der Leibeigenschaft war ein Minimum von Recht und Ord-

nung gewahrt und doch würde eine Wiedereinführung der Leibeigenschaft Rechtlosigkeit bedeuten. Es ist immerhin beachtlich, dass christliche Kirchen achtzehnhundert Jahre lang die Leibeigenschaft ertragen haben und erst in einer Zeit, bei der die christliche Substanz der Kirche mindestens in Frage gezogen werden könnte, mit Hilfe der Kirchen (aber doch nicht wesentlich oder gar allein durch sie) neues Recht geschaffen wurde. Dennoch wäre ein Rückschritt in dieser Richtung heute für die Kirche der Ausdruck eines rechtlosen Staates. Daraus folgt, dass der Begriff des Rechtes geschichtlichen Wandlungen unterworfen ist, was aber seinerseits gerade den Staat wieder in seinem eigentümlichen geschichteschaffenden Recht bestätigt. Nicht die Kirche, sondern der Staat schafft und wandelt das Recht. Dem Zuwenig an Ordnung und Recht steht das Zuviel an Ordnung und Recht gegenüber. Es besagt, dass der Staat seine Gewalt so ausbaut, dass er der christlichen Verkündigung und dem christlichen Glauben (nicht dem freien Gewissen – das wäre die humanitäre Version, die darum illusorisch ist, weil jedes staatliche Leben das sogenannte «freie Gewissen» zwingt) sein eigenes Recht raubt – eine groteske Situation, da ja der Staat erst von dieser Verkündigung und von diesem Glauben her sein eigentümliches Recht erhält und sich somit selbst entthront. Diesen Übergriff der staatlichen Ordnung muss die Kirche zurückweisen, eben aus ihrem besseren Wissen um den Staat und die Grenzen seines Handelns. Der Staat, der die christliche Verkündigung gefährdet, verneint sich selbst. Das bedeutet eine dreifache Möglichkeit kirchlichen Handelns dem Staat gegenüber: *erstens* (wie gesagt) die an den Staat gerichtete Frage nach dem legitim staatlichen Charakter seines Handelns, d.h. die Verantwortlichmachung des Staates. *Zweitens* der Dienst an den Opfern des Staatshandelns. Die Kirche ist den Opfern jeder Gesellschaftsordnung in unbedingter Weise verpflichtet, auch wenn sie nicht der christlichen Gemeinde zugehören. «Tut Gutes an jedermann.» In beiden Verhaltensweisen dient die Kirche dem freien Staat in ihrer freien Weise, und in Zeiten der Rechtswandlung darf die Kirche sich diesen beiden Aufgaben keinesfalls entziehen. Die *dritte* Möglichkeit besteht darin, nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen. Solches Handeln wäre mittelbar politisches Handeln der Kirche und ist nur dann möglich und gefordert, wenn die Kirche den Staat in seiner

Recht und Ordnung schaffenden Funktion versagen sieht, d.h. wenn sie den Staat hemmungslos ein Zuviel oder ein Zuwenig an Ordnung und Recht verwirklichen sieht. In beiden muss sie dann die Existenz des Staates und damit auch ihre eigene Existenz bedroht sehen. Ein Zuwenig läge vor bei der Rechtlosmachung irgendeiner Gruppe von Staatsuntertanen, ein Zuviel läge dort vor, wo vom Staate her in das Wesen der Kirche und ihre Verkündigung eingegriffen werden sollte, d.h. etwa in dem zwangsmässigen Ausschluss der getauften Juden aus unseren christlichen Gemeinden, in dem Verbot der Judenmission. Hier befände sich die christliche Kirche in statu confessionis und hier befände sich der Staat im Akt der Selbstverneinung. Ein Staat, der sich eine vergewaltigte Kirche eingliedert, hat seinen treuesten Diener verloren. Aber auch dieses dritte Handeln der Kirche, das gegebenenfalls in den Konflikt mit dem bestehenden Staat führt, ist nur der paradoxe Ausdruck ihrer letzten Anerkennung des Staates, ja die Kirche selbst weiss sich hier aufgerufen, den Staat als Staat vor sich selbst zu schützen und zu erhalten. In der Judenfrage werden für die Kirche heute die beiden ersten Möglichkeiten verpflichtende Forderungen der Stunde. Die Notwendigkeit des unmittelbar politischen Handelns der Kirche hingegen ist jeweils von einem «evangelischen Konzil» zu entscheiden und kann mithin nie vorher kasuistisch konstruiert werden.

Die staatlichen Massnahmen gegen das Judentum stehen für die Kirche aber noch in einem ganz besonderen Zusammenhang. Niemals ist in der Kirche Christi der Gedanke verlorengegangen, dass das «auserwählte Volk, das den Erlöser der Welt ans Kreuz schlug, in langer Leidensgeschichte den Fluch seines Tuns tragen muss». «Juden sind die ärmsten Leute unter allen Völkern auf Erden, werden hie und da geplaget, sind hin und her in Landen zerstreut, haben keinen gewissen Ort, da sie gewiss könnten bleiben und müssen immer besorgen, man treibe sie aus...» (Luther, Tischreden.) Aber die Leidensgeschichte dieses von Gott geliebten und gestraften Volkes steht unter dem Zeichen der letzten Heimkehr des Volkes Israel zu seinem Gott. Und diese Heimkehr geschieht in der Bekehrung Israels zu Christus. «Wenn die Stunde kommt, dass sich dieses Volk demüthigt und bussfertig ablässt von der Sünde seiner Väter, an der es bis diesen Tag mit furchtbarer Halsstarrigkeit festhängt und das Blut des Gekreuzigten zur Versöhnung über sich herabflehet, dann wird

die Welt staunen ob der Wunder, die Gott thut! die er an diesem Volke thut! Und die hohnsprechenden Philister werden dann sein wie Koth auf der Gasse und wie das verdorrte Heu auf den Dächern. Dann wird er dieses Volk sammeln aus allen Nationen und es zurückbringen nach Kanaan. O Israel, wer ist dir gleich? Wohl dem Volke, dem der *Herr* sein Gott ist!» (S. Menken, 1795). Die Bekehrung Israels, das soll das Ende der Leidenszeit des Volkes sein. Von hier aus sieht die christliche Kirche die Geschichte des Volkes Israel mit Schaudern als Gottes eignen, freien, furchtbaren Weg mit seinem Volk. Sie weiss, dass kein Staat der Welt mit diesem rätselhaften Volk fertig werden kann, weil Gott noch nicht mit ihm fertig ist. Jeder neue Versuch, die «Judenfrage» zu «lösen», scheitert an der heilsgeschichtlichen Bedeutung dieses Volkes; dennoch müssen immer wieder solche Versuche unternommen werden. Dieses Wissen der Kirche um den Fluch, der auf diesem Volk lastet, hebt sie weit hinaus über jedes billige Moralisieren, vielmehr weiss sie sich selbst als immer wieder ihrem Herrn untreue Kirche mit gedemütigt beim Anblick jenes verstossenen Volkes, und sie sieht voll Hoffnung auf die Heimkehrten vom Volke Israel, auf die zum Glauben an den einen wahrhaftigen Gott in Christus Gekommenen, und weiss sich diesen als Brüdern verbunden. Damit sind wir bei der zweiten Frage angelangt.

II.

Die Kirche kann sich ihr Handeln an ihren Gliedern nicht vom Staate vorschreiben lassen. Der getaufte Jude ist Glied unserer Kirche. Damit stellt sich die Judenfrage für die Kirche anders als für den Staat.

Judentum ist von der Kirche Christi her gesehen niemals ein rassischer, sondern ein religiöser Begriff. Nicht die biologisch fragwürdige Grösse der jüdischen Rasse, sondern das «Volk Israel» ist gemeint. Das «Volk» Israel aber ist konstituiert durch das Gesetz Gottes; man kann also Jude *werden* durch Annahme des Gesetzes. Rassejude aber kann man nicht werden. Es gab in der Zeit der grossen jüdischen Mission in der Heidenwelt verschiedene Stufen der Zugehörigkeit zum Judentum. Ebenso aber ist auch der Begriff des Judenchristentums religiös, nicht biologisch bestimmt. Die judenchristliche Mission erstreckte sich auch

auf heidnische Gebiete (Gegner des Paulus im Galaterbrief). Es gab heidnische Judenchristen und jüdische Heidenchristen.

Zum Judenchristentum gehören also von der Kirche Christi her gesehen nicht die christlich getauften Menschen jüdischer Rasse, sondern *Judenchrist* im Sinne der Kirche ist der, der die Zugehörigkeit zum Volk Gottes, zur Kirche Christi, *bedingt* sein lässt durch die Beobachtung eines göttlichen Gesetzes. Demgegenüber kennt das Heidenchristentum keine Voraussetzung für die Zugehörigkeit zum Volk Gottes, zur Kirche Christi, als den Ruf Gottes durch sein Wort in Christus.

Allein dieser Unterschied im Verständnis der Erscheinung Christi, des Evangeliums hat zu der ersten Spaltung in der Kirche Christi in Heidenchristentum und Judenchristentum geführt (Apostelkonzil). Diese Spaltung ist gegenseitig teilweise als unerträgliche Häresie, teilweise als erträgliches Schisma verstanden worden.

Ein analoger Vorgang läge heute dort vor, wo eine kirchliche Gruppe innerhalb der Reformationskirche die Zugehörigkeit zur Kirche bedingt sein liesse durch Beobachtung eines göttlichen Gesetzes, also z.B. der rassischen Einheit der Gemeindeglieder. Dann ist der judenchristliche Typus dort realisiert, wo diese Forderung gestellt wird, gleichgültig, ob ihre Vertreter zur jüdischen Rasse gehören oder nicht. Dann ist ferner die Möglichkeit gegeben, dass der modern judenchristliche Typus sich von der heidenchristlichen Gemeinde *zurückzieht* und eine eigene gesetzlich gebundene Kirchengemeinschaft begründet. Kirchlich unmöglich aber ist es dann, den Teil der Gemeinde, der der jüdischen Rasse zugehört, weil er den gesetzlich-judenchristlichen Anspruch stört, aus der Gemeinde auszuschliessen. Denn damit würde beansprucht, die heidenchristliche Gemeinde judenchristlich zu machen, welchem Anspruch sich diese mit Recht versagen muss.

Die Ausschliessung der rassischen Juden aus unserer deutschstämmigen Kirche würde diese letztere dem judenchristlichen Typus zuführen. Ein solcher Ausschluss bleibt also eine kirchliche Unmöglichkeit.

Es geht auch keinesfalls um die Frage, ob unsere deutschstämmigen Gemeindeglieder heute die kirchliche Gemeinschaft mit den Juden noch tragen können. Vielmehr ist die Aufgabe christlicher Verkündigung zu sagen: hier, wo Jude und Deutscher zusammen unter dem Wort Gottes stehen, ist Kirche, hier bewährt es sich, ob Kirche noch Kirche ist oder

nicht. Es kann keinem, der sich nicht in der Lage fühlt, die kirchliche Gemeinschaft des judenstämmigen Christen zu tragen, verwehrt werden, selbst aus dieser kirchlichen Gemeinschaft auszuschneiden. Es muss ihm aber dann mit letztem Ernst dies klargemacht werden, dass er sich damit von dem Ort lossagt, an dem die Kirche Christi steht, und dass er damit selbst den judenchristlichen Gedanken einer Gesetzesreligion verwirklicht, d.h. modernem Judenchristentum verfällt. Es bleibt dann noch immer eine offene Frage, ob eine solche Trennung als erträgliches Schisma angesehen werden kann oder nicht. Im Übrigen müsste man einen ausserordentlich befangenen Blick haben, um nicht zu sehen, dass ein anderes als das eben gekennzeichnete Verhalten unserer Kirche gegenüber den getauften Juden bei unserem Kirchenvolk auf weitgehende Verständnislosigkeit stossen würde.

Hermann Ehlers

Martin Niemöller im Konzentrationslager

Der Pfarrer der Berlin-Dahlemer St.-Annen-Gemeinde, Martin Niemöller, war eine der zentralen Gestalten des christlichen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. Im September 1933 rief er zur Gründung des «Pfarrernotbundes» auf, aus dem sich 1934 die «Bekennende Kirche» entwickelte. 1937 wurde Niemöller verhaftet und später in ein Konzentrationslager eingewiesen. Hermann Ehlers, Mitglied des Bruderrates der Bekennenden Kirche der altpreuussischen Union, verfasste 1938 dagegen ein Protestflugblatt:

MARTIN NIEMÖLLER IM KONZENTRATIONSLAGER

Wer ist Martin Niemöller?

Martin Niemöller ist ein westfälischer Pfarrerssohn, der nach Abschluss seiner Schulzeit als Seekadett bei der Kaiserlichen Marine eintrat. Als junger Leutnant meldete er sich zur U-Boot-Waffe, um dem Vaterland an gefährdeter und lebenswichtiger Stelle dienen zu können. Am Ende des grossen Krieges war Niemöller Kommandant des UC 67 im Mittelmeer. Seine Leistungen wurden mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse be-

lohnt. Zusammen mit 10 anderen Mittelmeerbooten lief er am 29. November 1918 mit wehender Kriegsflagge in das rote Kiel ein.

Im Januar 1919 lehnte er es ab, deutsche U-Boote zur Auslieferung nach England zu bringen. Bald schied er aus der Marine aus, weil, wie er sagte, der Offiziersberuf für ihn seinen eigentlichen Sinn mit der Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht verloren hatte.

Martin Niemöller entschloss sich, Landwirt zu werden. Er lernte als Knecht auf dem Bauernhof eines Verwandten in Westfalen die Landwirtschaft. In dieser Zeit rückten ihm, er drückt es selbst so aus, Volk und Heimat wieder so nahe, dass er sich diesem seinem Volk aufs Neue verpflichtet fühlte.

Es wuchs in ihm die Gewissheit, dass er Theologe werden müsse.

In Münster hat Niemöller sein Studium durchgeführt. Da ihm in der Inflation die Reste seines Vermögens verloren gegangen waren, hat er sich das Geld zum Studium neben der Semesterarbeit und zwischen den Semestern durch harte Arbeit als Rottenarbeiter bei der Eisenbahn verdient. Als nach dem Kapp-Putsch die rote Armee das Ruhrgebiet in Besitz nahm, trat er sofort in das Freikorps Löwenfeld ein, und er führte ein Bataillon dieses Freikorps bis zur Befreiung des Landes.

Seine ganze Lebensentwicklung führte Martin Niemöller in die soziale Arbeit der Kirche. Lange ist er Geschäftsführer des westfälischen Provinzialvereins für Innere Mission gewesen. Jahre vor dem Kirchenkampf wurde Niemöller dann Pfarrer in Berlin-Dahlem.

Was tat Martin Niemöller?

Der im Jahre 1933 beginnende Kirchenkampf in allen seinen Phasen hat Martin Niemöller in vorderster Front gesehen. Gegenüber allen Entstellungen muss gesagt werden, dass er den nationalen Umbruch und das Neuerwerden Deutschlands dankbar begrüßte. Seine Predigten aus jenen Tagen geben davon Kunde. Wie konnte es bei einem Marineoffizier seines Entwicklungsgangs auch anders sein?!

Was ihn im Kirchenkampf auf den Plan rief, war nicht der Wille, dem Volk zu schaden, sondern es war die brennende Sorge um das deutsche Volk, um seine Kirche und die ungehinderte Verkündigung des Evangeliums in deutschen Landen. Darum wehrte er sich vom ersten Tage an

gegen die Art und Weise, wie der Staat im Jahre 1933 versuchte, die Kirche ohne Rücksicht auf ihr Wesen und ihre Aufgabe «gleichzuschalten». Darum wehrte er sich gegen die Irrlehre und die Gewaltmethoden des Reichsbischofs Ludwig Müller und seiner Helfer, darum war er unter den Pfarrern, die der Nationalsynode in Wittenberg ein warnendes Wort sagten und es, da niemand es hören wollte, an die Bäume der Lutherstadt hefteten, darum gründete er den Pfarrernotbund als ein Mittel brüderlicher Hilfe für alle Diener des Wortes, die verfolgt und aus dem Amt gejagt wurden, darum wurde er einer der führenden Männer der wachsenden Bekennenden Kirche, einer ihrer tapfersten und entschlossensten Mahner und Rufer, darum wandte er sich gegen jeden Versuch, mochte er kommen, woher er wollte, der die Dinge der Kirche verharmlosen, der den Kampf der Kirche verfälschen, der ihre Not verschleiern wollte. Darum wandte er sich mit unbeugbarer Kampfkraft gegen jeden, der von aussen her der Kirche eine Ordnung aufzwingen wollte, die nicht ihrem Wesen, sondern dem Willen ausserkirchlicher Kräfte entsprach und dazu bestimmt war, die Kirche und ihre Diener zum Schweigen zu bringen und ihr die Möglichkeit zu nehmen, gegenüber aller Verfälschung des Christentums, gegenüber aller Propaganda des Mythos das Wort Gottes unverfälscht und ohne Scheu zu bezeugen.

Das allein wollte und will Martin Niemöller, das allein hat er getan und es gesehen als seinen entscheidenden Dienst an Volk und Vaterland. Er hatte ein Recht, für sich in Anspruch zu nehmen, dass er dem Volke diene, er, der U-Bootkommandant, er, der Bauernknecht, er, der Rotenarbeiter, er, der Student, er, der Freikorpsführer, er, der Pfarrer der Kirche; Martin Niemöller, der schon im Jahre 1924 seine Stimme der nationalsozialistischen Partei gab und damit seine Einsatzbereitschaft für ein neues Deutschland bezeugte.

Was ist mit Martin Niemöller geschehen?

Am 1. Juli 1937 wurde Martin Niemöller ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Dem deutschen Volk wurde amtlich in der Presse bekanntgegeben, dass «er seit langer Zeit in Gottesdiensten und Vorträgen Hetzreden geführt, führende Persönlichkeiten des Staates und der Bewegung verunglimpft und unwahre Behauptungen über staatliche Massnahmen

verbreitet habe, um die Bevölkerung zu beunruhigen. Desgleichen habe er zur Auflehnung gegen staatliche Gesetze und Verordnungen aufgefordert.»

Immer wieder wurde der Prozess hinausgezogen. Martin Niemöller wurde 7 Monate hindurch keine Gelegenheit gegeben, sich vor einem deutschen Gericht gegen diese ehrenrührigen Vorwürfe zu verteidigen. Dafür hatte aber immer wieder eine von führenden Organisationen des Staates herausgegebene Presse Gelegenheit, ihn in der Öffentlichkeit zu beschimpfen und ihm seine Ehre abzusprechen. Endlich im Februar 1938 wurde der Prozess vor dem Sondergericht Berlin durchgeführt. Nach zweiwöchiger Dauer der Verhandlung, während derer die Öffentlichkeit rücksichtslos ausgeschlossen und nur Staats- und Parteidienststellen der Zutritt gestattet war, wurde Martin Niemöller zu 4 Monaten Festungshaft und 2'000 RM Geldstrafe verurteilt. Dieses Urteil beleuchtet blitzartig die Unhaltbarkeit der in der Öffentlichkeit gegen Martin Niemöller erhobenen Vorwürfe, denn nach § 20 des Strafgesetzbuches darf auf Festungshaft nur anerkannt werden, wenn der Täter durch seine Tat dem deutschen Volke nicht geschadet und seine Tat ausschliesslich aus ehrenhaften Beweggründen geschehen ist. Das Sondergericht Berlin bestätigte damit, dass der im Kampf um die Freiheit des Evangeliums stehende Pfarrer Martin Niemöller in keiner Weise gegen das verstossen hatte, was er seinem Volke und seiner Vergangenheit als deutscher Offizier schuldig war. Das Gericht erklärte die Festungshaft und 500 RM der Geldstrafe als durch die Untersuchungshaft verbüsst. Dennoch wurde Martin Niemöller nicht in Freiheit gesetzt, sondern am nächsten Tage von der Geheimen Staatspolizei in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Dem deutschen Volk wurde nur kurz Mitteilung von dem Urteil gemacht. Von der erfolgten Verbüsung der Strafe wurde der Öffentlichkeit nichts mitgeteilt, es wurde auch verhindert, dass dieses Urteil irgendwie kommentiert oder auch nur an auffälliger Stelle gebracht wurde. Die Verbringung ins Konzentrationslager wurde verschwiegen. Wie das Ausland zu berichten wusste, ist diese Massnahme wegen der angeblichen Erregung der Bevölkerung gegen Martin Niemöller getroffen. Wer die Dinge miterlebt hat, weiss, wie es um die Stimmung der Bevölkerung in Wahrheit bestellt war. Es ist nicht bekannt, wie es Martin Niemöller ergeht, es ist nicht bekannt, wie lange er im Konzentrationslager bleiben wird.

Was fordert diese Lage von uns?

Sie fordert, dass wir wissen, dass Martin Niemöller nicht als eine Einzelperson in Sachsenhausen im Konzentrationslager sitzt, sondern dass in ihm die ganze Bekennende Kirche und alle, die für die Freiheit des Evangeliums in Deutschland kämpfen, ins Gefängnis geworfen sind. Sie fordert, dass wir nicht müde werden, für Martin Niemöller und alle Glieder der Kirche, die verfolgt werden, gefangen sind oder sonst leiden, zu beten. Sie fordert, dass wir, wo wir stehen, nicht schweigen wie stumme Hunde, sondern reden, was uns Gott befohlen hat und kämpfen für die Freiheit seiner Kirche und für die Geltung des Evangeliums in Deutschland. Solange Martin Niemöller im Konzentrationslager ist, ist vor uns ein weithin sichtbares Zeichen aufgerichtet, dass die Kirche Jesu Christi in Deutschland gefangen ist. Martin Niemöller hat es uns vorgelebt: «Ich glaube, darum rede ich.» Darum: «Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht.» (Apg 18,9)

Die Barmer Erklärung

Für die «Bekennende Kirche» wurde die massgeblich von dem Bonner Theologen Karl Barth geprägte, auf der Barmer Synode am 31. Mai 1934 verabschiedete Barmer Theologische Erklärung zur Grundlage ihres Selbstverständnisses. Sie zielte auf eine Abgrenzung von den «Deutschen Christen». Dennoch spiegelte die Erklärung auch die Grenzen der «Bekennenden Kirche», die auf eine klare Verurteilung der Entrechtung und Verfolgung der Juden verzichtete.

THEOLOGISCHE ERKLÄRUNG ZUR GEGENWÄRTIGEN LAGE DER DEUTSCHEN EVANGELISCHEN KIRCHE

Die Deutsche Evangelische Kirche ist nach den Eingangsworten ihrer Verfassung vom 11. Juli 1933 ein Bund der aus der Reformation erwachsenen, gleichberechtigt nebeneinanderstehenden Bekenntniskirchen. Die theologische Voraussetzung der Vereinigung dieser Kirchen ist in Art. 1 und Art. 2, 1 der von der Reichsregierung am 14. Juli 1933 anerkannten Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche angegeben:

Art. 1: Die unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist. Hierdurch werden die Vollmachten, deren die Kirche für ihre Sendung bedarf, bestimmt und begrenzt.

Art. 2, 1: Die Deutsche Evangelische Kirche gliedert sich in Kirchen (Landeskirchen).

Wir, die zur Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche vereinigten Vertreter lutherischer, reformierter und unierter Kirchen, freier Synoden, Kirchentage und Gemeindegemeinschaften erklären, dass wir gemeinsam auf dem Boden der Deutschen Evangelischen Kirche als eines Bundes der deutschen Bekenntniskirchen stehen. Uns fügt dabei zusammen das Bekenntnis zu dem einen Herrn der einen, heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche.

Wir erklären vor der Öffentlichkeit aller evangelischen Kirchen Deutschlands, dass die Gemeinsamkeit dieses Bekenntnisses und damit auch die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche aufs Schwerste gefährdet ist. Sie ist bedroht durch die in dem ersten Jahr des Bestehens der Deutschen Evangelischen Kirche mehr und mehr sichtbar gewordene Lehr- und Handlungsweise der herrschenden Kirchenpartner der Deutschen Christen und des von ihr getragenen Kirchenregimentes. Diese Bedrohung besteht darin, dass die theologische Voraussetzung, in der die Deutsche Evangelische Kirche vereinigt ist, sowohl seitens der Führer und Sprecher der Deutschen Christen, als auch seitens des Kirchenregiments dauernd und grundsätzlich durch fremde Voraussetzungen durchkreuzt und unwirksam gemacht wird. Bei deren Geltung hört die Kirche nach allen bei uns in Kraft stehenden Bekenntnissen auf, Kirche zu sein. Bei deren Geltung wird also auch die Deutsche Evangelische Kirche als Bund der Bekenntniskirche innerlich unmöglich.

Gemeinsam dürfen und müssen wir als Glieder lutherischer, reformierter und unierter Kirchen heute in dieser Sache reden. Gerade weil wir unseren verschiedenen Bekenntnissen treu sein und bleiben wollen, dürfen wir nicht schweigen, da wir glauben, dass uns in einer Zeit gemeinsamer Not und Anfechtung ein gemeinsames Wort in den Mund

gelegt ist. Wir befehlen es Gott, was dies für das Verhältnis der Bekenntniskirchen untereinander bedeuten mag.

Wir bekennen uns angesichts der die Kirche verwüstenden und damit auch die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche sprengenden Irrtümer der «Deutschen Christen» und der gegenwärtigen Reichskirchenregierung zu folgenden evangelischen Wahrheiten:

1. «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.» (Joh. 14,6).

«Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer nicht zur Tür hineingeht in den Schafstall, sondern steigt anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder. Ich bin die Tür; so jemand durch mich eingeht, der wird selig werden.» (Joh. 10,1.9).

Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung ausser und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.

2. «Jesus Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung.» (1. Kor. 1,30).

Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften.

3. «Lasset uns aber rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus, von welchem aus der ganze Leib zusammengefügt ist.» (Eph. 4,15-16). *Die christliche Kirche ist die Gemeinde von Brüdern, in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt. Sie hat mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der*

begnadigten Sünder zu bezeugen, dass sie allein sein Eigentum ist, allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen.

4. «Ihr wisset, dass die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.» (Matth. 20,25-26).
Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und dürfe sich die Kirche abseits von diesem Dienst besondere, mit Herrschaftsbefugnissen ausgestattete Führer geben oder geben lassen.

5. «Fürchtet Gott, ehret den König!» (1. Petr. 2,17).
Die Schrift sagt uns, dass der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Mass menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zu einem Organ des Staates werden.

4. «Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.» (Matth. 28,20).

«Gottes Wort ist nicht gebunden.» (2.Tim. 2,9).

Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin,

an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne die Kirche in menschlicher Selbstherrlichkeit das Wort und Werk des Herrn in den Dienst irgendwelcher eigenmächtig gewählter Wünsche, Zwecke und Pläne stellen.

Die Bekenntnis-Synode der Deutschen Evangelischen Kirche erklärt, dass sie in der Anerkennung dieser Wahrheiten und in der Verwerfung dieser Irrtümer die unumgängliche theologische Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche als eines Bundes der Bekenntniskirchen sieht. Sie fordert alle, die sich ihrer Erklärung anschließen können, auf, bei ihren kirchenpolitischen Entscheidungen dieser theologischen Erkenntnisse eingedenk zu sein. Sie bittet alle, die es angeht, in die Einheit des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zurückzukehren.

Verbum Dei manet in aeternum.

Grundsätze für Verhalten bei polizeilichen Eingriffen

Der Druck der Gestapo und der NSDAP auf die Angehörigen der «Bekennenden Kirche» wuchs stetig an. Seit 1935 häuften sich Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmungen und Verhöre. Deshalb kursierte in den Kreisen der «Bekennenden Kirche» ein Verhaltensmerkblatt. Das hier publizierte Exemplar stammt aus dem Nachlass des Pfarrers Hanns Lijje, der dem Kreisauer Kreis nahestand, nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und vom Volksgerichtshof zu vier Jahren Haft verurteilt wurde.

GRUNDSÄTZE FÜR VERHALTEN BEI POLIZEILICHEN EINGRIFFEN

1. Gewaltloser Widerstand gegen Polizei ist unzulässig und strafbar. Zu aktiver Förderung der polizeilichen Massnahmen dagegen besteht keine Verpflichtung. Deshalb

- a) auf Fragen der Polizei Auskunft ablehnen,
- b) bei Durchsuchung und dergl. Behältnisse auf Aufforderung öffnen, aber sonst die Durchsuchung nicht fördern.

2. Persönliche Freiheitsbeschränkung

Zu unterscheiden, ob Schutzhaft oder gerichtliche Untersuchungshaft oder andersartige Freiheitsbeschränkungen als Haft z.B. Aufenthaltsbeschränkungen, Ausweisungen, Hausarrest.

a) Schutzhaft und sonstige Freiheitsbeschränkungen, die keine Untersuchungshaft sind, dürfen höchstens 8 Tage dauern, ausser wenn sie von Ministerpräsident Göring selbst ausgehandelt oder von ihm entsprechend erweitert werden.

b) Untersuchungshaft nur auf Grund eines schriftlichen Haftbefehls des Gerichts, der spätestens am Tage nach der Verhaftung vorliegen muss.

c) Bei Freiheitsbeschränkungen, die keine Haft darstellen, besteht kein Zwang, dem Folge zu leisten. Es ist daher möglich und im einzelnen Fall u.U. ratsam, zu erklären, dass man der Freiheitsbeschränkung, sei es Ausweisung, Hausarrest oder dergl., keine Folge leisten wird, so lange sie nicht gewaltsam durchgeführt wird. Natürlich ist in solchem Fall mit verschärften Massnahmen z.B. Haft zu rechnen.

3. Vernehmungen

Zu unterscheiden, ob polizeiliche oder gerichtliche Vernehmung, ferner ob Vernehmung als Angeschuldigter oder Zeuge.

a) Bei polizeilichen Vernehmungen besteht in keinem Fall Aussagezwang. Hier kann die Aussage stets verweigert werden. Etwaige Einschüchterungsversuche des vernehmenden Beamten nicht beachten.

b) Bei gerichtlichen Vernehmungen als Angeschuldigter besteht ebenfalls kein Aussagezwang. Da aber in der gerichtlichen Praxis Verweigerung der Aussage oft mit einem Schuldbekennnis gleichgesetzt wird, empfiehlt sich ein Zusatz, dass man sich nicht schuldig fühlt, aber aus Gewissensgründen die Aussage verweigert. Zur Verurteilung reicht natürlich eine blosser Aussageverweigerung als solche niemals aus.

c) Bei gerichtlicher Vernehmung als Zeuge besteht an sich Aussagezwang, jedoch gelten Massnahmen für Beamte (§54 der Strafprozessordnung) und für die Beantwortung solcher Fragen, deren Beantwortung dem Zeugen selbst oder einem nahen Verwandten die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehen würde (§55 der Strafprozessordnung). Ob die Beamteneigenschaft uns zuerkannt wird, ist sehr zweifelhaft.

haft, unsern Büroangestellten bestimmt nicht. Deshalb empfiehlt es sich, von der zweiten Ausnahme Gebrauch zu machen. Zwar wird sich niemand von uns einer strafbaren Handlung bewusst sein. Da jedoch gänzlich ungewiss ist, ob nicht doch eine solche aus unserem Verhalten im Kirchenstreit heraus konstruiert wird, ist anzunehmen, dass das Gericht uns den Schutz des § 55 nicht versagen wird.

Eberhard Bethge

Glaubensgehorsam, der quer steht zur Obrigkeit

Von besonderer Bedeutung für die «Bekennende Kirche» war die Ausbildung von evangelischen Theologen durch das Predigerseminar in Finkenwalde bei Stettin, das von Dietrich Bonhoeffer geleitet wurde. Eberhard Bethge, enger Freund und Vertrauter Bonhoeffers, schildert die Situation im Jahr 1935:

Wer sortiert im Mut die Mischung von Kühnheit und Naivität? Was unterscheidet Courage vom allzeit wachen Instinkt für die bequemere Lösung wider bessere Erkenntnis? Von der Raschheit, mit der die Vernunft die Gründe für den Rückzug zurechtlegt, Notwendiges zu unterlassen und zu verschweigen?

Es war der 2. Dezember 1935, ein Montag im Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Finkenwalde, nahe Stettin. Damals gab es montags keine Morgenzeitung. Aber bei Einbruch der Dunkelheit kehrte einer der Kandidaten aus Stettin zurück und schwenkte das abendliche Boulevardblatt in der Hand.

Man war seit zwei Jahren geübt, der gleichgeschalteten Presse nicht mehr viel zu glauben. Hier stand aber in dem Blatt, was ernst zu nehmen den Insassen des Seminars nicht erlaubt war. Dort lasen wir – war es nicht sogar auf der ersten Seite? – die sogenannte «Fünfte Verordnung zur Durchführung des Gesetzes zur Sicherung der Deutschen Evangelischen Kirche». Sie trug die Unterschrift des Reichsministers Kerrl. Und wir verstanden, schneller als das dem heutigen Leser gelingt, jede Wendung des beladenen Verordnungsstils mit seinen Fachbegriffen. Nämlich, dass von nun an alle «kirchenregimentlichen und kirchenbehördlichen Befugnisse durch kirchliche Vereinigungen oder Gruppen unzuläs-

sig» sein sollten, «insbesondere» Stellenbesetzungen, Abkündigungen, Umlagen und Kollektenerhebungen, vor allem aber auch Prüfungen und Ordinationen. Geschickt gemacht: denn dies war nicht das blanke Verbot der Bekennenden Kirche. Aber es war das Verbot aller ihrer essentiellen Tätigkeiten. Und ein «Predigerseminar» der Bekennenden Kirche fiel ohne Zweifel unter «kirchenregimentliche und kirchenbehördliche Befugnisse» einer «Gruppe». Die «Gruppe» war für den Kirchenminister niemand anders als der Altpreussische Bruderrat in Berlin, der Seminare – und darunter das Finkenwalder – eingerichtet hatte und betrieb. Und tatsächlich war ein so detaillierter und direkter Eingriff des Staates in innerkirchliche Aktivitäten und Strukturen – und nun in die darin entstandenen Kontroversen – bisher ohne Parallele.

Wer durfte zweifeln: dies bedeutete eine schwerwiegende Veränderung unserer Lage. Die Qualität unserer Illegalität verschob sich damit beängstigend.

Streng genommen richtete sich unsere Illegalität bisher gegen den – allerdings nazistischen – Reichsbischof («Reibi» wie wir ihn nannten) und seine Organe. Die Ungehorsamshandlungen (Finkenwalde, Prüfungen und Ordination durch die Bekennende Kirche) blieben im Rahmen innerkirchlicher Scharmützel. Die Nazi- und Partei-Presse versäumte auch nicht, das als «Pastorengzänk» hinzustellen. Aber die Markierung durch jene kirchliche Obrigkeit, illegal zu sein, machte uns schon länger wenig Eindruck. Es gab genug Kreise und Gemeinden, die uns trugen und ermunterten. Und Bibel, die alten Bekenntnisse und die Entscheidungen der Barmer und Dahierner Bekenntnissynoden sprachen für uns intensiver als der «Reibi» und die Massnahmen seiner Behörden.

Aber mit dieser Zeitungsmeldung verwandelte sich unser Unternehmen in eine Zuwiderhandlung gegen die staatliche Obrigkeit, eindeutig bezeichnet in der ministeriellen Verordnung. Dafür gab es in unseren Kirchen keine Lehrhilfen, keine Vorübungen und keine Tradition. Und die bis dahin gegebenen Interpretationen der Barmer und Dahierner Erklärungen betonten auch mehr, dass sie keine politische Erklärung einschlossen. Die Unbotmässigkeit, deren wir uns nun schuldig machten, bestand ja nicht nur in singulären Einzelakten der Gehorsamsverweigerung, sondern in der Aufrechterhaltung einer verbotenen Dauerinstitution, und sie umfasste existentielle Lebensentscheidungen.

Was mochten die Folgen sein? Wie würden die Bruderräte reagieren, wenn nun die volle Last ökonomischer und geistlicher Verantwortung für Hunderte von jungen Pfarrern in den Kirchenprovinzen allein auf ihre Schultern fiel? Wie würden die Gemeinden so etwas Illegales durchhalten? Uns weiter unterstützen? Wie würden Väter und Mütter der Kandidaten reagieren, wie die Bräute sich damit abfinden? Wie weit würde die Isolation der Leitungsorgane der Bekennenden Kirche und ihrer Pastoren deren Zusammenhalt auflösen, wenn nun auch Mitteilungsschreiben und Rundbriefe unter das Verbot kirchenregimentlicher Funktionen fielen?

Der Kandidat mit der Abendzeitung stürmte auf das Zimmer des Herrn Direktor, Dietrich Bonhoeffer. Dieser bat, man möchte nach dem Abendessen zusammensitzen. Es wurde ein intensiver und langer Abend. Am nächsten Morgen ging ein Brief Bonhoeffers an Martin Niemöller nach Berlin. Darin hiess es: «Noch sind wir trotz des grossen Ernstes sehr vergnügt und getrost. Im Übrigen halten wir es mit dem schönen Lied von Matthias Claudius ‚Gott gebe mir nur jeden Tag, / soviel ich darf zum Leben. / Er gibts dem Sperling auf dem Dach; / wie sollt er’s mir nicht geben/»

Noch heute erinnere ich mich lebhaft, wie Bonhoeffer an jenem Abend mit uns umging. In überraschend ruhigem Ton gab er zunächst jeden von uns frei; es fiel das Wort: Abreisen aus Finkenwalde. Jeder sollte sich genaue Rechenschaft geben, was er täte, wenn wir weitermachten. Er schilderte noch einmal beides: einerseits, was wir mit der früheren Entscheidung gewählt hätten, der Bekennenden Kirche zu dienen; nämlich die Gleichschaltung von Kirche und ihrem Wort mit der nazifizierten Kirche und ihrer Mischlehre zu verweigern; dem unverfälschten Wort Gottes – und diese Ausdrucksweise war damals eine genuine Sprache! – unseren Beruf zu widmen und nicht einem verhaktenkreuzten Kreuz Christi. Andererseits, was wir mit einer, nun eventuell erneuerten Entscheidung an Unsicherheiten und Gefahren zu akzeptieren hätten. Er fügte hinzu, dass wir nicht darauf warten dürften, bis wir von den Bruderräten in Berlin und in unseren Heimatprovinzen Nachricht bekämen, wie sie die Lage sähen und was sie empfehlen würden. Sie bedürften vielmehr der eigenständigen und freien Entscheidung derer, die ihnen anvertraut waren und für die sie weiterhin ihre «Befugnisse» auszuüben hätten. Aus dem Abend wurde so etwas wie eine alttestamentliche Erneuerung des Bundesschlusses.

Er endete damit, dass wir uns zusammen mit dem Direktor, der ja mindestens in der gleichen Gefahr stand wie seine Kandidaten, gegenseitig versicherten, am Tageslauf und Leben des Seminars nichts zu ändern, dass man sich jetzt und erst recht in der späteren eventuellen Isolation eines Amtes erhöht um einander kümmern wolle, und dass jeder gehalten sei, nur der eventuellen Gewalt zu weichen. Ähnlich reagierte man in den anderen illegalen Seminaren. [...]

Keinem von uns fiel damals ein, das, was uns unsere «Anstifter» vorlegten und was wir entgegen vieler Erwartung entschieden, «Zivilcourage» zu nennen. Das war in unserem Bereich (Kirche! Preussen!) eine unbenutzte Vokabel. Wir hätten es in einem Hochgefühl des Kirchenkampfes vielleicht «Glaubensgehorsam», «Nachfolge» genannt. In dieser Richtung lagen die Motivationen, die Entscheidungsfreudigkeit für den Ungehorsams-Akt gegen den Staat, der auch für uns damals etwas sehr Neues war. Da war uns das begleitende «Hochgefühl» in dieser abendlichen Gemeinschaft wohl zu gönnen. Es stellt sich ja wohl auch sonst nach einer verantwortlich gefällten, risikogeladenen Entscheidung ein. Tatsächlich breitete die Wahl an jenem Abend des 2. Dezember für eine ganze Zeitstrecke eine vertiefte Erfahrung an Zuwendung und Fürsorge unter uns aus, wie der erwähnte Brief Bonhoeffers an Niemöller andeutet. Das war nicht die Euphorie eines Augenblicks; das blieb, mitten in ebenfalls erlebten Enttäuschungs- und Schwächeerfahrungen, anhaltende Realität.

Jener Abend zeigt natürlich auch Elemente dessen, was Zivilcourage ausmacht. Da war die Verweigerung der rundherum erwarteten Antwort; da wurde Risiko übernommen. Da war eigenständig persönliche Entscheidung; Widerstehen gegen die innere Korruption durch den Sog eines synkretistischen Mixtum compositum aus deutsch-nazistischem und christlichem Glauben. Da war Übernahme von Verantwortung für einen Zipfel von Wahrheit, die auf der Befähigung ruht, eine falsch etikettierte Sache beim rechten Namen zu nennen: denn wieder einmal hatte ein neuer Überwältigungsversuch durch den Staat gute und verführerische Namen bereit: einem leidigen «Pastorengezänk» gegenüber bot er sich an als guter Makler und Vermittler und griff mit seinen Verordnungen nur ein zur «Sicherheit und Befriedung» der Evangelischen Kirche. Und wer unter den gut beleumdeten Kirchenoberen sollte sich daran etwa

nicht beteiligen? Zivilcourage zeigte sich schon darin, die verschleiern-den Namen nicht mit zu sprechen. Das gehört dazu: Kenntnis, Sehen und Sprachfestigkeit. Und weil das Sehen, was los ist, dazu gehört, vielleicht darum entdeckten wir mit unserem Anstifter damals den kaum bekann-ten barocken Gesangbuchdichter Christian Friedrich Richter neu und sangen in den Finkenwalder Andachten wieder und wieder: «Jesu, gib gesunde Augen, / die was taugen. / Rühre meine Augen an. / Denn das ist die grösste Plag, / wenn am Tage / man das Licht nicht sehen kann.»

Marga Meusel

Die Aufgaben der Bekennenden Kirche an den evangelischen Nichtariern

Marga Meusel, Leiterin des Evangelischen Bezirks-Wohlfahrtsamtes von Berlin-Zehlendorf verfasste auf Bitten des Spandauer Superintenden-ten Martin Albertz im Sommer 1935 eine umfangreiche Denkschrift über die Entrechtung der Juden. Im Sommer 1936 wurde diese Denk-schrift noch einmal überarbeitet und um die Folgen der Nürnberger Rassengesetze vom September 1935 ergänzt. Marga Meusel forderte eine klare Stellungnahme der Bekennenden Kirche:

Einer Judenverfolgung im Namen von Blut und Rasse *muss* eine Chri-stenverfolgung notwendigerweise folgen. Einen Anfang davon hat die Bekennende Kirche, haben vor allem ihre Pfarrhäuser zu spüren bekom-men. Aber trotz allen Leides wird es niemand einfallen, es in einen Ver-gleich setzen zu wollen zu dem Leid der deutschen Juden und Nichtarier. Und ganz abgesehen von der Grösse des Leides bleibt der grosse Unter-schied: Der Christ leidet persönlich, der Jude und Nichtarier mit Kindern und Enkeln. Und selbst wenn die Glieder der Bekennenden Kirche unter die Arier-gesetzgebung gestellt würden, wären noch immer die Verwand-ten, die weitere Familie nicht mitbetroffen. Und die Hauptsache: Die Bekennende Kirche leidet – und darf das wissen – um ihres Glaubens willen, der Nichtarier wird verfolgt, weil Gott ihn in eine bestimmte Fa-milie hat hineingeboren werden lassen.

Alle diese Menschen mit ihrem unermesslichen Leid des Leibes und der Seele sind die Opfer des Glaubens an Blut und Rasse. Aber welcher Arzt, welcher Rechtsanwalt, welcher Beamte, Angestellte, Geschäftsinhaber weiss, ob er nicht der Nutzniesser dieser Götter ist? Ob nicht seine Existenz auf gebaut ist auf der vernichteten Existenz eines andern? Auch, wenn er es nicht will, auch wenn er mit allen Fasern seines Wesens sich wehrt gegen diese Möglichkeit. Unvermeidlich hat er Vorteile aus seiner Abstammung, aus seinem «Blut» und seiner «Rasse». In diese Schuldgemeinschaft ist unentrinnbar jeder verstrickt.

Es ist deutlich angesichts der Lage, dass die jüdischen Familien auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten vielfach nicht bleiben konnten. Sie konnten ein solches Leben des Gehetztwerdens nicht ertragen, vielfach auch einfach den Lebensunterhalt nicht mehr erwerben und sind nicht sicher vor Misshandlungen. Es sind ganze Familien ausgewandert. Stark ist der Zuzug nach Berlin gewesen. Jetzt ist der Zuzug nach Berlin verboten. Was nun? Sollen die Flüchtlinge verhungern? Wer weiss aber um die Verpflichtung zu helfen? Wer speist die Hungrigen, kleidet die Nackenden, besucht die Gefangenen? Wer tut Gutes an jedermann, ja auch nur an des Glaubens Genossen?

Warum muss man sich immer sagen lassen aus den Reihen der nichtarischen Christen, dass sie sich von Kirche und Ökumene verlassen fühlen? Dass ihnen jüdische Menschen und jüdische Hilfsorganisationen helfen, aber nicht ihre Kirche? Dass sie sich um ihre katholischen Mitglieder keine Sorge zu machen brauchten, denn diese gingen nicht zu Grunde, weil die Kirche für sie Sorge, dass man aber über die Haltung der evangelischen Kirche nur sagen könne: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun? Warum stellt die katholische Kirche nichtarische Ärzte und Schwestern ein, wo sie kann – die evangelische Innere Mission aber hat Arierparagrafen.

Warum sucht Bodelschwingh in den Ärzteblättern einen «arischen» Medizinalpraktikanten? Warum muss eine Stenotypistin in der IM Ariernachweis erbringen? Wenn die Kirche wüsste, welche Erbitterung das schafft und welchen Schaden es stiftet, würde sie wohl doch mehr um diese Dinge sich kümmern. Aber wer weiss überhaupt davon? Ist es ein Wunder, dass längst getaufte Menschen angesichts dessen, was sie von Christen und Kirche sehen, ins Judentum zurückgehen? Und wenn

andere sich taufen lassen, dass sie in ganz überwiegender Zahl zur katholischen Kirche gehen?

Was soll man antworten auf all die verzweifelten, bitteren Fragen und Anklagen: Warum tut die Kirche nichts? Warum lässt sie das namenlose Unrecht geschehen? Wie kann sie immer wieder freudige Bekenntnisse zum nationalsozialistischen Staat ablegen, die doch politische Bekenntnisse sind und sich gegen das Leben eines Teiles ihrer eigenen Glieder richten? Warum schützt sie nicht wenigstens die Kinder? Sollte denn alles das, was mit der heute so verachteten Humanität schlechterdings unvereinbar ist, mit dem Christentum vereinbar sein?

Und wenn die Kirche um ihrer völligen Zerstörung willen in vielen Fällen nichts tun kann, warum weiss sie dann nicht wenigstens um ihre Schuld? Warum betet sie nicht für die, die dies unverschuldete Leid und die Verfolgung trifft? Warum gibt es nicht Fürbittegottesdienste, wie es sie gab für die gefangenen Pfarrer? Die Kirche macht es einem bitter schwer, sie zu verteidigen.

Menschlich geredet bleibt die Schuld, dass alles dies geschehen konnte vor den Augen der Christen, für alle Zeiten und vor allen Völkern und nicht zuletzt vor den eigenen künftigen Generationen auf den Christen Deutschlands liegen. Denn noch sind fast alle Glieder des Volkes getauft, und noch trägt die Kirche Verantwortung für Volk und Staat, anders als zu Zeiten des alten römischen Reiches, denn es sind ihre getauften Glieder, die all den Jammer und all das Elend auf dem Gewissen haben.

Aber die Kirche hat ihren Auftrag nicht von Menschen und ist nicht Menschen und Zeiten verantwortlich, sondern dem ewigen Gott. Sie hat dem Volk, in das sie gestellt ist, das Wort und den Willen Gottes zu verkünden, und sie hat ihm auch dadurch zu dienen, dass sie zugleich für sich und stellvertretend für das Volk Busse tut für das, was geschehen ist und fortdauernd geschieht. Sie muss ihre Glieder und vor allem ihre besonders gefährdete Jugend zu bewahren suchen vor schwerer Sünde und Schuld. Sie hat den Gehorsam gegen *alle* Gebote Gottes zu verkünden, wenn sie nicht dem Wort verfallen will: «Sein Blut will ich von Deiner Hand fordern.»

Das Judentum glaubt, dass Gott es in dieser Zeit zurückruft. Es lebt von diesem Glauben und nimmt die Kraft zum Märtyrertum daraus. Und wir wissen, dass Gott uns zurückruft in dem Gericht, das über Kirche

und Volk ergeht. Dass es aber in der Bekennenden Kirche Menschen geben kann, die zu glauben wagen, sie seien berechtigt oder gar aufgerufen, dem Judentum in dem heutigen historischen Geschehen und dem von uns verschuldeten Leiden Gericht und Gnade Gottes zu verkündigen, ist eine Tatsache, angesichts deren uns eine kalte Angst ergreift. Seit wann hat der Übeltäter das Recht, seine Übeltat als den Willen Gottes auszugeben? Seit wann ist es etwas anderes als Gotteslästerung zu behaupten, es sei der Wille Gottes, dass wir Unrecht tun? Hüten wir uns, dass wir den Greuel unserer Sünde nicht verstecken im Heiligtum des Willens Gottes. Es könnte sonst wohl sein, dass auch uns die Strafe der Tempelschänder träfe, dass auch wir den Fluch dessen hören müssten, der die Geißel flocht und trieb sie hinaus.

Der Druck polizeilicher Massnahmen

Die Veranstaltungen der «Bekennenden Kirche» wurden von der Gestapo systematisch überwacht, Kollekten verboten und immer mehr Pfarrer inhaftiert. In ihren «Nachrichten» versuchte die «Bekennende Kirche», ihre Mitglieder über die Verfolgung zu informieren:

NACHRICHTEN

Der Druck polizeilicher Massnahmen gegen die BK. lastet besonders auf der Mark Brandenburg. Von Juni bis heute sind 127 Brüder in dieser Provinz (ohne Berlin) verhaftet, 79 sind noch in Haft.

Da auf eine Pfarrstelle drei und noch mehr Gemeinden fallen, so sind z.Zt. rund 240 Gemeinden von polizeilichen Massnahmen betroffen. Diese Gemeinden weiter geistlich zu versorgen, ist eine schwere Aufgabe.

So haben wir unsere verfügbaren jungen Brüder in die verwaisten Gemeinden entsandt, nicht selten zwei- oder gar dreimal in dieselbe Gemeinde, da alsbald wieder ihre Verhaftung erfolgte. So fanden in Guben 2, Wittbrietzen 2, Küstrin 3, Seelow 3, Brandenburg/Havel 4, Mittenwalde 2 Verhaftungen statt; ja ganze Kirchenkreise sind entleert: Kirchenkreis Nauen berichtet von 5, Dahme von 7, Müncheberg-Fürstenwalde gar von 10 Verhaftungen.

Verhaftungen im Reich seit April 1937 (Soweit gemeldet).

Grenzmark	8	Rheinland	31
Westfalen	14	Schlesien	12
Hessen-Nassau	1	Ostpreussen	21
Pommern	18	Prov. Sachsen	35
Berlin	67	Brandenburg	160 (ungefähr)
Bayern	3	Danzig	1
Thüringen	9	Schlesw. Holst.	1
Mecklenburg	1	Hannover	1
Württemberg	1	Land Sachsen	1

zusammen 385

Pfr. Küssner (Ostpreussen) hat nach dem Ausscheiden aus dem Kirchenausschuss alle Gemeinden aufgefordert, sich durch Beschluss organisatorisch der Bekennenden Kirche anzuschliessen.

In der *Provinz Sachsen* ist sechs jungen Pfarrern, die von der BK. geprüft und ordiniert wurden, Ausweisung aus dem Pfarrhaus und Sperrung des Gehaltes angedroht worden; auch ist ihnen mitgeteilt worden, dass der Versuch, in der Kirche zu amtieren, als Hausfriedensbruch behandelt werde. –

Am 4. Oktober soll der *Verhandlungstermin* gegen die Brüder Stammeler (Sachsen) und Müller-Heiligenstadt sein (in Kollektensachen). –

Zur Kollektenfrage siehe Anlage (*Beschluss des Landgerichtes Guben*). Ein ähnliches Urteil auf Haftentlassung von Bruder Schapper-Grossmöringen (auch wegen Kollekten) hat am 30. August der Strafsenat des Oberlandesgerichtes in Naumburg/Äue gefällt. Bruder Schapper ist am Sonntag, 19. September kurz vor dem Gottesdienst wieder verhaftet worden.

Karl Barth

Der böse Blick der Riesenschlange

Der in Bonn Theologie lehrende Karl Barth verweigerte den Eid auf Hitler, wurde von seiner Universität entlassen und 1935 aus Deutschland ausgewiesen. Im Anschluss daran lehrte er Theologie in seiner Hei-

matstadt Basel, kritisierte aber weiterhin scharf die nationalsozialistische Politik. 1938 wandte er sich gegen die deutschen Annexionspläne in der Tschechoslowakei:

Bergli-Oberrieden, 19. Sept. 1938

Lieber Herr Kollege Hromadka!

Ich danke Ihnen herzlich für die Zeilen, die Sie mir zum Tode meiner Mutter geschrieben haben.

Der Anlass soll benützt sein, um Ihnen zu sagen, mit welcher aufrichtigen Teilnahme wir in diesen ganzen Wochen an Sie, an Ihr Volk und Land gedacht haben und in diesen letzten Tagen ganz besonders denken. Wenn Sie jetzt dort sicher Tag und Nacht nur noch an Eines denken können, so dürfen Sie jedenfalls von mir sicher sein, dass ich in Gedanken ununterbrochen mit Ihnen vor derselben Frage stehe. Das eigentlich Furchtbare ist ja nicht der Strom von Lüge und Brutalität, der von dem hitlerischen Deutschland ausgeht, sondern die Möglichkeit, dass in England, Frankreich, Amerika – auch bei uns in der Schweiz vergessen werden könnte: mit der Freiheit Ihres Volkes steht und fällt heute nach menschlichem Ermessen die von Europa und vielleicht nicht nur von Europa. Ist denn die ganze Welt unter den Bann des bösen Blickes der Riesenschlange geraten? Und muss sich der Pazifismus der Nachkriegszeit [...] nun wirklich in einer so schrecklichen Lähmung aller und jeder Entschlusskraft auswirken? Noch – ich schreibe dies am Montag um die Mittagszeit – scheint das Schlimmste: die Zustimmung der Westmächte zu den unsinnigen Forderungen Deutschlands nicht ausgesprochen zu sein. Aber wenn es nun doch ausgesprochen wird? Wird Ihre Regierung und Ihr Volk dann dennoch und erst recht festbleiben? Es steht mir vor Augen, was für eine unendliche Last und Not Sie damit auf sich ziehen würden. Dennoch wage ich es zu hoffen, dass die Söhne der alten Hussiten dem überweich gewordenen Europa dann zeigen werden, dass es auch heute noch Männer gibt. Jeder tschechische Soldat, der dann streitet und leidet, wird es auch für uns – und, ich sage es heute ohne Vorbehalt: er wird es auch für die Kirche Jesu Christi tun, die in dem Dunstkreis der Hitler und Mussolini nur entweder der Lächerlichkeit oder der Ausrottung verfallen kann. Merkwürdige Zeiten, lieber Herr Kollege, in denen man bei gesunden Sinnen unmöglich etwas anderes sagen kann,

als dass es um des Glaubens willen geboten ist, die Furcht vor der Gewalt und die Liebe zum Frieden entschlossen an die zweite und die Furcht vor dem Unrecht, die Liebe zur Freiheit ebenso entschlossen an die erste Stelle zu rücken! Ich kann die Erwartung noch nicht unterdrücken, dass, wenn Prag festbleibt, London und Paris vielleicht wieder fest werden. An die Möglichkeit russischer Hilfe denkt man ja nicht gerne, weil sie, selbst wenn sie wirksam werden sollte, die Austreibung des Teufels durch Beelzebub bedeuten würde. Aber was wissen wir zuletzt von den Plänen und Absichten der Vorsehung Gottes, die sich in dem Allem vollziehen mögen. Sicher ist nur Eines: dass, was von menschlicher Seite an Widerstand möglich ist, heute an den Grenzen der Tschechoslowakei geleistet werden muss und dass das gute Gewissen, mit dem man ihn leisten wird – und mit ihm der letzte Erfolg! – davon abhängt, dass möglichst viele ihr Vertrauen nicht auf Menschen, Staatsmänner, Geschütze und Flugzeuge, sondern auf den lebendigen Gott und Vater Jesu Christi setzen. Es wird nicht zuletzt auch dies Ihre Sorge sein: Ihr Volk in dieser schweren Gegenwart und vor einer vielleicht noch schwereren Zukunft an das Wort Gottes als an den alleinigen Trost im Leben und im Sterben zu erinnern und wieder zu erinnern. Die deutschen Bataillone mögen stärker sein, aber ich wüsste nicht, wie und woher sie diese Zuversicht, die zuletzt allein wichtige und haltbare haben sollten.

Wie mag sich alles gestaltet haben, wenn dieser Brief in Ihren Händen ist! Versäumen Sie es nicht, allen meinen dortigen Freunden zu sagen, dass ich mit ganzem Herzen mit Ihnen bin. Jeder Gruss und jedes Wort, das Sie mir noch schreiben können, wird mir wichtig und wertvoll sein.

Heute mehr als je Ihnen verbunden Ihr
gez. Karl Barth

Margarete Schneider

Der Prediger von Buchenwald

Weil er über ein nationalsozialistisches Gemeindemitglied die «Busszucht» verhängt hatte, wurde Pfarrer Paul Schneider im Oktober 1937 verhaftet und kam im November 1937 in das Konzentrationslager Bu-

chenwald, wo er am 18. Juli 1939 durch eine Gifteinjektion ermordet wurde. Sein Tod wirkte in der Kirche als Fanal. Paul Schneiders Witwe, Margarete Schneider, hielt 1943 die Leidenszeit ihres Mannes in einem Erinnerungsbericht fest:

Als Paul ins Konzentrationslager kam, musste er mit den Anderen im Wald arbeiten. Da er von jeher Geschick und Freude an schwerer körperlicher Arbeit hatte, wird er sich bald eingearbeitet haben. Sie müssen Wald- und Rodungsarbeiten gemacht haben. Ein grosser kräftiger Mann, der nach seiner Lagerzeit mit einem Pfarrer zusammentraf, kannte ihn aus dieser Zeit und sagte, Pauls Ermunterung und Vorbild habe er es zu verdanken, dass er nicht erlegen sei, sie hätten sich alle über ihn verwundert. Offenbar muss im ersten Vierteljahr kein ernstlicher Zwischenfall vorgekommen sein

Am 1. Mai 1938 mussten alle Häftlinge zu einem Appell antreten. Da sie den deutschen Gruss nicht «wert» sind zu gebrauchen, den Paul seit 1933 grundsätzlich als Abgötterei ablehnte und auch *nie* gebraucht hat, war er deshalb noch nie aufgefallen, wie ich anfangs immer mit tödlicher Angst fürchtete. Aber nun mussten die Häftlinge nach der Rede vor der Fahne ihre Mütze abtun. Alle Tausende (von 9'000) taten es, Paul *nicht*. Er hat seit 1933 das Grüssen dieser Fahne als Symbol der nat.[io-nal]soz.[ialistischen] Weltanschauung abgelehnt. Mir wird erzählt, sein Blockführer, der jüngste frühere kommunistische Reichstagsabgeordnete, hätte es bei Paul bewusst übersehen. Aber da es das System des Lagers ist, dass diese Häftlinge einander zu überwachen und zu denunzieren haben, habe ein Kommunist, der in Pauls Block war, dem Blockführer keine Ruhe gelassen, dass er Paul meldete. Wahrscheinlich dachte er: Werden *wir* gezwungen zu diesem uns auch verhassten Tun, so muss es der Pfarrer auch tun. Demnach ist Paul dann gemeldet worden und hat – wahrscheinlich – vor den anderen Häftlingen seine Prügelstrafe auf dem Block bekommen. Es ist dies vielen Häftlingen sehr eindrücklich, und ich hörte es im Laufe der Jahre von verschiedenen Seiten. Auch, dass sie ihn gefragt haben, *warum* er es nicht getan hätte. Eine Erinnerung lautet, er habe gesagt, diese Ehre gebühre nur dem Herrn Christus; ein anderer sagte, er habe gesagt, das wäre Heidentum. [...] Nach diesem Vorfall kam bald darauf die Flucht zweier Häftlinge, die dann nach kur-

zer und langer Frist gefangen und, wie die Zeitung berichtete, «in Weimar» hingerichtet wurden. Das Lager hatte insgesamt unter dieser Flucht viel zu leiden. Aus dem Block der Beiden starben oder wurden zu Tode gehetzt (den Berg hinauf mit aufgepflanztem Seitengewehr) dreissig bis vierzig. Paul war wohl nicht in dem Block. Aber als einer nach dem andern der Beiden im Lager auf dem Thingplatz aufgehängt wurde, und zwar von den eigenen Kameraden, da musste das ganze Lager antreten und *so* lange stehenbleiben, bis sie verendet waren. Dass dabei Paul seines Trostamtes gewaltet hat, ist mir klar; es wird ja immer wieder bezeugt, dass er Bibelworte laut und deutlich gesagt habe. Einmal habe er auch bei der Misshandlung eines Häftlings laut gesagt: «Das ist Mord» und musste sogleich vor den Kommandanten, bei dem er es noch einmal bezeugt hat.

Bis Juni hat denn Paul noch gearbeitet, ich hörte einmal im Mai, er täte Gartenarbeit, und sie wunderten sich über sein Geschick. Ich war über diese Nachricht sehr froh, weil sie auch mit seinen Briefen übereinstimmte. Im Juni muss dann wieder ein Zwischenfall vorgekommen sein, der ihn in den «Bunker» brachte. Es muss dreierlei Arten Arrest geben. Die erste noch verständliche und «bürgerliche». Die zweite vielleicht (?) bei Nacht einen Schlafsack, dann an drei Tagen Essen (!) und eine halbe Stunde frische Luft, den vierten Tag Dunkel und nur eine Stunde Dämmerlicht bei Wasser und Brot. Die dritte Art Bunker ist ein dunkler Raum ohne alles Weitere, in der Mitte hängt ein Strick von der Decke so, dass der Gefangene ihn bequem zum sich selbst Aufhängen benutzen kann. (Es ist überhaupt die Dämonie des Lagers, dass überall der Selbstmord lockt und angepriesen wird, auch in den Reden des Kommandanten. Einer erzählte mir, er musste 21 Stunden in der Kälte zur Strafe am Eingang des Lagers gegenüber von einem grossen Totenkopf strammstehen, neben ihm die Drähte der Hochspannung – also nur ein Sprung! Seine Kameraden haben ihn nach diesen 21 Stunden wieder aus seiner Erstarrung gelöst, massiert und gestärkt.) In der zweiten Art Arrest, in der man normalerweise nur 14 Tage sein *kann*, muss nun Paul fast dauernd gewesen sein. Das bestätigen mir Berichte von verschiedenen Seiten. Da der Bunker bei dem grossen Appellplatz ist, hat Paul wohl – auch nach *verschiedenen* Berichten – sonntags ein Bibelwort herausgerufen. Darauf hörten die andern die Peitschenhiebe und auch seine Schreie. Kurz ehe im November die Juden (nach Buchenwald 10'000)

eingeliefert wurden, muss er halb totgeschlagen worden sein. [...] Damals begann auch die fünf und einen halben Monat dauernde, völlige Postsperre. Ein Hochelheimer Jude, der damals fünf Wochen in Buchenwald war und vergeblich mit Paul Fühlung nehmen wollte, sagte nur: Danken Sie Gott, dass er erlöst ist. – Ein Anderer (Arier, der bald frei wurde) war im Januar 1939 an seinen Bunker geschlichen, und Paul erschien am Fenster. Er sehe bleich aus, aber wäre gesund. Er bat ihn, doch an Frau und Kinder zu denken und nicht mehr zu rufen; sie wollten nicht, dass er leide. Darauf sagte Paul: «Ich weiss, warum ich hier bin.» – Vielleicht trat im Frühling eine Besserung in der Lage ein, zum mindesten durfte er ja wieder schreiben. Ich fragte den Stapobeamten im Lager, als ich im Juli 39 dort war, warum denn Paul so lange nicht geschrieben habe, da hiess es: «Er war so störrisch und wollte nicht schreiben.» Darauf konnte ich ja antworten, dass er im ersten Brief nach der Sperre geschrieben habe: «Wie bin ich froh, dass ich wieder schreiben *darf*» Aber ich dachte auch schon, ob Paul eben vielleicht anfangs körperlich *und* seelisch nicht schreiben konnte (er litt ja im Alter von 20 bis 30 Jahren viel unter schweren Depressionen) und es ihm denn als Bockigkeit ausgelegt wurde? Ein Häftling, der mich nach Pauls Tode besuchte, der bei ihm im Bunker putzen musste, sagte einfach: Er wäre im Winter 38/39 nicht recht bei Verstand gewesen. – Dieser Kommunist, der aus lauter Hass und Rache zusammengesetzt war, wusste aber ganz gut, um was es Paul ging, und sagte: «Der ist für seinen Glauben gestorben, wir wussten alle, dass *der* von seiner Überzeugung nicht liess.» Paul hatte viel von «religiösen Dingen» mit ihm geredet. Er selbst war ganz ungläubig, sprach aber mit grosser Achtung und Liebe von Paul und «tröstete» mich, dass sie ihn an «ihrem» Tag «rächen» wollten; die Tränen liefen ihm die Backen herunter, als er Pauls Bild sah. Ich sagte natürlich, dass ich ihre Rache nicht wolle und brauche, und war erschrocken, in einen Abgrund von Hass blicken zu müssen. Dieser Mann sagte mir, Paul wäre ausgehungert und totgeschlagen worden. – Auch von anderer Seite wird mir ein so «feiner» Tod wie Erschiessen sehr angezweifelt und seine Aussage bestätigt. [...] Ich sah ja nur seinen Kopf. Unrasiert und ungepflegt und zwischen den Lippen das Blut notdürftig abgewischt.

Aber das alles liess sich vergessen und übersehen, weil ein überirdischer Friede und eine Freude auf diesem Kämpfergesicht lag, die uns der

Auferstehung und des Überwundenhabens durch des Lammes Blut gewiss machte. «Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an. Vor den Unverständigen werden sie angesehen, als stürben sie, und ihr Abschied wird für eine Pein gerechnet und ihre Hinfahrt für ein Verderben; aber sie sind im Frieden. Ob sie wohl vor den Menschen viel Leidens haben, so sind sie doch gewisser Hoffnung, dass sie nimmermehr sterben. Sie werden ein wenig gestäubt, aber viel Gutes wird ihnen widerfahren; denn Gott versucht sie, dass sie sein wert sind. Er prüft sie wie Gold im Ofen und nimmt sie an wie ein völliges Opfer.» (Weish. 3,1-6)

Julius von Jan

Ein Tag der Trauer

Der Oberlenninger Pfarrer Julius von Jan forderte in seiner Busstagspredigt von 1938 als einziger Priester öffentlich zur Busse für die Verbrechen an den deutschen Juden auf die während des «Novemberpogroms» begangen worden waren. Er wurde von SA-Männern als «Judenknecht» beschimpft, auf offener Strasse überfallen und schliesslich verhaftet. Im April 1939 aus Württemberg ausgewiesen, wurde er vom Sondergericht Stuttgart wegen «Kanzelmissbrauchs» zu 16 Monaten Haft verurteilt. Nach der Haft konnte er erneut als Pfarrer in Niederbayern wirken. Hier seine Predigt:

Liebe Gemeinde!

Der Prophet ruft: O Land, Land! Höre des Herrn Wort!

Wenn wir bloss dieses eine Sätzlein hören, so verstehen wir zunächst noch nicht, was für schwere Kämpfe und Nöte den Jeremia zu diesem Ruf veranlasst haben. Er steht in einem Volk, unter dem sich der Herr in langer Geschichte geoffenbart hat als ein Vater und Erlöser, als ein Führer und Helfer voll Kraft und Gnade und Herrlichkeit. Dieses Volk Israel aber und voran seine Könige und seine Fürsten haben das Gesetz Gottes mit Füßen getreten. Jeremia hat gegen all dieses Unrecht einen zähen Kampf geführt im Namen Gottes und der Gerechtigkeit. Seit fast 30 Jahren predigt er dem Volk des Herrn Wort. Er widerspricht den Lügenpredigten derer, die in nationaler Schwärmerei Heil und Sieg verkündigen.

Aber er wird nicht gehört. Immer einsamer wird der treue Gottesmann. Da kommt die grosse Stunde, wo Gott seinen Propheten ruft: Gehe hinab in das Haus des Königs selbst und rede dies Wort: Jer. 22,2-9. Der König verhärtete sich gegen das Gotteswort und wurde plötzlich vom Feind in Gefangenschaft abgeführt; sein Nachfolger verfolgte den Propheten und starb nach kurzer Herrschaft; und der 3. König war nur 3 Monate am Ruder, da fiel er in die Hände der Babylonier! All das erzählt uns unser Kapitel. In kurzer Zeit war die Herrlichkeit von 3 unbusfertigen Königen Jerusalems dahin. In tiefem Schmerz darüber schreit Jeremia in sein Volk hinein: O Land, Land, höre des Herrn Wort!

Warum wirst du dem treuen Gott untreu? Warum achtest du seine Gebote nicht mehr? Siehst du nicht, wie's deinen Königen deshalb ergangen ist? O Land, liebes Heimatland, höre des Herrn Wort! In diesen Tagen geht durch unser Volk ein Fragen: Wo ist in Deutschland der Prophet, der in des Königs Haus geschickt wird, um des Herrn Wort zu sagen? Wo ist der Mann, der im Namen Gottes und der Gerechtigkeit ruft, wie Jeremia gerufen hat: Haltet Recht und Gerechtigkeit, errettet den Beraubten von des Frevlers Hand! Schindet nicht die Fremdlinge, Waisen und Witwen, und tut niemand Gewalt und vergiesst nicht unschuldig Blut?

Gott hat uns solche Männer gesandt! Sie sind heute entweder im Konzentrationslager oder mundtot gemacht. Die aber, die in der Fürsten Häuser kommen und dort noch heilige Handlungen vollziehen können, sind Lügenprediger wie die nationalen Schwärmer zu Jeremias Zeiten und können nur Heil und Sieg rufen, aber nicht des Herrn Wort verkündigen. Die Männer von der VKL, von denen die Zeitungen in der letzten Woche berichteten, haben in einer Gottesdienstordnung das Gebot des Herrn klar ausgesprochen und sich wegen der erschreckenden Missachtung der göttlichen Gebote durch unser Volk vor Gott gebeugt für Kirche und Volk. Jedermann weiss, wie sie dafür als Volksschädlinge angeprangert und ausser Gehalt gesetzt worden sind – und schmerzlicher Weise haben es unsere Bischöfe nicht als ihre Pflicht erkannt, sich auf die Seite derer zu stellen, die des Herrn Wort gesagt haben.

Wenn nun die einen schweigen *müssen*, und die andern nicht reden *wollen*, dann haben wir heute wahrlich allen Grund, einen Busstag zu halten, *einen Tag der Trauer* über unsere und des Volkes Sünden.

Ein Verbrechen ist geschehen in Paris. Der Mörder wird seine gerechte Strafe empfangen, weil er das göttliche Gesetz übertreten hat.

Wir trauern mit unserem Volk um das Opfer dieser verbrecherischen Tat. Aber wer hätte gedacht, dass dieses eine Verbrechen in Paris bei uns in Deutschland so viele Verbrechen zur Folge haben könnte? Hier haben wir die Quittung bekommen auf den grossen Abfall von Gott und Christus, auf das organisierte Antichristentum. Die Leidenschaften sind entfesselt, die Gebote Gottes missachtet, Gotteshäuser, die andern heilig waren, sind ungestraft niedergebrannt worden, das Eigentum der Fremden geraubt oder zerstört. Männer, die unserem deutschen Volk treu gedient haben und ihre Pflicht gewissenhaft erfüllt haben, wurden ins KZ geworfen, bloss weil sie einer andern Rasse angehörten! Mag das Unrecht auch von oben nicht zugegeben werden – das gesunde Volksempfinden fühlt es deutlich, auch wo man nicht darüber zu sprechen wagt.

Und wir als Christen sehen, wie dieses Unrecht unser Volk vor Gott belastet und seine Strafen über Deutschland herbeiziehen muss. Denn es steht geschrieben: Irret euch nicht! Gott lässt seiner nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er auch ernten! Ja, es ist eine entsetzliche Saat des Hasses, die jetzt wieder ausgesät worden ist. Welche entsetzliche Ernte wird daraus erwachsen, wenn Gott unserm Volk und uns nicht Gnade schenkt zu aufrichtiger Busse.

Wenn wir so reden von Gottes Gerichten, so wissen wir wohl, dass manche im Stillen denken: Wie kann man auch heute von Gottes Gerichten und Strafen über Deutschland reden, wo es so sichtbar aufwärts geht und in diesem Jahr 10 Mill. Deutsche mit dem Reich vereinigt worden sind. Da sieht man doch Gottes Segen über unserem Volk! Ja, es waltet eine erstaunliche Geduld und Gnade Gottes über uns. Aber gerade deshalb gilt es: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Höre jetzt endlich! Weissst du nicht, dass dich Gottes Güte zur Busse leitet? In unserem Kapitel wird der Prophet beauftragt von Gott, zu sagen: So wahr ich lebe, spricht der Herr, wenn Chonja, der König Judas, ein Siegelring wäre an meiner rechten Hand, so wollte ich ihn doch abreissen und in die Hände derer geben, die nach seinem Leben stehen! Es kann ein Mensch und ein Volk von Gott zu höchsten Ehren erhoben sein – wenn

er sein Herz verschliesst vor des Herrn Wort, so wird er plötzlich in die Tiefe gestürzt. Äusseres Glück, äussere Erfolge führen uns Menschen nur zu leicht in einen Hochmut hinein, der den ganzen göttlichen Segen verderbt und deshalb in tiefem Fall endet. Darum ist uns der Busstag ein Tag der Trauer über unsre und unsres Volkes Sünden, die wir vor Gott bekennen, und *ein Tag des Gebetes*: Herr, schenk uns und unsrem Volk ein neues Hören auf dein Wort, ein neues Achten auf deine Gebote! Und fange bei uns an. Wir gehen so gern eigne Wege. Wir tun so vielerlei und nehmen uns so wenig Zeit zu der Stille, in der wir des Herrn Wort vernehmen dürften seis im Gottesdienst, seis im Kämmerlein. Darum geht so mancher Tag dahin, ohne dass wir Gott unsern Herrn sein liessen, weil wir am Morgen nicht beim Befehlsempfang bei ihm waren. Ein Christ, der nicht jeden Morgen diese Stille zum Hören sucht, gefährdet sich selbst und schadet der Sache seines Herrn. Denn ohne des Herrn Wort sind wir allen dämonischen Gewalten preisgegeben und allen verführerischen Stimmen der Unterwelt. Wenn ich im Jugendkreis ab und zu frage, wo stehen wir in der täglichen Bibellese, so kann von 1 Dutzend 1 oder 2 Antwort geben. Die übrigen gingen ohne Gottes Wort in den Tag hinein. Wie mags bei uns Erwachsenen sein? Hier liegt gewiss eine grosse Schuld von uns Christen. Wären wir treuer im Hören des Tagesbefehls unsres Herrn, dann würde auch das unkirchliche Volk öfters ein Zeugnis des Herrn hören und würde vor manchem bösen Schritt bewahrt. Darum o Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Doch wollen wir zum Schluss nicht vergessen, dass für uns Christen des Herrn Wort noch deutlicher und köstlicher ist als für einen Jerem. Denn es ist erfüllt in Christus, unsrem Herrn, der gesagt hat: Tut Busse, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Durch ihn wird uns der Busstag auch *ein Tag des Dankes*. Die Welt spottet so gern über die Busse, weil sie keine Ahnung hat, dass die wahre Busse das Tor zum glücklichsten Leben wird, und zwar nicht erst im Jenseits, sondern schon hier auf Erden. Ich darf erinnern an die Geschichte vom verlorenen Sohn, an seine bussfertige Heimkehr und das reiche Leben, das durch die Freundlichkeit des Vaters daheim nun für ihn anfang. Wer selbst schon durch dieses Tor der Busse heimgekehrt ist zu seinem Herrn, der weiss wie nahe damit das Himmelreich tatsächlich herbeigekommen ist. Und wenn wir heute mit unserem

Volk in der Busse vor Gott gestanden sind, so ist dies Bekennen der Schuld, von der man nicht sprechen zu dürfen glaubte, wenigstens für mich auch heute gewesen wie das Ab werfen einer grossen Last. Gott Lob! Es ist herausgesprochen vor Gott und in Gottes Namen. Nun mag die Welt mit uns tun, was sie will. Wir stehen in unsres Herren Hand. Gott ist getreu! Du aber, o Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!

Amen.

Betr.: Terrorakte gegen Pfarrer und Pfarrhäuser

Anfang Dezember 1938 informierte der Stuttgarter Evangelische Oberkirchenrat alle Dekanatsämter in seinem Amtsbereich über Gewalttaten gegen Pfarrer und Pfarrhäuser. Die Verfolgung der Christen hatte eine neue Stufe der Eskalation erreicht. Erst mit dem deutschen Überfall auf Polen sollte die NS-Führung gegenüber den christlichen Konfessionen nach aussen hin einen «Burgfrieden» verkünden, während heimlich immer schärfere Repressionsmassnahmen ergriffen wurden.

I.

1. In der Nacht vom 10./11. November (nicht etwa 9./10. November) erschienen gegen Uhr vor dem Stadtpfarrhaus I in Böckingen-Heilbronn etwa 12 Männer in Zivil. Sie umstellten das Haus gruppenweise an den Ecken, eröffneten auf ein Zeichen ein Revolverfeuer, um die Beobachtung des ganzen Vorgangs zu verhindern. Geschossen wurde mit scharfer Munition. Ein Nachbar, der ein Fenster öffnete, musste in Deckung gehen, da er sofort eine Kugel an seinem Kopf vorbeipfeifen hörte. Während des Feuerüberfalls wurden mit mitgebrachten Pflastersteinen Fensterscheiben des Pfarrhauses eingeworfen. Die Betten im Schlafzimmer waren mit Glassplittern übersät, nur durch einen Zufall wurde die Ehefrau des Stadtpfarrers nicht von einem der Pflastersteine getroffen. In der Decke des Kinderzimmers befanden sich drei Revolvereinschüsse. Anschliessend an diesen Terrorakt wurden am Vereinshaus in Böckingen ebenfalls die Fenster eingeworfen und in der Folge weitere Überfälle in der Stadt verübt. Auf fernmündlichen Anruf gab die Heilbronner Polizei die Auskunft, sie habe mit den Juden alle Hände voll zu tun und deshalb keine Zeit. Ein Anlass für diesen Überfall ist nicht bekannt.

2. Am 25. November d. J. waren – vermutlich im Zusammenhang mit der Busstagspredigt des Pfarrers v. Jan – beim Pfarrhaus in Oberlenningen 4 Plakate (schwarzer Druck auf rotem Grund): «Judenknecht» angeschlagen. Abends gegen 9 Uhr fuhren mehrere 100 Männer in Zivil in Personen- und Lastwagen aus Richtung Nürtingen nach Oberlenningen. Die Pfarrleute waren in Schopfloch, bei einem Bibelkurs, was die Hausinsassen auf Befragen ohne Weiteres angaben. Trotzdem wurde, nachdem die Türe eingedrückt war, das Pfarrhaus von einer Anzahl Männer vom Dachboden bis zum Keller durchsucht. Da der Pfarrer nicht gefunden wurde, fuhren einige Männer in einem Personenwagen (III K 10016) nach Schopfloch. Dort wurde Pfarrer v. Jan unter Anwendung von Zwang veranlasst, in das Auto einzusteigen. Er wurde sodann nach Oberlenningen vor das Pfarrhaus gebracht und dort unter dem Gejohle, Schreien, Beschimpfen der Menge ausgeladen. Pfarrer v. Jan wurde auf ein Schuppendach geworfen. Augenzeugen berichten, dass Pfarrer v. Jan dabei noch bestialischer misshandelt worden sei, als seinerzeit Stadtpfarrer Mörike in Kirchheim. Es verlautet ferner, dass dem Pfarrer bei diesen Misshandlungen in die Tasche gegriffen und der Geldbeutel samt Inhalt gestohlen worden sei. Anschliessend wurde Pfarrer v. Jan unter fortgesetztem Johlen und Misshandeln seitens der Menge in das Rathaus geschleppt und später mit dem Polizeiauto in das Amtsgerichtsgefängnis Kirchheim verbracht. Am 28. November hat das Amtsgericht Kirchheim auf Grund des Wortlauts der Busstagspredigt des Pfarrers v. Jan, über die zuvor entstellende Behauptungen verbreitet worden sind, richterlichen Haftbefehl erlassen. Wegen des Landfriedensbruchs und der weiteren strafwürdigen Vergehen, hat der Oberkirchenrat Strafanzeige gegen die Täter erstattet, von denen einer mit Bestimmtheit erkannt worden ist (Dr. med. W. Neckartenzlingen). Von den Tätern befindet sich keiner in Haft.

3. Am Sonntag, 27. November d.J. wurde am ev. Dekanatsgebäude in Ludwigsburg ein Plakat (schwarzer Druck auf rotem Grund, vgl. oben Ziff. 2) «Judenknecht» angeschlagen. Mit Handschrift ist der Name des Dekans von Ludwigsburg «Dörrfuss» daraufgeschrieben. Kurz vor Beginn des sonntäglichen Hauptgottesdienstes führte ein Demonstrationszug zwei Ludwigsburger Einwohner, mit dem gleichen roten Plakat umgebunden, durch die Strassen am Dekanat vorbei. Vor dem

Dekanat ertönten Sprechchöre: «Dörrfuss, Judenknecht pfui!» Auf dem Marktplatz fand eine Kundgebung statt, während die Glocken zum Kirchengang läuteten. Als Dekan Dörrfuss auf dem Weg zur Predigt an den Demonstranten vorbeigehen musste, wurde auf ihn gedeutet und gerufen: «da geht der Judenknecht.» Ein Anlass zu diesem Vorgang ist nicht bekannt. Die fernmündlich unterrichtete Polizei erklärte sich ausserstande, das Plakat am Dekanatamt zu entfernen.

4. Am Abend des 1. Dezember d.J. erschienen vor dem Pfarrhaus in Zell und Aichelberg, Dekanat Kirchheim, junge Burschen und schlugen am Pfarrhaus ebenfalls das rote Plakat mit dem Aufdruck «Judenknecht» an. Der organisatorische Zusammenhang dieser Fälle ist dadurch offenkundig. Auf den Vorhalt des Pfarrers erklärten die Burschen, er habe für die Juden gebetet, er werde auch noch geholt. Anschliessend schlugen die Burschen die Fenster des Studierzimmers ein.

II.

Im Kampf gegen die christliche Kirche ist die Behauptung von ihrer angeblichen Judengenossenschaft («Judenknecht») die neueste Erfindung. Es ist nicht ausgeschlossen, dass jede Verkündigung christlicher Ethik, sofern sie gewissenschärfend ist, diesen Vorwurf ertragen kann. Es ist selbstverständlich, dass die Kirche, auch auf die Gefahr solcher gehässiger Missdeutung, die ihr aufgetragene Predigt im Sinne von Micha 6,8 nicht unterlassen darf. Es ist aber ebenso selbstverständlich, dass der Diener der Kirche bei dieser Predigt alles zu vermeiden hat, was einer unzulässigen Kritik an konkreten politischen Vorgängen gleichkommt.

So schwierig es ist, hierbei allgemeine Grundsätze aufzustellen, weil heutigentags die Gefahr besteht, dass alles, auch das rein Religiöse, von übelwollender Seite sofort politisch missdeutet wird, so muss doch gesagt werden, dass bei der Stellung, die die Kirche heute im Staats- und Volksleben einnimmt, jeder Verkündiger des Evangeliums einen strengen Massstab an seine Verkündigung anzulegen und eine ernste Selbstprüfung vor Gott anzustellen hat, ob seine Ausführungen und Gebote einen wirklich seelsorgerlichen und nicht etwa demonstrativen Charakter haben, ob sie in der Tat Anwesende und nicht vielmehr Aussenstehende im Auge haben, ob sie eine Darbietung des eigentlichen Evangeliums, wonach auch heute die Gemeinde verlangt, und nicht eine Kritik

an allerlei Vorkommnissen und Zuständen zum Ziel haben. So sehr der Fehler zu vermeiden ist, dass das Evangelium in einer Weise verkündigt wird «als ob nichts geschehen wäre», dass es also ganz unbezogen auf die Gegenwart bleibt, so sehr ist auch der andere Fehler zu vermeiden, dass statt der Verkündigung des Evangeliums mit seinem tiefsten seelenrettenden Inhalt in der ganz bestimmten konkreten Situation der Zuhörer die Predigt belastet wird mit politischen und kirchenpolitischen, wohl den Pfarrer, aber nicht ohne Weiteres die Zuhörer bewegenden Ausführungen. Dass hierbei ein stetes Ringen im Gebet um den Beistand und die rechte Wegführung durch den Geist Gottes nötig ist, ist für einen evangelischen Pfarrer selbstverständlich. Ebenso ist es auch begreiflich, dass hierbei beim besten Willen und reinster Absicht Fehler vorkommen. Wenn jedoch ein Pfarrer vom staatlichen oder kirchlichen Standpunkt aus zu Beanstandungen begründeten Anlass gibt, so sind die Strafverfolgungsbehörden und die kirchliche Aufsichtsbehörde dazu berufen, den Betreffenden zur Verantwortung zu ziehen. Die Empörung der christlichen Gemeinde gegen Lynchjustiz und Terrorakte, wie sie oben geschildert worden sind, ist voll berechtigt.

Der Landesbischof hat gegenüber einer zuständigen Reichsstelle in einem Schreiben dargelegt, was von der evangelischen Kirche aus zu den Ereignissen der letzten Zeit zu sagen ist.

(gez.) Wurm.

Michael Kardinal Faulhaber/Konrad von Preysing

Katholische Ausgangslagen

Am 20. April 1933 trafen sich die bayerischen Bischöfe in Regensburg, analysierten die ersten Erfahrungen mit nationalsozialistischen Herrschaft und formulierten ihre Vorbehalte:

Zur Bischofskonferenz waren erschienen:

1. *Michael Kardinal Faulhaber*, Erzbischof von München und Freising.
2. *Jacobus von Hauck*, Erzbischof von Bamberg.
3. *Ludwig Sebastian*, Bischof von Speyer.
4. *Matthias Ehrenfried*, Bischof von Würzburg.

5. *Michael Buchberger*, Bischof von Regensburg.
6. *Josef Kumpfmüller*, Bischof von Augsburg.
7. *Konrad von Preysing*, Bischof von Eichstätt.
8. Dr. *Franz Riemer*, Dompropst und Generalvicar, als Vertreter des erkrankten Bischofs von Passau, Exzellenz Sigismund von Ow-Fellendorf.

Die Konferenz fand im bischöflichen Palais statt und dauerte von halb 9 bis halb 1 Uhr und halb 3 bis halb 5 Uhr.

Kardinal Faulhaber begrüsst die Erschienenen und eröffnet die Beratungen.

I. Der gleiche berichtet über *die Vorgeschichte der Kundgebung* der Fuldaer und Freisinger Bischofskonferenz vom 29. März 1933. Ebenso über Eindrücke bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Rom, wo im Konsistorium am 13. März 1933 der Hl. Vater dem Reichskanzler Adolf Hitler für seine Stellungnahme gegen den Kommunismus öffentliches Lob spendete. Ebenso berichtet er über geheime, von Paderborn her vermittelte Erklärungen, worin neuerdings und ausführlicher als in der Programmrede des Reichskanzlers die Rechte der katholischen Kirche seitens der Staatsregierung anerkannt werden. Die erste Kundgebung des Gesamtepiskopates hatte besonders wegen der aufreizenden Überschriften der Presse in manchen Kreisen beunruhigt, als ob mit der Zurücknahme früherer Warnungen eine restlose weltanschauliche Billigung des Nationalsozialismus ausgesprochen wäre. Referent verweist auf die drei weiteren Einzelkundgebungen niederrheinischer Bischöfe vom 9. April, des Herrn Kardinals von Breslau vom 12. April, der Oberrheinischen Kirchenprovinz vom 15. April. Das Memminger Volksblatt wurde wegen Abdruck der Kundgebung der Oberrheinischen Provinz auf drei Tage verboten. Gegen dieses Verbot hat Referent beim Herrn Reichsstatthalter von Epp Verwahrung eingelegt. Verschiedene Zeichen der Zeit, wie die Tatsache, dass auch die vor 10 und 20 Jahren katholisch gewordenen Juden heute unter die Judengesetze fallen sollen, deuten auf den Ernst der Lage. Referent hält eine neue Kundgebung der Bischofskonferenz für notwendig.

II. Exzellenz von Regensburg legt den *Entwurf zu einer gemeinsamen Kundgebung* vor. Darin wird der kraftvolle Wille der jetzigen, rechtmässigen Reichsregierung anerkannt, das deutsche Volk zu einer geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Erneuerung zu führen. Der

Wiederaufbau des Volkslebens müsse aber zur Grundlage haben die Gesetze des christlichen Glaubens, nicht Machtmittel allein, die Gesetze der christlichen Sitte, der Gerechtigkeit und des sozialen Friedens. Der Staat dürfe nicht in den Rechtsbereich der Kirche eingreifen. Die entschiedenen Erlasse preussischer Regierungsstellen gegen die öffentliche Unsittlichkeit, gegen Badeunwesen und Schundliteratur, sollten auch in Bayern Gesetzeskraft erhalten. Durch die sogenannte Gleichschaltung darf die Gleichheit aller vor dem Rechte nicht zerstört und die Ausschaltung von deutschen Bürgern guten Willens aus der nationalen Mitarbeit nicht begründet werden. Ebenso eindringlich müssen wir Bischöfe die Erhaltung der christlichen Familie, die Erhaltung der im Konkordat verankerten Bekenntnisschule, die Erhaltung unserer katholischen Vereine, die Freiheit der Presse und ein Wiedergutmachen des Unrechtes fordern, das im Sturm des Übergangs an manchen katholischen Staats- und Gemeindebeamten begangen wurde. Nach einer längeren Aussprache wurde der Entwurf als gemeinsame Kundgebung an unsere Diözesanen übernommen. Referent wird den Entwurf in der endgültigen Fassung allen Mitgliedern der Konferenz übersenden zum Abdruck in den Amtsblättern unter dem einheitlichen Datum vom 5. Mai.

III. Exzellenz von Bamberg berichtet über die *Aussichten für unsere Bekenntnisschule*. Eine öffentliche Kundgebung soll in dieser Frage zunächst nicht erfolgen. Dagegen soll die Schulorganisation aufgefordert werden, unsere Gründe für die Bekenntnisschule neuerdings in den Versammlungen und Flugblättern der Elternvereinigungen zu behandeln. Exzellenz von Hauck wird gebeten, in einem Schreiben an den Herrn Kultusminister Schemm einleitungsweise für das vom Herrn Minister vor den Lehrern abgelegte Gottes- und Christusbekenntnis zu danken, andererseits unsere Erwartung auszusprechen, dass die durch das Konkordat gewährleistete Konfessionsschule erhalten bleibe und auch nicht indirekt durch bekenntnislose Lehrerbildung, Aufhebung der einklassigen Schulen u. dgl. bedroht werde (Beilage I).

IV. Exzellenz von Würzburg berichtet über unsere *Sorge um die klösterlichen Privatschulen*. Die Bischöfe werden jederzeit dafür eintreten, dass den Schulorden, die seit 100 Jahren die höhere weibliche Bildung geschaffen und erhalten haben, das Recht nicht entzogen werde, an

der Erziehung der weiblichen Jugend in Volksschule und höherer Schule mitzuarbeiten. Die Konferenz bittet den Herrn Referenten, seine Darlegungen brieflich an Herrn Professor Eggersdorfer in Passau, den Vorsitzenden der klösterlichen Arbeitsgemeinschaft, zu leiten.

V. Exzellenz von Bamberg berichtet über unsere *Sorge um die philosophisch-theologischen Hochschulen*. Die schwer wiegenden Gründe, die für die Erhaltung dieser Hochschulen neben den staatlichen Universitäten sprechen, sollen erst dann veröffentlicht werden, wenn für die eine oder andere dieser Hochschulen die Gefahr der Aufhebung bestehe: Berufung auf das Konkordat, Protest der betroffenen Städte und Diözesen, Rückforderung der den Hochschulen überlassenen Stiftungen, Finanzpflichten des Staates für Erweiterungsbauten an den Universitäten u.a. Es wird auch darauf hingewiesen, dass Lehrerbildungsanstalten und Realschulen grössere Geldmittel vom Staat beanspruchen als die philosophisch-theologischen Hochschulen.

VI. Kardinal Faulhaber wird ersucht, an Herrn Reichskanzler Hitler und an Herrn Kultusminister Schemm als Reichsleiter des *nationalen Lehrerbundes* eine Eingabe zu richten, auf dass der Katholische Lehrer- und Lehrerinnenverband unbeschadet der korporativen Eingliederung in den Nationalen Lehrerbund als katholische Standesvereine zur Pflege der weltanschaulichen und berufs-ethischen Aufgaben der Erzieher weiter bestehen bleiben (Beilage II).

VII. Durch die Bekanntmachung des Herrn Ministers für Unterricht und Kultus vom 28.3. 1933 werden unter Nummer 7 *für das Schulgebet nationale Bitten* gefordert. Die Bischofskonferenz erklärt bei dieser Gelegenheit, dass Schulgebete von der kirchlichen Oberbehörde genehmigt sein müssen (Schulaufsichtsgesetz §28). Die Bischöfe erklären sich bereit, für die verschiedenen Altersstufen und Schultypen Gebete zur Verfügung zu stellen.

VIII. Exzellenz von Regensburg berichtet über die *den katholischen Jugendorganisationen drohenden Gefahren*. Unsere Konferenz macht sich die Gründe zu eigen, die der Vorsitzende der Fuldaer Konferenz zur Erhaltung der katholischen Jugendverbände an den Herrn Reichskanzler gerichtet hat. Ausserdem wird Referent gebeten, mit einer neuen Eingabe an Herrn Reichskanzler und an Herrn Staatsminister

Schemm für die Gleichberechtigung unserer katholischen Vereine mit anderen vaterländischen Verbänden sich einzusetzen, den Hinweis auf die Balilla zu entkräften und gegen Einzelfälle von Enteignung unserer Verbände Einspruch zu erheben (Beilage III).

IX. Aussprache über die Notwendigkeit und die Form einer Eingabe an die zuständigen Reichsministerien und den Staatsminister des Innern in Bayern, um den *Freiwilligen Arbeitsdienst der katholischen Jugend* vor Entrechtung und Enteignung zu schützen, seinen katholischen Charakter unter eigener Leitung zu wahren, ihm die Zuweisung öffentlicher Arbeiten zu sichern und in jedem Fall die Seelsorge in den Arbeitslagern zu erreichen. Unsere Eingabe siehe Beilage IV.

X. *Pastorale Anweisungen* an den hochwürdigen Klerus über das Verhalten gegenüber der nationalsozialistischen Regierung. Aussprache über besondere Gottesdienste, Läuten der Kirchenglocken, Kirchenparade in geschlossener Kolonne und mit Fahnen, kirchliches Begräbnis, Verhältnis zu den katholischen Vereinen. Die Konferenz ist in allen wesentlichen Punkten einig. Die kürzere oder umfangreichere Fassung wird den einzelnen Ordinarien anheimgegeben.

XL Die Konferenz ermächtigt den H.H. Erzbischof von Bamberg als Vorsitzenden des Diözesangesamtverbandes, der Beibehaltung des Satzes von 4% für die *Landeskirchensteuer* im Namen der Bischöfe zuzustimmen.

Kardinal Faulhaber dankt allen Hochwürdigsten Herren für ihr Erscheinen und ihre Referate, Exzellenz Buchberger von Regensburg besonders für seine Gastfreundschaft.

München, 1. Mai 1933

Kardinal Faulhaber,
als Vorsitzender,
Konrad von Preysing,
Bischof von Eichstätt als Protokollführer.

Bericht der Gestapo

Nieder mit Hitler!

Unter den Mitgliedern der katholischen Gemeinden wuchs der Unmut über die nationalsozialistischen Zumutungen. Nach einer Kundgebung der «Deutschen Glaubensbewegung», einer deutsch-völkischen Sekte, kam es im Mai 1935 in Münster zu spontanen Protesten von katholischen Gläubigen. Die Geheime Staatspolizei in Münster berichtete darüber:

Am 16.5. ds.Js. fand in Münster in der Stadthalle eine öffentliche Kundgebung der Deutschen Glaubensbewegung mit Professor Hauer, Tübingen, als Redner statt. Die Stadthalle musste wegen Überfüllung bereits vor Beginn polizeilich geschlossen werden. In der Versammlung waren etwa 3'000-3'500 Personen anwesend. Weitere 3'000 Personen, die den Vortrag besuchen wollten, konnten keinen Einlass mehr finden. Bereits vor Beginn der Versammlung war es in der Nähe der Stadthalle zu grösseren Menschenansammlungen gekommen. Insbesondere hatten sich vor der Stadthalle zahlreiche Anhänger der kath. Jugendverbände eingefunden, die sofort nach Eröffnung der Kundgebung vor der Stadthalle und in den Seitenstrassen konfessionelle Kampflieder anstimmten. Auch in der Stadthalle selbst kam es während des Vortrages verschiedentlich zu Zwischenrufen und Zusammenstössen zwischen Katholiken und Anhängern der Deutschen Glaubensbewegung, die jedoch keine ernsteren Formen annahmen. Von dem Saalschutz der Deutschen Glaubensbewegung wurden die Ruhestörer in jedem Falle mühelos aus dem Saal entfernt. Professor Hauer sprach in sehr ruhiger und vornehmer Art über das Thema: «Fremder Glaube oder deutsche Art», wobei er jeden unsachlichen Angriff gegen die christlichen Bekenntnisse vermied.

Nach Beendigung der Kundgebung zogen gegen 22.45 Uhr grosse Menschenmengen vom Versammlungslokal zum Roggenmarkt und vor die Lambertikirche. Unter der Menge befanden sich zahlreiche Anhänger der früheren Zentrumspartei sowie Angehörige der katholischen Jugendverbände, die katholische Lieder sangen, u.a. «Grosser Gott wir lo-

ben Dich». Ausserdem hatten sich Sprechchöre gebildet, die wechselseitig riefen: «Heil Christus, Deutschland für Christus», «Alles für Christus, Christus für Deutschland.» «Es lebe das christliche katholische Deutschland.»

Vor dem Dom spielten sich während dieser Zeit grössere Tumulte ab. Auch hier sangen die Katholiken, insbesondere die Angehörigen der katholischen Jugendverbände Kampflieder u.a.: «Wenn wir marschieren», «Christus Herr der neuen Zeit» und «Fest soll mein Taufbund immer steh'n». Anhänger der Deutschen Glaubensbewegung, die sich hier in grossen Mengen angesammelt hatten, veranstalteten Gegenkundgebungen und riefen: «Ein Pater und 2 Brüder, das waren Devisenschieber», «Los von Rom, nieder mit dem Dom». Auch in der Nähe des Bischöflichen Palais hatte sich eine grosse Menschenmenge versammelt, die laut rief: «Wir wollen unsern Bischof sehn.» Von der Deutschen Glaubensbewegung wurden vor dem Bischöflichen Palais ebenfalls Gegenkundgebungen veranstaltet. Die Auseinandersetzungen arteten schliesslich in ernsthafte Zusammenstösse und grössere Schlägereien zwischen den Anhängern der Deutschen Glaubensbewegung und der katholischen Gegenseite aus. Im Verlaufe dieser Auseinandersetzungen ist auch am Dom von katholischer Seite verschiedentlich gerufen worden: «Nieder mit Hitler.» Die Kundgebungen waren anscheinend von langer Hand vorbereitet und sehr gut organisiert. Die Ermittlungen nach den Hintermännern der Gegendemonstration sind im Gange. Nach den bisherigen Feststellungen hat es den Anschein, als ob in der Hauptsache die Angehörigen der katholischen Jugendverbände die Zwischenfälle herbeigeführt haben. Anscheinend ist auch aus ihren Reihen «Nieder mit Hitler» gerufen worden. Für den Fall, dass sich diese Vermutungen bestätigen, halte ich eine Auflösung der betr. katholischen Jugendverbände in Münster für unbedingt erforderlich. Ob und inwieweit kath. Geistliche an den Vorfällen Schuld tragen, hat sich noch nicht feststellen lassen.

Die kommunale Polizei in Münster hat, wie bereits in letzter Zeit wiederholt, so auch in diesem Fall, vollkommen versagt und war nicht in der Lage, sich gegenüber den Menschenansammlungen durchzusetzen und die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Ich habe daher den Herrn Regierungspräsidenten in Münster gebeten, die Abberufung des Stadtpolizeidirektors Sprenger, der konfessionell stark ge-

bunden ist und der an dem wiederholten Versagen der kommunalen Polizei in Münster die Hauptschuld trägt, in die Wege zu leiten.

Ich halte unter den vorgeschilderten Umständen insbesondere mit Rücksicht auf die völlige politische Unzuverlässigkeit der Polizei in Münster eine sofortige Verlegung der Staatspolizeistelle nach Münster für nicht länger aufschiebbar. Auf meine wiederholten eingehenden Berichte in dieser Angelegenheit nehme ich Bezug.

Rupert Mayer

**Ich werde auch weiterhin in der von mir bisher
geübten Art und Weise predigen!**

Der Münchner Pater Rupert Mayer griff in seinen Predigten immer wieder die kirchenpolitischen Massnahmen der Nationalsozialisten an. Mehrfach verhaftet, wurde er im Sommer 1939 vom Münchener Sondergericht zu einer Haftstrafe verurteilt. Am 9. Juni 1937 gab Mayer vor der Geheimen Staatspolizei eine Erklärung ab, die seine Standhaftigkeit erkennen lässt:

Ich erkläre, dass ich im Falle meiner Freilassung trotz des gegen mich verhängten Redeverbotes nach wie vor, sowohl in den Kirchen Münchens als auch im übrigen Bayern, aus grundsätzlichen Erwägungen heraus, predigen werde.

Ich erkläre insbesondere, dass ich auch in Zukunft von der Kanzel herab in der bisherigen Form die Kirche gegen etwaige Angriffe mit aller Entschiedenheit und Offenheit und Schärfe, aber ohne persönlichen Angriff verteidigen werde.

Ich werde auch weiterhin in der von mir bisher geübten Art und Weise predigen, selbst dann, wenn die staatlichen Behörden, die Polizei und die Gerichte, meine Kanzelreden als strafbare Handlungen und als Kanzelmissbrauch bewerten sollten.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben
Rupert Mayer

Clemens August Graf von Galen

Der Sohn Gottes weint

Der in seinen Grundüberzeugungen konservative Bischof von Münster erregte im Sommer 1941 weithin Aufsehen mit seinen Predigten. Am 13. Juli 1941 wandte er sich gegen die Beschlagnahmungen kirchlichen Eigentums und gegen die Ordensverfolgung, am 3. August 1941 prangerte er in der Lamberti-Kirche öffentlich die nationalsozialistischen Krankenmord-Aktionen an. Seine Predigten wurden überall in Deutschland vervielfältigt und heftig diskutiert. Am 3. August 1941 predigte Galen:

Meine lieben Diözesanen!

Eine erschütternde Begebenheit ist es, die das Evangelium berichtet: Jesus weint! Der Sohn Gottes weint! – Wer weint, der leidet Schmerzen; Schmerzen am Leibe oder am Herzen. Jesus litt damals noch nicht dem Leibe nach; und doch weinte er. Wie gross muss der Seelenschmerz, das Herzensweh dieses tapfersten der Männer gewesen sein, dass er weinte! – Warum weinte er? Er weinte über Jerusalem, über die heilige, ihm so teure Gottesstadt, die Hauptstadt seines Volkes. Er weinte über ihre Bewohner, seine Volksgenossen, weil sie nicht erkannten, was allein die von seiner Allwissenheit vorausgesehenen, von seiner göttlichen Gerechtigkeit vorherbestimmten Strafgerichte ab wenden könnte: «Wenn Du doch erkennst, was dir zum Frieden dient!» Warum erkennen es die Bewohner Jerusalems nicht? Nicht lange vorher hatte es Jesus ausgesprochen: «Jerusalem, Jerusalem! ... Wie oft wollte ich Deine Kinder versammeln wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, aber du hast nicht gewollt!» Du hast nicht gewollt! Ich, Dein König, Dein Gott, ich wollte! Aber du wolltest nicht! Wie geborgen, wie behütet, wie geschützt ist das Küchlein unter den Flügeln der Henne; sie wärmt es, sie nährt es, sie verteidigt es. So wollte ich dich beschützen, behüten, gegen jedes Ungemach dich verteidigen; ich wollte! Du hast nicht gewollt! Darum weint Jesus, darum weint dieser starke Mann. Darum weint Gott! Über die Torheit, über das Unrecht, über das Verbrechen des Nichtwollens! Und über das daraus entstehende Unheil, das

seine Allwissenheit kommen sieht, das seine Gerechtigkeit verhängen muss, wenn der Mensch den Gaben Gottes, allen Mahnungen des Gewissens, allen liebevollen Einladungen des göttlichen Freundes, des besten Vaters, sein Nichtwollen entgegensetzt. «Wenn du es doch erkennst! Aber du hast nicht gewollt!» Es ist etwas Furchtbares, etwas unerhört Ungerechtes und Verderbenbringendes, wenn der Mensch seinen Willen gegen Gottes Willen stellt! – Ich wollte! Du hast nicht gewollt! Darum weint Jesus über Jerusalem.

Andächtige Christen!

In dem am 6. 7. in allen Kirchen Deutschlands verlesenen Hirtenbrief der deutschen Bischöfe heisst es u.a.: «Gewiss gibt es nach der katholischen Sittenlehre positive Gebote, die nicht mehr verpflichten, wenn ihre Erfüllung mit allzu grossen Schwierigkeiten verbunden ist. Es gibt aber auch heilige Gewissensverpflichtungen, von denen uns niemand befreien kann, und die wir erfüllen müssen, koste es uns selbst das Leben: Nie, unter keinen Umständen darf der Mensch ausserhalb des Krieges und der gerechten Notwehr einen Unschuldigen töten!»

Ich hatte schon am 6. 7. Veranlassung, diesen Worten des gemeinsamen Hirtenbriefes in Telgte folgende Erläuterung hinzuzufügen: «Seit einigen Monaten hören wir Berichte, dass aus Heil- und Pflegeanstalten für Geisteskranke auf Anordnung von Berlin Pfleglinge, die schon länger krank sind und vielleicht unheilbar erscheinen, zwangsweise abgeführt werden. Regelmässig erhalten dann die Angehörigen nach kurzer Zeit die Mitteilung, der Kranke sei verstorben, die Leiche sei verbrannt, die Asche könne abgeliefert werden. – Allgemein herrscht der an Sicherheit grenzende Verdacht, dass diese zahlreichen unerwarteten Todesfälle von Geisteskranken nicht von selbst eintreten, sondern absichtlich herbeigeführt werden, und dass man dabei jener Lehre folgt, die behauptet, man dürfe sogenanntes lebensunwertes Leben vernichten, also unschuldige Menschen töten, wenn man meint, ihr Leben sei für Volk und Staat nichts mehr wert. Eine Lehre, die furchtbar ist, die die Ermordung Unschuldiger rechtfertigen will, die die gewaltsame Tötung der nicht mehr arbeitsfähigen Invaliden, Krüppel, unheilbar Kranken, Altersschwachen grundsätzlich freigibt.»

Wie ich zuverlässig erfahren habe, werden jetzt auch in den Heil- und Pflegeanstalten der Provinz Westfalen Listen aufgestellt von solchen Pfleglingen, die als sogenannte «unproduktive Volksgenossen» abtrans-

portiert und in kurzer Zeit ums Leben gebracht werden sollen. Aus der Anstalt Marienthal bei Münster ist im Laufe dieser Woche der Transport abgegangen! – Deutsche Männer und Frauen! Noch hat Gesetzeskraft der §211 des Strafgesetzbuches, der bestimmt: «Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausführt, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.» – Wohl um diejenigen, die jene armen kranken Menschen, Angehörige unserer Familien, vorsätzlich töten, vor dieser gesetzlichen Bestrafung zu bewahren, werden die zur Tötung bestimmten Kranken aus der Heimat abtransportiert in eine entfernte Anstalt. Als Todesursache wird dann eine Krankheit irgendwelcher Art angegeben. Da die Leiche sogleich verbrannt wird, können die Angehörigen und auch die Kriminalpolizei es hinterher nicht mehr feststellen, ob die Krankheit wirklich vorgelegen hat und welche Todesursache vorlag.

Es ist mir versichert worden, dass man im Reichsministerium des Innern und auf der Dienststelle des Reichsärztesführers Dr. Conti gar kein Hehl daraus machte, dass tatsächlich schon eine grosse Zahl von Geisteskranken in Deutschland vorsätzlich getötet worden ist und in Zukunft getötet werden soll.

Das Strafgesetzbuch bestimmt in § 139: «Wer von dem Vorhaben eines Verbrechens wider das Leben glaubhafte Kenntnis erhält und es unterlässt, der Behörde oder dem Bedrohten zur rechten Zeit Anzeige zu machen, wird bestraft.» Als ich von dem Vorhaben erfuhr, Kranke aus Marienthal abzutransportieren, um sie zu töten, habe ich am 28.7. bei der Staatsanwaltschaft beim Landgericht in Münster und beim Herrn Polizeipräsidenten in Münster Anzeige erstattet durch eingeschriebenen Brief mit folgendem Inhalt: «Nach mir zugegangenen Nachrichten soll im Laufe dieser Woche (man spricht vom 31.7.) eine grosse Anzahl Pflinglinge der Provinzialheilanstalt Marienthal bei Münster als sogenannte ‚unproduktive Volksgenossen‘ nach der Heilanstalt Eichberg überführt werden, um dann alsbald, wie es nach solchen Transporten aus anderen Heilanstalten nach allgemeiner Überzeugung geschehen ist, vorsätzlich getötet zu werden. Da ein derartiges Vergehen nicht nur dem göttlichen und natürlichen Sittengesetz widerstrebt, sondern auch als Mord nach §211 Str.G.B. mit dem Tode zu bestrafen ist, erstatte ich gemäss §139 Str.G.B. pflichtgemäss Anzeige und bitte, die bedrohten Volksgenossen unverzüglich durch Vorgehen gegen den Abtransport

und die Ermordung beabsichtigenden Stellen zu schützen und mir von dem Veranlassten Nachricht zu geben.»

Nachricht über ein Einschreiten der Staatsanwaltschaft oder der Polizei ist mir nicht zugegangen. – Ich hatte bereits am 26. 7. bei der Provinzialverwaltung der Provinz Westfalen, der die Anstalten unterstehen, der die Kranken zur Pflege und Heilung anvertraut sind, schriftlich ernstesten Einspruch erhoben. Es hat nichts genutzt! Der erste Transport der schuldlos zum Tode Verurteilten ist von Marienthal abgegangen! Und aus der Heilanstalt Warstein sind, wie ich höre, bereits 800 Kranke abtransportiert.

So müssen wir damit rechnen, dass die armen wehrlosen Kranken über kurz oder lang umgebracht werden. Warum? Nicht, weil sie ein todeswürdiges Verbrechen begangen haben, nicht etwa, weil sie ihren Wärter oder Pfleger angegriffen haben, so dass diesem nichts anderes übrig blieb, als dass er zur Erhaltung seines eigenen Lebens in gerechter Notwehr dem Angreifer mit Gewalt entgegentrat. Das sind Fälle, in denen neben der Tötung des bewaffneten Landesfeindes im gerechten Krieg Gewaltanwendung bis zur Tötung erlaubt und nicht selten geboten ist.

Nein, nicht aus solchen Gründen müssen jene unglücklichen Kranken sterben, sondern darum, weil sie nach dem Urteil irgendeines Arztes, nach dem Gutachten irgendeiner Kommission «lebensunwert» geworden sind, weil sie nach diesen Gutachten zu den «unproduktiven Volksgenossen» gehören. Man urteilt: sie können nicht mehr Güter produzieren, sie sind wie eine alte Maschine, die nicht mehr läuft, sie sind wie ein altes Pferd, das unheilbar lahm geworden ist, sie sind wie eine Kuh, die nicht mehr Milch gibt. Was tut man mit solch einer alten Maschine? Sie wird verschrottet! Was tut man mit solch einem lahmen Pferd, mit solch einem unproduktiven Stück Vieh?

Nein, ich will den Vergleich nicht bis zu Ende führen, so furchtbar seine Berechtigung ist und seine Leuchtkraft! Es handelt sich hier ja nicht um Maschinen, es handelt sich nicht um Pferd oder Kuh, deren einzige Bestimmung ist, dem Menschen zu dienen, für den Menschen Güter zu produzieren! Man mag sie zerschlagen, man mag sie schlachten, sobald sie diese Bestimmung nicht mehr erfüllen! Nein, hier handelt es sich um Menschen, unsere Mitmenschen, unsere Brüder und Schwes-

tern! Arme Menschen – unproduktive Menschen, meinetwegen-, aber haben sie dadurch das Recht zu leben verwirkt? Hast Du, habe ich nur solange ein Recht zu leben, solange wir produzieren, solange wir von andern als produktiv anerkannt werden?

Wenn man den Grundsatz aufstellt und anwendet, dass man den unproduktiven Menschen töten darf, dann wehe uns allen, wenn wir altersschwach werden! Wenn man die unproduktiven Mitmenschen töten darf, dann wehe den Invaliden, die im Produktionsprozess ihre Kraft, ihre gesunden Knochen eingesetzt, geopfert und eingebüsst haben! Wenn man die unproduktiven Menschen gewaltsam beseitigen darf, dann wehe unseren braven Soldaten, die als Schwerkriegsverletzte, als Krüppel, als Invaliden in die Heimat zurückkehren!

Wenn einmal zugegeben wird, dass Menschen das Recht haben, unproduktive Mitmenschen zu töten, und es jetzt zunächst arme und wehrlose Geistesranke trifft, dann ist grundsätzlich der Mord an allen unproduktiven Menschen, also an unheilbar Kranken, den arbeitsunfähigen Krüppeln, den Invaliden der Arbeit und des Krieges, dann ist der Mord an uns allen, wenn wir alt und altersschwach und damit unproduktiv werden, freigegeben. Dann braucht nur irgendein Geheimerlass anzuordnen, dass das bei den Geisteskranken erprobte Verfahren auch auf andere «Unproduktive» anzuwenden sei. Dann ist keiner von uns seines Lebens sicher. Irgendeine Kommission kann ihn auf die Liste der Unproduktiven setzen, die nach ihrem Urteil lebensunwert geworden sind. Und keine Polizei wird ihn schützen, kein Gericht wird seine Ermordung ahnden und den Mörder der verdienten Strafe übergeben. – Wer kann dann noch Vertrauen haben zu einem Arzt? Vielleicht meldet er den Kranken als unproduktiv und erhält die Anweisung, ihn zu töten! – Es ist nicht auszudenken, welche Verwilderung der Sitten, welche allgemeines gegenseitiges Misstrauen bis in die Familien hineingetragen wird, wenn diese furchtbare Lehre geduldet, angenommen und befolgt wird! Wehe den Menschen, wehe unserem deutschen Volke, wenn das hl. Gottesgebot: «Du sollst nicht töten», das der Herr unter Blitz und Donner auf Sinai verkündet hat, das Gott, unser Schöpfer, von Anfang an in das Gewissen der Menschen geschrieben hat, nicht nur übertreten wird, sondern wenn diese Übertretung sogar geduldet und ungestraft ausgeübt wird!

Ich will Euch ein Beispiel sagen von dem, was jetzt geschieht: In Marienthal war ein Mann von 55 Jahren, ein Bauer aus einer Landgemeinde des Münsterlandes, ich könnte Euch den Namen nennen, der seit einigen Jahren unter Geistesstörungen leidet und den man daher der Provinzialheil- und Pflegeanstalt zur Pflege anvertraut hatte. Er war nicht ganz verrückt, er konnte Besuch empfangen und freute sich immer, sooft seine Angehörigen kamen. Noch vor 14 Tagen hatte er Besuch von seiner Frau und einem seiner Söhne, der als Soldat an der Front steht und Heimaturlaub hatte. Der Sohn hing sehr an seinem kranken Vater. So war der Abschied schwer: Wer weiss, ob der Soldat wiederkommt und den Vater wiedersieht, denn er kann ja im Kampf für die Volksgenossen fallen! Der Sohn, der Soldat, wird wohl sicher den Vater auf Erden nicht wiedersehen; denn er ist seitdem auf die Liste der Unproduktiven gesetzt. Ein Verwandter, der in dieser Woche den Vater besuchen wollte in Marienthal, wurde abgewiesen mit der Auskunft, der Kranke sei auf Anordnung des Ministerrates für Landesverteidigung von hier abtransportiert; wohin, könne nicht gesagt werden. – Wie wird diese Nachricht lauten? Wieder so wie in anderen Fällen? Dass der Mann gestorben sei, dass die Leiche verbrannt sei, dass die Asche gegen Entrichtung einer Gebühr abgeliefert werden könne! Dann wird der Sohn, der im Felde steht und für die deutschen Volksgenossen sein Leben einsetzt, den Vater auf Erden nicht mehr sehen, weil deutsche Volksgenossen in der Heimat ihn um's Leben gebracht haben!!! Die von mir hier ausgesprochenen Tatsachen stehen fest! Ich kann den Namen des kranken Mannes, seiner Frau, seines Sohnes, der Soldat ist, nennen und den Ort, wo sie wohnen!

«Du sollst nicht töten!» Gott hat dieses Gebot in das Gewissen der Menschen eingeschrieben, längst ehe ein Strafgesetzbuch den Mord mit Strafe bedrohte, längst ehe ein Staatsanwalt und Gericht den Mord verfolgte und ahndete. Kain, der seinen Bruder Abel erschlug, war ein Mörder, lange bevor es Staaten und Gerichte gab. Und er bekannte gedrängt von der Anklage seines Gewissens: «Grösser ist meine Missetat, als dass ich Verzeihung finden könnte. Jeder, der mich findet, wird mich, den Mörder, töten!»

«Du sollst nicht töten!» Dieses Gebot Gottes, des einzigen Herrn, der das Recht hat, über Leben und Tod zu befinden, war von Anfang an in die Herzen der Menschen geschrieben, längst bevor Gott den Kindern

Israels am Berge Sinai sein Sittengesetz mit jenen lapidaren, in Stein gehauenen kurzen Sätzen verkündet hat, die uns in der Hl. Schrift aufgezeichnet sind, die wir als Kinder aus dem Katechismus auswendig gelernt haben. «Ich bin der Herr, dein Gott!» So hebt dieses unabänderliche Gesetz an. «Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!» Der einzige, ewige, überweltliche, allmächtige, allwissende Schöpfer und einstige Richter! Aus Liebe zu uns hat er diese Gebote in unseren Herzen eingeschrieben und sie verkündet; denn sie entsprechen dem Bedürfnis unserer von Gott geschaffenen Natur; sie sind die unabdingbaren Normen eines vernunftgemässen, eines gottgefälligen, eines heilbringenden und heiligen Menschenlebens und Gemeinschaftslebens!

[...]

Meine Christen!

Ich hoffe, es ist noch Zeit; aber es ist höchste Zeit!

Dass wir es erkennen noch heute, was uns zum Frieden dient, was allein uns retten und vor dem göttlichen Strafgericht uns bewahren kann:

Dass wir rückhaltlos und ohne Abstrich unser Leben bekennen als katholisch, dass wir die Gebote zur Richtschnur unseres Lebens machen und ernst machen mit dem Wort: Lieber sterben als sündigen!

Dass wir in Gebet und aufrichtiger Busse Gottes Verzeihen und Erbarmen herabflehen auf uns, auf unsere Stadt, unser liebes deutsches Volk!

Wer aber fortfahren will, Gottes Strafgericht herauszufordern, wer unsern Glauben lästert, wer Gottes Gebote verachtet, wer gemeinsame Sache macht mit Jenen, die unsere Jugend dem Christentum entfremden, die unsere Ordensleute berauben und vertreiben, mit jenen, die unschuldige Menschen, unsere Brüder und Schwestern, dem Tode überliefern, mit denen wollen wir jeden vertrauten Umgang meiden, dessen Einfluss wollen wir uns und die Unsrigen entziehen, damit wir nicht angesteckt werden von seinem gottwidrigen Denken und Handeln, damit wir nicht mitschuldig werden und so mitanheimfallen dem Strafgerichte, das der gerechte Gott verhängen muss und verhängen wird über alle, die gleich der undankbaren Stadt Jerusalem nicht wollen, was Gott will!

O Gott, lass uns doch alle heute, an diesem Tage, bevor es zu spät ist, erkennen, was uns zum Frieden dient!

O heiligstes Herz Jesu, bis zu Tränen betrübt über die Verblendung und die Missetaten der Menschen, hilf uns mit deiner Gnade, dass wir stets das erstreben, was dir gefällt, und auf das verzichten, was dir missfällt, damit wir in deiner Liebe bleiben und Ruhe finden für unsere Seelen! Amen.

Lasset uns beten für die armen vom Tode bedrohten Kranken, für unsere verbannten Ordensleute, für alle Notleidenden, für unsre Soldaten, für unser Volk und Vaterland und seinen Führer.

Vater unser...

Bernhard Lichtenberg

Ich fordere Rechenschaft

Bernhard Lichtenberg, Dompropst von St. Hedwig in Berlin, trat immer wieder den Unrechtstaten des NS-Regimes entgegen. Seit den Novemberpogromen 1938 schloss er öffentlich die verfolgten Juden in seine Gebete ein. Bald griff er auch die Predigten des Kardinals von Galen auf. Am 28. August 1941 schrieb er an den «Reichsärzteführer» Leonardo Conti:

Der Bischof von Münster hat am 3. August 1941 in der St. Lamberti-Kirche in Münster eine Predigt gehalten, in der er behauptete, es sei ihm versichert worden, dass man im Reichsministerium des Innern und auf der Dienststelle des Reichsärzteführers Dr. Conti gar keinen Hehl daraus mache, dass eine grosse Zahl von Geisteskranken in Deutschland vorsätzlich getötet worden ist und in Zukunft getötet werden soll.

Wenn diese Behauptung unwahr wäre, hätten Sie, Herr Reichsärzteführer, den bischöflichen Prediger schon längst als Verleumder öffentlich gebrandmarkt und gerichtlich Klage gegen ihn angestrengt, oder die Geheime Staatspolizei hätte sich seiner bemächtigt. Das ist nicht geschehen. Sie geben also die Richtigkeit der Behauptung zu. Wenn auch die heiligen Zehn Gebote Gottes öffentlich ignoriert werden, so hat doch das RStGB [Reichsstraf-Gesetzbuch] noch Gesetzeskraft...: «Wer vorsätz-

lich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.» § 139 bestimmt: «Wer von dem Vorhaben eines Verbrechens wider das Leben... glaubhaft Kenntnis erhält und es unterlässt, der Behörde oder dem Bedrohten hiervon zur rechten Zeit Anzeige zu machen, wird... bestraft.» Wenn die mit der Strafverfolgung und Strafvollstreckung betraute staatliche Behörde hier keinen Anlass einzugreifen erkennt, muss jeder deutsche Staatsbürger, den Gewissen und Amt dazu drängen, sich zum Worte melden. Ich tue es hiermit: Vor kurzer Zeit war eine fassungslose Mutter in meinem Büro. Sie wollte meinen Rat und meine Hilfe in Anspruch nehmen. Sie hatte vor einer Woche aus einer Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt die Nachricht bekommen, dass ihr 38jähriger Sohn an Lippenfurunkel und Hirnhautentzündung gestorben und verbrannt worden sei. Er befand sich in dieser Anstalt erst seit einer Woche. Er war aus einer anderen Anstalt dorthin transportiert worden, die nur eine Sammelstelle für die «zum Tode Verurteilten» war. 18 Jahre hatte er in einer anderen Pflegeanstalt zugebracht, deren Arzt der Mutter vor einem Monat das Anerbieten gemacht hatte, ihren Sohn nach Hause zu beurlauben. Der Vater des Patienten hatte, sobald ihm seine Frau nach der Rückkehr von ihrem Krankenbesuch davon Mitteilung machte, durch einen eingeschriebenen Brief sein Einverständnis mit der Beurlaubung des Sohnes ausgesprochen; dieser Brief kam zu spät an, der Sohn war schon nach der Sammelstelle transportiert worden. Ein zweiter eingeschriebener Brief nach der Sammelstelle kam auch zu spät, der Sohn war schon zur «Hinrichtungsstelle» geführt worden. Die Mutter fuhr ihm nach, verlangte den Sohn, wie mit dem Arzt der ersten Pflegestelle verabredet war, zum wiederholten Male heraus; der Arzt weigerte sich, ihn zu entlassen, die Mutter fuhr zurück, der Vater verlangte durch eingeschriebenen Brief die sofortige Herausgabe des Sohnes, als Antwort erhielt er wenige Tage darauf die Mitteilung seines Todes, die Asche könne zur Verfügung gestellt werden. Wieviel tausend- oder –zigtausendmal sich diese Fälle wiederholt haben, weiss Gott allein. Die Öffentlichkeit darf es nicht wissen, und die Angehörigen fürchten, wie auch in diesem Falle, für ihre Freiheit und ihr Leben, wenn sie öffentlich Einspruch erheben. Auch auf meiner priesterlichen Seele liegt die Last der Mitwisserschaft an dem Verbrechen gegen das Sittengesetz und das Staatsgesetz. Aber

wenn ich auch nur einer bin, so fordere ich doch von Ihnen, Herr Reichs-
ärzteführer, als Mensch, Christ, Priester und Deutscher Rechenschaft für
die Verbrechen, die auf Ihr Geheiss oder mit Ihrer Billigung geschehen
und die des Herrn über Leben und Tod Rache über das deutsche Volk
herausfordern.

Ich gebe von diesem Briefe der Reichskanzlei, den Reichsministerien
und der Geheimen Staatspolizei Kenntnis.

Bernhard Lichtenberg

Kanzelverkündigung

*Für Ende Oktober 1941 bereitete Lichtenberg eine Kanzelverkündigung
gegen ein antisemitisches Hetzblatt vor. Zur Verlesung kam es nicht.
Lichtenberg wurde von der Gestapo verhaftet, von einem Sondergericht
zu einer einjährigen Haftstrafe verurteilt und starb nach der Haft auf
dem Transport in das Konzentrationslager Dachau.*

In Berliner Häusern wird ein anonymes Hetzblatt gegen die Juden ver-
breitet. Darin wird behauptet, dass jeder Deutsche, der aus falscher Sen-
timentalität die Juden irgendwie unterstützt, und sei es auch nur durch
ein freundliches Entgegenkommen, Verrat an seinem Volke übt.

Lasst euch durch diese unchristliche Gesinnung nicht beirren, sondern
handelt nach dem strengen Gebot Jesu Christi: Du sollst deinen Nächsten
lieben wie dich selbst!

Dietrich Bonhoeffer

Nach 10 Jahren

*Dietrich Bonhoeffer, seit 1939 unter konspirativen Bedingungen für den
deutschen Widerstand im Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der
Wehrmacht tätig, wurde im April 1943 verhaftet, bis Oktober 1944 im
Gefängnis Berlin-Tegel inhaftiert und am 9. April 1945 schliesslich im
Konzentrationslager Flossenbürg ermordet. Bereits vor der Haft hatte*

er eine Bilanz der zehn Jahre des Widerstehens gegen den Nationalsozialismus niedergeschrieben und einigen Freunden zu Weihnachten 1942 übermittelt.

NACH 10 JAHREN

Zehn Jahre sind im Leben jedes Menschen eine lange Zeit. Da die Zeit das kostbarste, weil unwiederbringlichste Gut ist, über das wir verfügen, beunruhigt uns bei jedem Rückblick der Gedanke etwa verlorener Zeit. Verloren wäre die Zeit, in der wir nicht als Menschen gelebt, Erfahrungen gemacht, gelernt, geschaffen, genossen und gelitten hätten. Verlorene Zeit ist unausgefüllte, leere Zeit. Das sind die vergangenen Jahre gewiss nicht gewesen. Vieles, Unermessliches haben wir verloren, aber die Zeit war nicht verloren. Zwar sind gewonnene Erkenntnisse und Erfahrungen, deren man sich nachträglich bewusst wird, nur Abstraktionen vom Eigentlichen, vom gelebten Leben selbst. Aber wie Vergessenkönnen wohl eine Gnade ist, so gehört doch das Gedächtnis, das Wiederholen empfangener Lehren, zum verantwortlichen Leben. In den folgenden Seiten möchte ich versuchen, mir Rechenschaft zu geben über einiges von dem, was sich uns in diesen Zeiten als gemeinsame Erfahrung und Erkenntnis aufgedrängt hat, nicht persönliche Erlebnisse, nichts systematisch Geordnetes, nicht Auseinandersetzungen und Theorien, sondern gewissermassen gemeinsam im Kreise Gleichgesinnter gewonnene Ergebnisse auf dem Gebiet des Menschlichen, nebeneinandergereiht, nur durch die konkrete Erfahrung zueinander gehörig, nichts Neues, sondern gewiss in vergangenen Zeiten längst Gewusstes, aber uns neu zu erleben und zu erkennen Gegebenes. Man kann über diese Dinge nicht schreiben, ohne dass das Gefühl der Dankbarkeit für alle in diesen Jahren bewahrte und bewährte Gemeinschaft des Geistes und des Lebens jedes Wort begleitet.

Ohne Boden unter den Füßen

Ob es jemals in der Geschichte Menschen gegeben hat, die in der Gegenwart so wenig Böden unter den Füßen hatten – denen alle im Bereich des Möglichen liegenden Alternativen der Gegenwart gleich unerträglich, lebenswidrig, sinnlos erschienen-, die jenseits aller dieser gegenwärtigen Alternativen die Quelle ihrer Kraft so gänzlich im Vergange-

nen und im Zukünftigen suchten – und die dennoch, ohne Phantasten zu sein, das Gelingen ihrer Sache so zuversichtlich und ruhig erwarten konnten – wie wir? Oder vielmehr: ob die verantwortlich Denkenden einer Generation vor einer grossen geschichtlichen Wende jemals anders empfunden haben als wir heute – eben weil etwas wirklich Neues im Entstehen war, das in den Alternativen der Gegenwart nicht auf ging?

Wer hält stand?

Die grosse Maskerade des Bösen hat alle ethischen Begriffe durcheinander gewirbelt. Dass das Böse in der Gestalt des Lichts, der Wohltat, des geschichtlich Notwendigen, des sozial Gerechten erscheint, ist für den aus unserer tradierten ethischen Begriffswelt Kommenden schlechthin verwirrend; für den Christen, der aus der Bibel lebt, ist es gerade die Bestätigung der abgründigen Bosheit des Bösen.

Offenkundig ist das Versagen der «*Vernünftigen*», die in bester Absicht und naiver Verkennung der Wirklichkeit das aus den Fugen gegangene Gebälk mit etwas Vernunft wieder zusammenbiegen zu können meinen. In ihrem mangelnden Sehvermögen wollen sie allen Seiten Recht widerfahren lassen und werden so durch die aufeinanderprallenden Gewalten zerrieben, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben. Enttäuscht über die Unvernünftigkeit der Welt, sehen sie sich zur Unfruchtbarkeit verurteilt, treten sie resigniert zur Seite oder verfallen haltlos dem Stärkeren.

Erschütternder ist das Scheitern alles ethischen *Fanatismus*. Mit der Reinheit eines Prinzips meint der Fanatiker der Macht des Bösen entgegenzutreten zu können. Aber wie der Stier stösst er auf das rote Tuch statt auf dessen Träger, ermüdet und unterliegt. Er verfängt sich im Unwesentlichen und geht dem Klügeren in die Falle.

Einsam erwehrt sich der Mann des *Gewissens* der Übermacht der Entscheidung fordernden Zwangslagen. Aber das Ausmass der Konflikte, in denen er zu wählen hat – durch nichts beraten und getragen als durch sein eigenstes Gewissen –, zerreisst ihn. Die unzähligen ehrbaren und verführerischen Verkleidungen, in denen das Böse sich ihm nähert, machen sein Gewissen ängstlich und unsicher, bis er sich schliesslich damit begnügt, statt eines guten ein salviertes Gewissen zu haben, bis er also

sein eigenes Gewissen belügt, um nicht zu verzweifeln; denn dass ein böses Gewissen heilsamer und stärker sein kann als ein betrogenes Gewissen, das vermag der Mann, dessen einziger Halt sein Gewissen ist, nie zu fassen.

Aus der verwirrenden Fülle der möglichen Entscheidungen scheint der sichere Weg der *Pflicht* herauszuführen. Hier wird das Befohlene als das Gewisseste ergriffen, die Verantwortung für den Befehl trägt der Befehlshaber, nicht der Ausführende. In der Beschränkung auf das Pflichtgemässe aber kommt es niemals zu dem Wagnis der auf eigenste Verantwortung hin geschehenden Tat, die allein das Böse im Zentrum zu treffen und zu überwinden vermag. Der Mann der Pflicht wird schliesslich auch noch dem Teufel gegenüber seine Pflicht erfüllen müssen.

Wer es aber unternimmt, in eigenster *Freiheit* in der Welt seinen Mann zu stehen, wer die notwendige Tat höher schätzt als die Unbeflecktheit des eigenen Gewissens und Rufes, wer dem fruchtbaren Kompromiss ein unfruchtbares Prinzip oder auch dem fruchtbaren Radikalismus eine unfruchtbare Weisheit des Mittelmasses zu opfern bereit ist, der hüte sich davor, dass ihn nicht seine Freiheit zu Fall bringe. Er wird in das Schlimme willigen, um das Schlimmere zu verhüten, und er wird dabei nicht mehr zu erkennen vermögen, dass gerade das Schlimmere, das er vermeiden will, das Bessere sein könnte. Hier liegt der Urstoff von Tragödien.

Auf der Flucht vor der öffentlichen Auseinandersetzung erreicht dieser oder jener die Freistatt einer privaten *Tugendhaftigkeit*. Aber er muss seine Augen und seinen Mund verschliessen vor dem Unrecht um ihn herum. Nur auf Kosten eines Selbstbetruges kann er sich von der Befleckung durch verantwortliches Handeln rein erhalten. Bei allem, was er tut, wird ihn das, was er unterlässt, nicht zur Ruhe kommen lassen. Er wird entweder an dieser Unruhe zugrunde gehen oder zum heuchlerischsten aller Pharisäer werden.

Wer hält stand? Allein der, dem nicht seine Vernunft, sein Prinzip, sein Gewissen, seine Freiheit, seine Tugend der letzte Massstab ist, sondern der dies alles zu opfern bereit ist, wenn er im Glauben und in alleiniger Bindung an Gott zu gehorsamer und verantwortlicher Tat gerufen ist, der Verantwortliche, dessen Leben nichts sein will als eine Antwort auf Gottes Frage und Ruf. Wo sind diese Verantwortlichen?

Civilcourage?

Was steckt eigentlich hinter der Klage über die mangelnde Civilcourage? Wir haben in diesen Jahren viel Tapferkeit und Aufopferung, aber fast nirgends Civilcourage gefunden, auch bei uns selbst nicht. Es wäre eine zu naive Psychologie, diesen Mangel einfach auf persönliche Feigheit zurückzuführen. Die Hintergründe sind ganz andere. Wir Deutschen haben in einer langen Geschichte die Notwendigkeit und die Kraft des Gehorsams lernen müssen. In der Unterordnung aller persönlichen Wünsche und Gedanken unter den uns gewordenen Auftrag sahen wir Sinn und Grösse unseres Lebens. Unsere Blicke waren nach oben gerichtet, nicht in sklavischer Furcht, sondern im freien Vertrauen, das im Auftrag einen Beruf und im Beruf eine Berufung sah. Es ist ein Stück berechtigten Misstrauens gegen das eigene Herz, aus dem die Bereitwilligkeit entsteht, lieber dem Befehl von «oben» als dem eigenen Gutdünken zu folgen. Wer wollte dem Deutschen bestreiten, dass er im Gehorsam, im Auftrag, im Beruf immer wieder das Äusserste an Tapferkeit und Lebensersatz vollbracht hat? Seine Freiheit aber wahrte der Deutsche darin – und wo ist in der Welt leidenschaftlicher von der Freiheit gesprochen worden als in Deutschland von Luther bis zur Philosophie des Idealismus?-, dass er sich vom Eigenwillen zu befreien suchte im Dienst am Ganzen. Beruf und Freiheit galten ihm als zwei Seiten derselben Sache. Aber er hatte damit die Welt verkannt; er hatte nicht damit gerechnet, dass seine Bereitschaft zur Unterordnung, zum Lebensersatz für den Auftrag missbraucht werden könnte zum Bösen. Geschah dies, wurde die Ausübung des Berufes selbst fragwürdig, dann mussten alle sittlichen Grundbegriffe des Deutschen ins Wanken geraten. Es musste sich herausstellen, dass eine entscheidende Grunderkenntnis dem Deutschen noch fehlte: die von der Notwendigkeit der freien, verantwortlichen Tat auch gegen Beruf und Auftrag. An ihre Stelle trat einerseits verantwortungslose Skrupellosigkeit, andererseits selbstquälerei-sche Skrupelhaftigkeit, die nie zur Tat führte. Civilcourage aber kann nur aus der freien Verantwortlichkeit des freien Mannes erwachsen. Die Deutschen fangen erst heute an zu entdecken, was freie Verantwortung heisst. Sie beruht auf einem Gott, der das freie Glaubenswagnis verantwortlicher Tat fordert und der dem, der darüber zum Sünder wird, Vergebung und Trost zuspricht.

Dietrich Bonhoeffer

Brief an die Verlobte

Weihnachten 1944 konnte Dietrich Bonhoeffer noch einmal an seine Verlobte Maria von Wedemayer schreiben und seinem Brief ein Gedicht beifügen:

Meine liebste Maria! [Prinz-Albrecht-Strasse] 19.12.44
Ich bin so fröh, dass ich Dir zu Weihnachten schreiben kann, und durch Dich auch die Eltern und Geschwister grüssen und Euch danken kann. Es werden sehr stille Tage in unsern Häusern sein. Aber ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, je stiller es um mich herum geworden ist, desto deutlicher habe ich die Verbindung mit Euch gespürt. Es ist, als ob die Seele in der Einsamkeit Organe ausbildet, die wir im Alltag kaum kennen. So habe ich mich noch keinen Augenblick allein und verlassen gefühlt. Du, die Eltern, Ihr alle, die Freunde und Schüler im Feld, Ihr seid mir immer ganz gegenwärtig. Eure Gebete und guten Gedanken, Bibelworte, längst vergangene Gespräche, Musikstücke, Bücher bekommen Leben und Wirklichkeit wie nie zuvor. Es ist ein grosses unsichtbares Reich, in dem man lebt und an dessen Realität man keinen Zweifel hat. Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heisst: ‚zweie die mich decken, zweie, die mich wecken‘, so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsenen heute nicht weniger brauchen als die Kinder. Du darfst also nicht denken, ich sei unglücklich. Was heisst denn glücklich und unglücklich? Es hängt ja so wenig von den Umständen ab, sondern eigentlich nur von dem, was im Menschen vorgeht. Ich bin jeden Tag froh, dass ich Dich, Euch habe, und das macht mich glücklich froh. –

Das Aussere ist hier kaum anders als in Tegel, der Tageslauf derselbe, das Mittagessen wesentlich besser, Frühstück und Abendbrot etwas knapper. Ich danke Euch für alles, was Ihr mir gebracht habt. Die Behandlung ist gut und korrekt. Es ist gut geheizt. Nur die Bewegung fehlt mir, so schaffe ich sie mir bei offenem Fenster in der Zelle mit Turnen und Gehen. Einige Bitten: ich würde gern von Wilhelm Raabe: ‚Abu Tel-

fan' oder ‚Schüdderump‘ lesen. Könnt Ihr meine Unterhosen so konstruieren, dass sie nicht rutschen? Man hat hier keine Hosenträger. Ich bin froh, dass ich rauchen darf! Dass Ihr alles für mich denkt und tut, was Ihr könnt, dafür danke ich Euch; das zu wissen ist für mich das Wichtigste. –

Es sind nun fast 2 Jahre, dass wir aufeinander warten, liebste Maria. Werde nicht mutlos! Ich bin froh, dass Du bei den Eltern bist. Grüße Deine Mutter und das ganze Haus sehr von mir. Hier noch ein paar Verse, die mir in den letzten Abenden einfielen. Sie sind der Weihnachtsgruss für Dich und die Eltern und Geschwister.

1. Von guten Mächten treu und still umgeben behütet und getröstet wunderbar, – so will ich diese Tage mit euch leben und mit euch gehen in ein neues Jahr;
2. noch will das alte unsre Herzen quälen noch drückt uns böser Tage schwere Last, Ach Herr, gib unsern aufgeschreckten Seelen das Heil, für das Du uns geschaffen hast.
3. Und reichst Du uns den schweren Kelch, den bitteren, des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus Deiner guten und geliebten Hand.
4. Doch willst Du uns noch einmal Freude schenken an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz, dann woll'n wir des Vergangenen gedenken, und dann gehört Dir unser Leben ganz.
5. Lass warm und hell die Kerzen heute flammen die Du in unsre Dunkelheit gebracht, führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen! Wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht.
6. Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet so lass uns hören jenen vollen Klang der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet, all Deiner Kinder hohen Lobgesang.
7. Von guten Mächten wunderbar geborgen erwarten wir getrost, was kommen mag.

Gott ist bei uns am Abend und am Morgen, und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Sei mit Eltern und Geschwistern in grosser Liebe und Dankbarkeit gegrüsst. Es umarmt Euch

IV.

Gegen das Verbrechen – Widerstand im Krieg



Johann Georg Elser

Seit den Novemberpogromen 1938 und vor allem seit dem deutschen Überfall auf Polen im Herbst 1939 wurden die Gewalttaten der Nationalsozialisten zum wichtigsten Bezugspunkt des Widerstandes. Nicht nur gegen die verbrecherische Kriegsführung, die menschenverachtende Behandlung der Kriegsgefangenen und der Zwangsarbeiter wandten sich viele, sondern auch gegen die Mordaktionen im Osten und in den Konzentrationslagern. Immer wieder versuchten Einzelne, sich der Beteiligung an Gewalttaten zu entziehen oder diese zu verhindern.

Der Protest in Deutschland hatte sich auf die Bedingungen des Krieges einzustellen. Nicht mehr die alten organisatorischen Verbindungen aus der Zeit vor 1933 standen im Vordergrund; neue Kontakte führten zu unterschiedlichsten Aktionen des Widerstandes. Aber immer waren es nur Einzelne, die sich der Diktatur entgegenstellten und oft dafür mit dem Leben bezahlen mussten.

Ulrich von Hassell

Eine wahre Schande!

Der Diplomat Ulrich von Hassell, 1938 wegen seiner kritischen Haltung gegenüber dem NS-Regime in den Wartestand versetzt und 1944 im Falle eines gelungenen Umsturzversuches als Aussenminister vorgesehen, schrieb am 23. November 1938 über die Novemberpogrome in sein Tagebuch:

Ebenhausen, 25.11.38.

Ich schreibe unter dem schwer lastenden Eindruck der niederträchtigen Judenverfolgung nach der Ermordung vom Raths. Seit dem Weltkriege haben wir noch niemals so an Kredit in der Welt verloren wie dieses Mal, und das kurz nach den grössten aussenpolitischen Erfolgen. Aber meine Hauptsorge ist nicht die Auswirkung im Auslande, also irgendwelcher Rückschlag aussenpolitischer Art, jedenfalls nicht für den Augenblick. Die Schwäche und Zerfahrenheit der sogenannten grossen De-

mokratien ist dazu zu ungeheuerlich. Beweis der Abschluss der deutsch-französischen Anti-Kriegvereinbarung grade im Augenblick der wildesten Weltentrüstung gegen Deutschland, im Augenblick zugleich des englischen Ministerbesuchs in Paris. – Die wirklich schwere Sorge bezieht sich auf unser inneres Leben, das immer vollständiger und eiserner von einem solcher Dinge fähigen System erfasst wird. Goebbels hat wohl selten mit einer Behauptung so wenig Glauben gefunden (obwohl es im Inlande wohl Leute gibt, die darauf hereingefallen sind) wie mit der, dass eine spontane Volkswut die Gewalttaten verübt und nach wenigen Stunden gestoppt worden sei. Zugleich hat er sich dem überzeugenden Gegenargument ausgesetzt, dass es – wenn dergleichen ungehindert geschehen könne – um die Staatsautorität schlecht bestellt sein müsse. Tatsächlich unterliegt es keinem Zweifel, dass es sich um einen amtlich organisierten, zu ein und derselben Nachtstunde in ganz Deutschland losgelassenen Judensturm handelt – eine wahre Schande! Naive Parteifunktionäre haben das auch ruhig zugegeben. Einer hat Hans Dieter gegenüber mangelhafte Vorbereitung für militärische Einquartierung mit seiner angestregten Tätigkeit beim Pogrom entschuldigt. Ein Bürgermeister hier in der Nähe hat Pfarrer Weber sein Leid geklagt, und zwar schon am Mittwoch, dem 9., dass er gegen einen anständigen Juden vorzugehen Befehl habe, und hat hinzugefügt, dass am 10. alle Synagogen in Deutschland brennen würden. Man hat sich auch nicht geschämt, Schulklassen zu mobilisieren (in Feldafing sogar mit Ziegelsteinen auszurüsten); in einem Dorf in Schwaben, erzählte Leyen, hat der katholische Lehrer sich breitschlagen lassen, der evangelische sich geweigert.

Es gibt wohl nichts Bittereres im Leben, als ausländische Angriffe auf das eigene Volk als berechtigt ansehen zu müssen. Übrigens unterscheidet man draussen ganz richtig zwischen dem wirklichen Volk und der Schicht, die diese Sache zu verantworten hat. Aber es ist nicht zu leugnen, dass die niedrigsten Instinkte angestachelt worden sind; die Auswirkung, grade bei der Jugend, muss zum Teil widerlich gewesen sein. Ein Trost ist, dass diesmal die Entrüstung über das Geschehene nicht nur die überwältigende Mehrheit der Gebildeten erfasst hat, sondern ganz weite Kreise des Volkes. Mir scheint, dass man oben ganz dunkel fühlt, welch schlechten Dienst man der Sache des Nationalsozialismus geleistet hat. Leise Rückzieher sind erkennbar, und das «Schwarze Korps»

haut blindwütig auf die «Meckerer» ein, fälschlich behauptend, es seien wieder nur die verfluchten Gebildeten.

Am meisten haben sich alle anständigen Menschen geschämt, Namen wie Gürtner und Schwerin-Krosigk unter den Beschlussfassern über die Strafmassnahmen gegen die Juden zu lesen. Sie merken wohl gar nicht mehr, wie sie sich entwürdigen und wie sie als Feigenblatt dienen.

Max Joseph Grösser

Der Hilfsausschuss für die katholischen Nichtarier

Der Generalsekretär des St. Raphaels-Vereins, der sich traditionell um die Betreuung von Auswanderern kümmerte, Max Joseph Grösser, legte im Herbst 1938 einen Arbeitsbericht vor, der die Hilfsarbeit für die rassistisch Verfolgten beschreibt:

Der 1935 gegründete Hilfsausschuss für die katholischen Nichtarier, der von der Fuldaer Bischofskonferenz des Jahres 1936 seine besondere Billigung und Autorisation empfing, hat auch in der Zeit von 1937 bis zur Gegenwart eine eifrige und erfolgreiche Tätigkeit entfaltet. Die besonderen Organe des Hilfsausschusses sind für Beratung und Betreuung die Geschäftsstellen des Caritasnotwerkes bei Dr. Krone in Berlin, des Raphaelsvereins in Hamburg und dessen Beratungsstellen bei 16 Caritassekretariaten. Von den letzteren tragen die Hauptlast die Beratungsstellen bei den Caritasverbänden in Berlin, Breslau und Oppeln und deren Nebenstellen, Köln, Frankfurt und München. Der Grund dafür liegt darin, dass in diesen Bezirken die katholischen Nichtarier und Mischlinge massiert wohnen. Für finanzielle Beihilfen arbeiten nunmehr Sonderfonds bei den einzelnen Diözesankassen, ein grösserer Sonderfonds bei der Erzbischöflichen Kollektur in Freiburg und ein Sonderfonds, der in Abhängigkeit von der bischöflichen Kasse in Hamburg besteht.

Die Arbeiten des Hilfsausschusses vollzogen sich in der Berichtszeit auf folgende Tatbestände und Arbeiten:

1. *Erfassung der zur Auswanderung Strebenden.* Von den Tausenden katholischen Nichtariern und Mischlingen des Altreichs standen

oder stehen etwa 2'000 mit uns in Verbindung. Seit einem halben Jahr sind zu den rund 1'000 Personen, die ihre ganze Hilfe von uns erwarten, infolge der Arisierungsbestrebungen der Geschäfte und neuestens der Verhaftung der vor 1928 straffällig gewordenen Nichtarier etwa 700 Personen neu an uns herangetreten. Während bis Ende des verflossenen Jahres die freien Berufe durchaus im Vordergrund standen, ist nunmehr der Kaufmann und kaufmännische Vertreter der Hauptauswanderungskandidat. Allein 150 Familien von Kaufleuten und kaufmännischen Vertretern sind neu aus der Existenz geworfen und müssen auswandern. Ausserdem melden sich in neuester Zeit viele nichtarische Ärzte, nach dem durch die soeben verkündigte 4. Verordnung zum Reichsbürgergesetz die Juden aus der Ärzteschaft ausgeschaltet werden und mit dem 30. September 1938 die Bestellungen der jüdischen Ärzte erlöschen. Von den in Österreich auf 150'000 oder mehr geschätzten katholischen Nichtariern und Mischlingen, die allerdings erst zu einem geringen Teil in ihrer Existenz beunruhigt werden, haben sich vielleicht 1'000 schon ins Ausland gewandt. Mit dem Hilfsausschuss im Altreich sind etwa 60 Personen in Verbindung.

2. *Beratung.* Die Beratung der ins Ausland Strebenden findet an den genannten Hauptplätzen mündlich oder schriftlich statt. Wir zählen gegen 30'000 Beratungen. In Berlin ist die Arbeit derartig gross geworden, dass Ort und Personen dafür nicht mehr zureichen und besondere Aufwendungen nötig erscheinen. Die Schwierigkeit der Beratung liegt darin, dass die Betroffenen infolge der Aussichtslosigkeit der Bemühungen, der Absperrung der meisten Länder, der Verweigerung der Pässe, der Erschwerung von Besuchsreisen ins Ausland (Gefahr der Unterbringung in einem Konzentrationslager bei Rückkehr), der neuestens auf 60 Mark reduzierten Möglichkeit, Geld mit ins Ausland zu nehmen, seelisch äusserst bedrückt sind und dass sie zugleich das Empfinden haben, die Kirche sorge nicht genügend für sie. In vielen Fällen kann die Beratung nur eine vorläufige Vertröstung und damit mehr oder weniger nur von zweifelhaftem Wert sein. Ein grösserer Erfolg hängt zum Teil von dem Entgegenkommen der Einwanderungsländer ab. Es bleibt zu erwägen, ob die Bischofskonferenz nicht eine Bitte um Milde an die Leitung der Polizei richten sollte, die die Verhaftungen der letzten Wochen ausgesprochen zu dem Zwecke veranstaltet hatte, Leute zur Auswanderung

zu bringen. Es ist durchaus Tatsache, dass unsere katholischen Nicht-ariern auswandern wollen. Es darf aber nicht übersehen werden, dass die Durchführung der Auswanderung aus Gründen, die nicht bei dem Einzelnen liegen, in der Mehrzahl der Fälle im Augenblick unmöglich ist. Vielleicht könnte bewirkt werden, dass die Verhafteten frei gelassen werden, wenn sie bescheinigen, dass sie mit dem Hilfsausschuss bzw. dem Raphaelsverein in ernster Verbindung stehen, um auszuwandern, sobald sie können. Die Aufregung und die seelische Bedrückung der von der Verhaftung betroffenen Familie wird dadurch beseitigt.

3. *Hilfe bei der Auswanderung.* Ohne den Hilfsausschuss und seine Organe dürften von katholischen Nichtariern im verflossenen Jahr aus den angegebenen Gründen weniger als früher, nämlich etwa 1'000 Österreicher und 500 Reichsdeutsche ausgewandert sein. Mit allgemeiner Mitwirkung des Hilfsausschusses wanderten aus etwa 300 Personen, mit besonderer Hilfe ausserdem 350 Personen. Von letzteren sind 80 Personen mit der besonderen Hilfe des in Nordamerika begründeten bischöflichen Hilfswerks zur Auswanderung gekommen. Die Auswanderung betraf vor allem Ärzte, Lehrer, Journalisten; Juristen und Volkswirte weniger, wenig auch bisher Kaufleute. Kinderfräulein und im Haushalt beschäftigte Personen konnten im Durchschnitt fast sämtlich untergebracht werden. Am geringsten sind die Erfolge bei Juristen, weil sie so schlecht ihre beruflichen Kenntnisse verwenden können. Das amerikanische Hilfswerk hat sich langsam eingespielt. Die Erwartungen, die an dasselbe gestellt wurden, konnten leider nicht erfüllt werden, weil die Hauptaufgabe, die Deutschland von demselben erwartete, die Besorgung von sogenannten Freundesbürgschaften in den Vereinigten Staaten, anscheinend ausserordentlichen Hemmungen begegnet. Der Präsident des Hilfsausschusses hat neuestens über höchste kirchliche Stellen versucht, die Leistungen des Komitees nach dieser Richtung hin zu steigern. Im Anschluss an die letzte Staatenkonferenz scheinen die Vereinigten Staaten grösseres Entgegenkommen bei der Anerkennung von Affidavits zeigen zu wollen, sodass hier ein Hoffnungsstrahl aufblitzt.

4. *Sonderarbeiten des Hilfsausschusses.* Eine wichtige Arbeit des Hilfsausschusses sollte an sich, wenigstens in Berlin und in Oberschlesien, die Veranstaltung von *Umschulungskursen* für intellektuelle und kaufmännische Kreise auf handwerkliche Berufe sein. Der Hilfsaus-

schuss glaubte aber, bisher von besonderen katholischen Kursen absehen zu sollen, weil Schwierigkeiten daraus für die Tätigkeit des Hilfsausschusses befürchtet werden. Es wird daher den Leuten nur der Rat gegeben, sich an Umschulungskursen auf geschäftlicher Basis zu beteiligen. Gewiss stehen wir auf katholischer Seite hier weit zurück vor den Juden, die ausserordentlich konsequent und erfolgreich solche Umschulungskurse für männliche und weibliche Auswanderungswillige durchführen.

Besonders dringlich erscheint die praktisch auch ebenfalls ungelöste Frage der *Umschulung* der *über 16 Jahre* alten katholischen Nichtarier. Es handelt sich vorerst noch nicht um grosse Zahlen, aber von Jahr zu Jahr sitzen mehr junge Leute beschäftigungslos bei den armen Eltern, die ihnen keine Stellen nachweisen können, weil sie nirgends angenommen werden können. Vielleicht könnte die Bischofskonferenz die klösterlichen Anstalten anregen, vereinzelt junge nichtarische Katholiken zur privaten Schulung in Küche und Werkstätten oder zur Ausbildung in der Landwirtschaft aufzunehmen.

5. *Finanzen.* An finanziellen Aufwendungen für das Berichtsjahr kann man mit etwa 25'000,- RM rechnen, die von den Pfarreien, Diözesen oder caritativen Stellen ausgegeben sind. Darunter befindet sich eine Summe von 10'000,- RM, die mir von besonderer Seite für die Auswanderung katholischer Nichtarier zur Verfügung gestellt wurde. Die notwendigsten Mittel konnten bisher aufgebracht werden. Für die Zukunft werden die Ausgaben in Folge der Arisierung der Geschäfte und der Massnahmen gegen die nichtarischen Ärzte und der aus Österreich kommenden Gesuche bei Weitem grösser sein als bisher. Es ist geplant, die Ausgaben auf 3 Stellen zu verteilen:

- a) auf die Diözesen; bei diesen wird ein Sonderfonds angelegt, der gebildet wird aus 2% der diesjährigen Caritaskollekte,
- b) auf einen vom Caritasverband aus allgemeinen Mitteln gebildeten Sonderfonds,
- c) aus dem Hilfsfonds, den ich in Hamburg aus besonderen Mitteln, die ich auch in Zukunft zu erhalten hoffe, gebildet habe.

Diese Mittel reichen aber nicht aus. Darum stelle ich im Auftrage der im Hilfsausschuss beteiligten Herren die Bitte, dass die Bischofskonferenz eine Summe von 25'000 RM zur Verfügung stelle, wovon etwa 8'000 RM als Zuwendung an die Caritasstellen in den Hauptwohngebiete

ten der katholischen Nichtarier, Berlin, Breslau und Oberschlesien, gedacht ist, um die noch nicht zur Auswanderung kommenden Leute, die als Nichtarier vom Winterhilfswerk ausgeschlossen sind und sich in Not befinden, zu unterstützen. Der Rest des Geldes dient zu Reisebeihilfen für mittellose nichtarische Auswanderer.

Es darf abschliessend gesagt werden, dass die Arbeiten des Hilfsausschusses in Anbetracht der täglich wachsenden Schwierigkeiten der Auswanderung und der mangelnden Mithilfe der Katholiken verschiedenster überseeischer Länder durchweg einen beachtlichen Erfolg errungen haben. Es ist aber unbedingt notwendig, dass die Auswanderung der betroffenen Kreise katholischen Glaubens wenigstens in etwa auf die Höhe der Erfolge gebracht werde, die auf jüdischer Seite durch den Zusammenhalt der Judenschaft erreicht werden. Seitens des Präsidenten des Hilfsausschusses wurden nach Argentinien und Australien geeignete Schritte unternommen, um die Hemmnisse bei den in Devisen zu zahlenden Bürgschaften für die Einwanderer aus Deutschland zu überwinden. Es muss eine Sorge der Gegenwart und Zukunft sein, vielleicht in noch weiteren Ländern ähnliche Bestrebungen zum Leben zu erwecken. Das dürfte besonders in dem Augenblick notwendig werden, wo die technischen Einwanderungsbedingungen der verschiedenen überseeischen Länder die erwarteten Erleichterungen erfahren.

Anonym

Entlich können die Munition Fabrikanten ihr Geschäft wider machen

Immer wieder wurden bei der Polizei anonyme Flugschriften oder Zettel abgegeben, deren Verfasser aus ihrer Unzufriedenheit mit der nationalsozialistischen Diktatur keinen Hehl machten. Die Suche nach den Verfassern blieb in vielen Fällen für NS-Verfolgungsorgane aussichtslos. Der folgende Zettel wurde Anfang November 1939 in Hessen von einem Landwirt gefunden:

O schöne alte Zeit wenn es auch Sistemzeit heist vor 90'000 gibt es für viele Butter und Fleisch jetzt nur ein Blutbad gebt uns unseren Kindern

die Lehre wider wo es heist nie wieder Krieg unsere alte Freiheit wie wir sie gelernt und erlebt haben so lange hat es getauert entlich können die Munition Fabrikanten ihr Geschäft wider machen. Noch ist es Zeit dem Übel abzuhelfen Volk erwache.

Johann Georg Elser

Das Attentat vom 8. November 1939

Am Abend des 8. November 1939 explodierte im Münchener Bürgerbräu-Keller auf der NSDAP-Veranstaltung, die alljährlich zur Erinnerung an den Marsch auf die Feldherrenhalle von 1923 stattfand, ein Sprengkörper. Adolf Hitler hatte kurz zuvor den Saal verlassen, um seinen Zug nach Berlin zu erreichen. Die Explosion war das Werk eines Einzelnen: des Schreiners Johann Georg Elser. Während das Attentat und der Umsturzversuch des 20. Juli 1944 zu den bekanntesten Taten des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus gehören, blieb die Aktion Elsers, der noch kurz vor Kriegsende im April 1945 ermordet wurde, weitgehend vergessen. Vor der Geheimen Staatspolizei sagte Elser 1939 aus:

Mein Gesamtplan für die Tat stand schon nach kurzer Zeit genau fest. Schon damals im Jahre 1938, als ich den ersten Entschluss zu meiner Tat fasste, war ich mir darüber im Klaren, dass ich nicht länger in Deutschland bleiben konnte. Ich wollte schon, ehe meine Uhren die Explosion auslösten, in der Schweiz sein. Für die Schweiz habe ich mich lediglich deshalb entschieden, weil es mir als das Nächstliegende erschien. In anderen Ländern, wie etwa Italien, hätte ich mich gar nicht ausgekannt. Die Grenzübergangsstellen zur Schweiz in der Nähe von Konstanz kannte ich dagegen von meinem mehrjährigen Aufenthalt in Konstanz her sehr gut. Damals hatte ich mich allerdings noch nicht mit einem Grenzübertritt über die grüne Grenze beschäftigt. Ich hatte es ja nicht notwendig, da ich seinerzeit im Besitz eines kleinen Grenzscheines war. Nach meinem illegalen Grenzübertritt (nach Ingangsetzen der Uhren) wollte ich in der Schweiz Arbeit als Schreiner oder auch sonst irgendwelcher Art suchen. Wenn mir vorgehalten wird, dass jüdische Organisation[en] Belohnungen für Attentate auf den Führer ausgesetzt ha-

ben, so kann ich nur erklären, dass mir dies bis heute nicht bekannt war. Ich hoffte auch nicht, in der Schweiz als Attentäter irgendwelche Vorteile zu kriegen. Wenn ich meiner Schwester versprochen habe, ihr vom Ausland aus Geld zu schicken, so dachte ich lediglich daran, dass mir solche Unterstützung in Zukunft leichter möglich sein würde, da ich von der Schweiz aus natürlich keine Alimente mehr bezahlt hätte. Ich hatte ausserdem die Absicht, und dies mir schon eingehend überlegt, von der Schweiz aus an die deutsche Polizei ausführlich zu schreiben, zu erklären, dass ich der Alleinschuldige an dem Attentat sei, keine Mitwisser oder Mittäter gehabt habe. Ich hätte ausserdem eine genaue Zeichnung meines Apparates sowie eine Beschreibung über die Ausführung der Tat mitgeschickt, damit man meine Behauptung hätte nachprüfen können. Mit einer solchen Mitteilung an die deutsche Polizei wollte ich lediglich bezwecken, dass keinesfalls irgendwelche unschuldigen Personen auf der Suche nach dem Täter verhaftet würden. Ich hatte mir auch überlegt, dass es unter Umständen möglich sein könnte, dass ich von der Schweiz an Deutschland ausgeliefert werden würde. Dem wollte ich dadurch vorbeugen, dass ich bestimmtes Material, von dem ich glaubte, dass es für die Schweizer militärischen Stellungen von Interesse sei, mitnahm.

Mit der anderen Möglichkeit, dass es mir etwa nicht gelingen sollte, in die Schweiz zu gelangen, habe ich kaum gerechnet, d.h. ich hoffte bestimmt, dass mir dies gelingen würde. Wenn sie mich erwischen, dachte ich, muss ich eben die Strafe auf mich nehmen. [...]

Während meines Aufenthaltes in München vom 5. August bis 6. November 1939 war ich insgesamt ungefähr 30- bis 35mal nachts im Bürgerbräukeller-Saal.

Als ich meine Kleider in Ordnung gebracht, meine Werkzeuge, soweit ich sie als für den ersten Gebrauch notwendig schon mitgenommen hatte, zurechtgelegt hatte, bin ich vielleicht in der 3. oder 4. Nacht nach meiner Ankunft in München zum ersten Male im Saal an die Arbeit gegangen. An den Tagen, an denen ich nachts im Bürgerbräukeller gearbeitet habe, begab ich mich jedesmal gegen 20-22 Uhr in den Wirtschaftsraum des Bürgerbräukellers, um dort mein Abendbrot einzunehmen. Ich nahm dort regelmässig an dem mittleren Tisch des Wirtschaftsraumes Platz und wurde meistens von dem Servierfräulein B. bedient. Ich ass nach der Karte und habe jedesmal ein Glas Bier getrunken. Den

früher von mir erwähnten Hausburschen habe ich um diese Zeit im Bürgerbräukeller nicht mehr angetroffen. Nach meinen Beobachtungen war dieser damals nicht mehr im Bürgerbräukeller tätig. Erst später – genaue Zeit nicht bekannt – habe ich von einer mir nicht mehr bekannten Person erfahren, dass er in der Zwischenzeit seinen Arbeitsplatz gewechselt hat. Ob der Direktor mich dort gesehen und wiedererkannt hat, ist mir nicht bekannt, gesprochen habe ich mit ihm nicht. Das Servierfräulein L. und das Serviermädchen, das ich ebenfalls Ostern fotografiert habe, waren um diese Zeit ebenfalls im Bürgerbräukeller nicht mehr beschäftigt. *Gegen 22 Uhr habe ich dort durchwegs bezahlt. Ich verliess anschliessend den Wirtschaftsraum, begab mich von da aus durch den Garderobenraum in den nicht verschlossenen Saal, begab mich dort über den hinteren Treppenaufgang auf die Galerie, ging diese bis zur rückwärtigen Front entlang und versteckte mich dort in einem Abstellraum, der sich neben dem rückwärtigen Zugang zur Galerie befindet und der lediglich durch eine spanische Wand verdeckt war. In diesem Raum befanden sich leere Pappschachteln. Ähnliche Pappschachteln hatte ich in der im Bürgerbräukeller befindlichen Schiessbude gesehen, als ich im Oktober dort einige Male sonntags Tanzunterhaltungen aufsuchte.*

Ob das Betreten des Saales irgendeinmal beobachtet wurde, kann ich nicht angeben. Im Saal brannte anfangs die Notbeleuchtung, später, d.h. nach Kriegsbeginn, war dort keine Beleuchtung mehr eingeschaltet. Um diese Zeit fiel dorthin lediglich der Lichtschein, der aus der Küche und aus dem Garderobenraum kam. *In dem erwähnten Versteck hielt ich mich solange auf, bis der Saal abgesperrt worden war.* Es war dies stets in der Zeit zwischen 22.30 Uhr und 23.30 Uhr. Ehe der Saal abgeschlossen wurde, wurden dort von Frau M. – es ist dies die mir bekannte Zigarrenfrau im Bürgerbräukeller – im Saal die dort sich aufhaltenden Katzen gefüttert. Die Galerie hat sie dabei nicht betreten. Anschliessend wurde dreimal abgesperrt, soviel ich durch das Geräusch gehört, war lediglich das Absperrern des Haupteinganges erfolgt. Ob der Notausgang zum Garten verschlossen war, ist mir nicht bekannt.

Nach dem Abschliessen des Saales begab ich mich von meinem Versteck aus unmittelbar an die Säule, wo ich den Einbau meines Apparates

vornahm. Ich habe mich lediglich hier und da noch kurze Zeit in dem Versteck aufgehalten, um mich tatsächlich davon zu vergewissern, dass sich niemand im Saal befand.

Ich verblieb ständig die ganze Nacht im Saal. Der Saal wurde in der Zeit zwischen 7 und 8 Uhr morgens wieder geöffnet. Es wurden von einer Person, die ich nie gesehen habe, der Saaleingang von der Garderobe aus und der Notausgang zum Garten, der sich neben der Schenke befindet, geöffnet. Meine Arbeiten hatte ich zwischen 2 und 3 Uhr stets beendet, anschliessend hielt ich mich bis zum Verlassen des Saales wieder in dem bereits erwähnten Versteck auf, in dem sich auch ein Stuhl befand. Dort habe ich bis zum Verlassen des Versteckes gedöst. Im August 1939 habe ich nach Öffnung des Saales diesen teils durch den Notausgang zum Garten verlassen. Mit Kriegsbeginn war in den Bürgerbräukeller eine Luftschutzwache gelegt worden, die im Alt-Münchener Saal untergebracht war und die morgens zwischen 6.30 und 7.30 Uhr in der kleinen Küche, die sich in der Nähe der Bühne im Saal befindet, Kaffee gekocht hat. Aus wieviel Männern sich die Luftschutzwache zusammensetzte, kann ich nicht angeben. Mit dem Einzug der Luftschutzwache im Bürgerbräukeller wurde der erwähnte Notausgang bereits um 6 Uhr früh von einer mir unbekannt Person geöffnet. *Von dieser Zeit ab verliess ich den Bürgerbräukeller bereits gegen 6.30 Uhr.* Ob ich im August beim Verlassen des Saales von irgendjemand beobachtet wurde, weiss ich nicht. Ich habe wohl gesehen, dass seinerzeit im Garten des Bürgerbräukellers ein alter Mann sich aufgehalten hat, der den Garten in Ordnung brachte, ob dieser mich aber beobachtet hat, weiss ich nicht. Bestimmt weiss ich, dass ich ab September beim Verlassen des Notausganges von Männern der Luftschutzwache gesehen worden war. Ich wurde jedoch von diesen nie angehalten. Bekannt sind mir diese Männer nicht, auch bin ich nicht in der Lage, eine Beschreibung dieser Männer abzugeben. Beim Verlassen des Saales habe ich, um mich nicht irgendwie verdächtig zu machen, keinerlei besondere Vorsichten angewandt. Ich habe den Saal stets nur auf die angegebene Weise betreten und verlassen, eingestiegen bin ich nie. Es kam manchmal vor, dass der Saal bereits früher abgesperrt war, als ich vermutete. An diesen Tagen habe ich mich dann sofort, ohne den Saal zu betreten, nach Hause begeben. Dies tat ich auch, wenn manchmal ein zu lebhafter Verkehr im Garderobenraum

war. Von und zum Bürgerbräukeller ging ich stets zu Fuss. Ich habe diesen immer von der Rosenheimer Strasse aus betreten und auch zur Rosenheimer Strasse verlassen. D.h. zur Rosenheimer Strasse habe ich den Saal nur verlassen, wenn ich durch den Garderobenraum gegangen bin. Wenn ich den Notausgang beim Verlassen des Saales benutzt habe, habe ich den Bürgerbräukeller durch den rückwärtigen Ausgang, durch die Brauereianlagen zur Kellerstrasse verlassen. Dort waren mehr Leute anwesend, aufgefallen bin ich da nie. Ich trug damals durchweg einen dunkelblauen Kammgarnanzug mit langer Hose, schwarze Halbschuhe und einen kaffeebraunen Pullover. Ab Mitte September habe ich lediglich die Joppe gewechselt, von da ab trug ich [eine] braune Joppe, die aus einem rauhen Stoff angefertigt war. Einen Knickerbockeranzug trug ich in München nur, wenn ich im Bürgerbräukeller keine Arbeiten vorhatte. Es war dies ein grauer Anzug. Ab Mitte Oktober trug ich auch einen grauen doppelreihigen Übergangsmantel, der rückwärts eine Falte hatte. Den Schnitt kann ich selbst nicht angeben. Eine Kopfbedeckung habe ich nie mit mir geführt. Taschen, Mappen und dergl. führte ich nie mit mir.

Es kam sehr selten vor, dass der Saal nach Absperrung bis zur Öffnung von einer Person, die ich nie gesehen habe, für kurze Zeit betreten wurde. Es wurde auf- und wieder zugeschlossen. Die Galerie wurde dabei nicht betreten. Was diese Person in dem Saal gemacht hat, weiss ich nicht. In der ersten Woche kam es einmal vor, dass der Saal geöffnet wurde, wo habe ich nicht gesehen, und dass ein Mann mit einer Taschenlampe durch den Saal und durch die Galerie gegangen ist. Ich habe mich damals sofort in meinem Versteck versteckt gehalten. Von diesem Mann wurde ich nicht bemerkt. Mein Versteck wurde von diesem nicht kontrolliert. Bis Kriegsbeginn hielten sich in dem Saal auch 2 freilaufende Hunde auf, die in diesen durch die im ersten Stock befindlichen Räume gelangen konnten. Diese haben wohl manchmal gebellt, gestellt wurde ich von diesen jedoch nie. Später stellte ich vor die Türe, durch die sich die Hunde in den Saal begeben haben, einen Stuhl, damit sie nicht mehr in den Saal gelangen konnten.

Soeben fällt mir noch Folgendes ein: In den ersten Tagen, in denen ich im Bürgerbräukeller gearbeitet habe, wurde einmal mein Versteck nach Öffnung des Saales von einem Mann betreten, und zwar in dem

Augenblick, als ich das Versteck verlassen wollte. Dieser Mann wollte in meinem Versteck eine Pappschachtel holen und bemerkte mich dabei. Nachdem er eine Schachtel an sich genommen hatte, ging er, ohne irgendetwas zu mir zu sagen, weg, und kam anschliessend mit dem Direktor auf die Galerie. Der Mann kam dorthin von links und der Direktor von rechts. In der Zwischenzeit hatte ich mein Versteck verlassen und an einem Tisch auf der östlichen Galerie Platz genommen, wo ich pro forma einen Brief schrieb. Auf Befragen des Direktors erklärte ich ihm, dass ich an einem Oberschenkel einen Furunkel habe, das [sic] ich mir ausdrücken möchte. Auf sein Befragen, was ich in dem rückwärtigen Raum gemacht hätte, gab ich ihm an, dass ich dort das Öffnen des Furunkels habe vornehmen wollen. Ferner sagte ich ihm, dass ich an dem Tisch einen Brief aufsetzen wollte. Der Direktor forderte mich lediglich auf, den Brief im Garten zu schreiben, nachdem ich auf der Galerie nichts zu suchen hätte. Ich habe mich darauf in den Garten des Bürgerbräukellers begeben, wo ich, um keinen Verdacht zu erregen, Kaffee getrunken habe. Es war der gleiche Direktor, mit dem ich bereits zu Ostern 1939 dort gesprochen habe. Ob er mich wiedererkannt hat, weiss ich nicht.

Otto und Elise Hampel

Freie Presse

Nach dem Tod ihres Bruders an der Westfront verfasste Elise Hampel gemeinsam mit ihrem Mann zwischen 1940 und ihrer Verhaftung Ende September 1942 mehr als 200 handschriftliche Flugzettel und legte diese in Briefkästen und Treppenhäusern aus. Nach einer intensiven Gestapo-Fahndung wurden beide verhaftet, vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 8. April 1943 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Ihr Schicksal wurde später von Hans Fallada in seinem Roman «Jeder stirbt für sich allein» beschrieben. In ihren Flugblättern hiess es:

Bitte weiter auslegen!

FREIE PRESSE!

Ein Deutscher schreibt es!

Acht Jahre regiert die Hitler Regierung in unser Deutschland! In dieser Zeit erlebten wir eine Zwangs Diktatur Hitlers. Auch nicht machen wir freiwillig alles wird uns Erpresst und werden Vergewaltigt. Immer frecher wird die Hitler Regierung! Und mit solch ein Schändliches Diktatorische vorgehen gegen uns deutschen erlaubt sich eine Hitler Bonzokratie in ganz Europa eine Vergewaltigung auch dort vorzunehmen! Raubzüge und Plünderungen lässt ein Hitler mit seinen Generälen zu! Wo wir nun als deutsche nur in einem Zwangs Elend umher Taumeln! Die Hitler Seckte uns dann nur kennt, wenn es heisst Schuften Opfern! dürfen wir eine brutale Hitler Regierung mit allen Bonzen nicht Entlasten!!! Eine Hitler Regierung muss innerhalb Europas ausgerottet werden! genau so müssen diese Hitler Seckte so quälent vernichtet werden wie sie es mit armen deutschen und Ausländern Heute ausführt. Eine Hitler Regierung und Bonzen sind die allergemeinsten Verbrecher und Mörder Millionen haben diese auf dem Gewissen die diese Hitler Seckte in den Tod schickt und Ermordet! Du und du und deinen bekannten ist es doch ganz selbstverständlich dass wir Schaffende uns derartiges nicht weiter bieten Lassen dürfen! Lasst Euch von den Partei Bonzen in Euren Reihen nicht Beeinflussen! Merkt Euch diese Schmarotzer Auch muss mit diesen Radikal abgerechnet werden und wird!!! Wir wollen keine kapitalistische Weltordnung wofür ein Hitler kämpft und unsere Väter und Söhne in den Tod schickt! die Hitler Regierung hatt wegen der Weltordnung bewusst den Krieg angefangen! Alle helfen mit der Verbrecherischen Kriegs-Maschine ein Ende zubereiten!!! Wir müssen uns zur Wehr setzen!!!

FREIE PRESSE!

Es ist höchste Zeit dass wir vernünftig denkende deutschen den Kampf gegen dass Hitlertum aufnehmen! Wir sind von der Hitler Brut gegen andere Völker Ungerecht aufgehetzt! Nur von Hitler mit Banden sind wir deutschen belogen und betrogen! Die hitlerische Politik hatt ein

Endloses Ziel! Somit entsagt sich diese Hitler Banden uns Pflichtbewussten deutschen einen gesunden Sozialismus zu kommen zu lassen! Hitlers Reden waren und sind nur Scheinheiliges gequatsche um uns über alles hinwegzutäuschen! Es genügt, wenn wir uns alle Vorkommnisse seit 1933 betrachten! Wie so schändlich diese Hitlerei mit uns umgeht! Wir suchen vergeblich im Auslande nach Volks Verrätern! Dass ist nur Hitler mit seiner Bande! Wir müssen uns deutschen von dieser gegenwärtigen Hitler Brut entledigen! Komme es wie es wolle wir dürfen die Hitlerei nicht Entlasten Von dieser Hitler Brut wird unsere Ehre besudelt! Ausbeutung Erpressung Entrechtung Forderungslosigkeit Keine innere Freiheit Opfern und Schindern all dieses Elend hatt uns deutschen dieser Verbrecher Hitler mit Banden zu kommen lassen! Hitler mit seinen Ribbentrop Papen Göring Keitel Himmler Funk Goebbels Lammers usw. haben wegen Ihrer Landesgier Eigensüchtigkeit uns deutschen mit unwahrer Propaganda getäuscht und wegen der neuen Weltordnung bewusst den so Raubzügigen Krieg angezettelt! Hitler hatt unterzeichnete Frieden München und Pakt mit Russland gebrochen und dann ohne irgendeinen Grund den Überfall auf Russland am 22. Juni vollzogen! Du genau wie sich jetzt alle Völker gegen Hitlers Entrechtungs Weltordnung zur Wehr setzen! Müssen wir deutschen dafür sorgen und der Kriegs Maschine Hitler ein Ende bereiten...
Nieder mit der Hitlerei!

Hanno Günther

Das Freie Wort

Elisabeth Pungs, Wolfgang Pander und der Bäcker Geselle Hanno Günther verfassten nach dem deutschen Sieg über Frankreich 1940 eine Flugblattserie «Das Freie Wort», die mit «Deutsche Friedensfront» unterzeichnet war. Daraus zwei Beispiele:

DAS FREIE WORT!

Das deutsche Volk muss opfern, opfern und nochmals opfern! Haben wir nicht wahrlich schon genug geopfert???

Die Preise sind gestiegen, aber nicht die Löhne!

50% des Volkseinkommens, das heisst die Hälfte unserer Arbeit schluckt der Staat! (Laut «Das Reich»)

Die Butterrational wurde gekürzt!

Unsere Kinder werden unzureichend ernährt, und damit wir es nicht immer vor Augen haben, uns obendrein noch weggenommen!

Hunderttausende junger Menschen werden hingeschlachtet!!!

WOFÜR?! WOFÜR?! WOFÜR?! WOFÜR?! WOFÜR?!

Für das Selbstbestimmungsrecht der Völker?

Für den Neuaufbau Europas?

Für die Freiheit des deutschen Volkes?????

NEIN!!

Sondern einzig und allein für die grössenwahnsinnigen Weltbeherrschungspläne unserer plutokratischen Führerklicke!

Und vor allem, für die Herren von Kohle und Eisen die an diesem, wie an jedem Krieg, ihre Millionen verdienen, und an den aus diesem Krieg entstehenden Revanchekriegen wiederum zu verdienen hoffen!

Aber das deutsche Volk wird ihnen einen Strich durch die Rechnung machen!

Wir wollen einen gerechten und dadurch dauerhaften Frieden!

Wir wollen die Freiheit der Meinung und des Glaubens!

Wir wollen die Freiheit der Arbeit!

Wir wollen die Verhinderung kommender Kriege, durch die Verstaatlichung der Rüstungsindustrie, und die Einziehung der Kriegsgewinne!

Wir wollen die Schaffung einer wahren Volksvertretung!!!

Deutscher! Bekenne Dich zu diesen Forderungen!

Sprich mit zuverlässigen Kameraden über sie!

Gebe dieses Flugblatt weiter, und wenn Dir eine Schreib- oder Vielfältigungsmaschine zur Verfügung steht so verbreite unsere Forderungen!

Keinen Pfennig in die Sammelbüchsen der Naziplutokratie.

Arbeiter der Industrie, *langsamer arbeitend!*

Verhindere, dass unbesonnene Kameraden dieses Flugblatt zur Polizei bringen, denn sie bringen dadurch nur sich selber, und ihre Kameraden in Verdacht, und haben unangenehme Nachforschungen durch die Polizei zu erwarten! Ganz abgesehen davon, dass sie zu Verrätern am deutschen Volke werden!

Für Freiheit, Brot und Friede!
Krieg dem Wahnsinnskriege!
DIE DEUTSCHE FRIEDENSFRONT!

DAS FREIE WORT!

Bis zum heutigen Tage sind laut O.K.W. rund 5'000 englische Flugzeuge abgeschossen worden!

Aus Kanada sind laut D.N.B. nur 200 Flugzeuge gekommen!

Die Insel ist hermetisch abgeschlossen, und die Industrie fast vollkommen vernichtet!

Bei Kriegsausbruch besass England, laut «Schlag nach über England» 3'500 Flugzeuge.

Womit greifen uns die Engländer also Nacht für Nacht an? Und kommen trotz Vereisung, trotz unserer vorbildlichen Flak(?) und trotzdem wir die besten Jäger der Welt besitzen, immer noch nach Berlin und sogar nach noch weiter entfernten Gebieten??

Die Italiener fliehen in Albanien und Afrika.

Italienische Flugzeuge werden gegen die britische Insel eingesetzt» Während in Italien, Albanien und Afrika' die Englischen Flieger immer neue Angriffe unternehmen und so den Zusammenbruch der uns auf Ge-
deih und Verderb verbundenen Italiener beschleunigen!

WEM fehlen eigentlich Flugzeuge!?!?!?!?

Deutsches Volk! Bedenke dass, selbst wenn wir England besiegen und uns anschliessend mit unseren Verbündeten geeinigt(?) haben, eines Tages doch die unterdrückten Völker aufstehen werden um das braune Joch abzuschütteln! Ist ihr Feind nicht auch unser Feind?

Wir wollen keine fremden Völker unterdrücken!

Wir sind aller Rechte beraubt worden! Man hat uns was von der Ehre der Arbeit erzählt, um uns nur umso leichter zu Arbeitssklaven und Kanonen- bzw. Bombenfutter, ohne jeden eigenen Willen, machen zu können!

Jetzt sollen wir unsere Haut für die Herren der Industrie und ihre grössenwahnsinnigen naziplutokratischen Handlanger zu Markte tragen!

Wie lange noch!?!?!

Wir fordern einen gerechten und dadurch dauerhaften Frieden!

Wir fordern die restlose Einziehung der Kriegsgewinne und die Entzignung der Rüstungsindustrie, zur Verhinderung weiterer Kriege.

Wir fordern die Freiheit der Meinung und des Glaubens!

Wir fordern die Freiheit der Arbeit!

Wir fordern die Schaffung einer wahren Volksvertretung! Deutscher bekenne dich zu unseren Parolen!

Verbreite unsere Parolen! Bist Du im Besitz einer Schreib- oder Viervielfältigungsmaschine so schreibe dieses Flugblatt mehrmals ab!

Keinen Pfennig in die Bettelbüchsen der Hitlerplutokratie!

Arbeiter der Industrie *langsamer* arbeiten!

Verhindere, dass unbesonnene Kameraden dieses Flugblatt zur Polizei bringen. Denn sie werden dadurch zu Verrätern am deutschen Volke und bringen nur sich selber und ihre Kameraden bei der Polizei in Verdacht.

Für Freiheit, Brot und Friede! Hitlers Sieg – Ewiger Krieg! Krieg dem Wahnsinnskriege! Volkes Sieg – Beendet den Krieg!

DIE DEUTSCHE FRIEDENSFRONT!

Helmuth Hübener

Ja, der gute, feiste Hermann

Der Verwaltungslehrling Helmuth Hübener, ein Angehöriger der Religionsgemeinschaft «Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage» (Mormonen), hörte mit Freunden regelmässig ausländische Rundfunksender ab. Im Winter 1941/42 wollten sie mit über 20 Flugblättern und Streuzetteln diese Informationen verbreiten, doch im Januar 1942 wurden sie denunziert und verhaftet. Helmuth Hübener, 17 Jahre alt, wurde vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Soldaten der Arbeit! Soldaten an allen Fronten!

Der Führer hat Euch für 1942 die Entscheidung versprochen, und er wird kein Mittel scheuen, sein Versprechen diesmal zu halten. Zu Tausenden wird er Euch ins Feuer schicken, um das von ihm begonnene Verbrechen auch zu beenden. Zu Tausenden werden Eure Frauen und Kinder zu Witwen und Waisen gemacht. Ohne Erfolg! Die Europäische Front steht fest, und einmütig ist der Rütli-Schwur auch ihr Versprechen, das Versprechen aller alliierten Völker.

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren.

Lieber den Tod – als in der Knechtschaft leben!

Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Im Jahr einundvierzig wird alles gebrochen. So hatte der Führer dereinst keck gesprochen. Jetzt trägt der Soldat für den Irrtum die Leiden, während Hitler verspricht: «Dies Jahr wird entscheiden!» Es wird sich entscheiden, wenn alles sich «rührt»! (Und dann hat auch Hitler sich auskalkuliert!)

DER NAZI-REICHSMARSCHALL

Ja, der gute, feiste Hermann: Reichsmarschall. Wer hätte das gedacht. Seine Weltkriegskameraden, deren Schuldner er noch heute ist? Oder hat er jemals selbst daran gedacht? O ja, er hat schon etwas los, der kleine Schäker mit den Kulleraugen. Eine blendende Karriere, eine nette Schauspielerin und ein nicht zu verachtendes Bombengehalt, nur keinen Verstand. – Nein, wirklich nicht, so gross sein Kopf auch ist. Dennoch redet er ohne Hemmungen immer darauf los, dass selbst dem Adolf die Sache ungemütlich wird.

Wenn die R.A.F. jemals dazu kommt, Berlin zu bombardieren, will ich Meier heissen, sagte er zu Beginn des Krieges. Heute zeigen die Strassen Berlins schon deutliche Spuren der Britischen Luftoffensive, doch Göring ist immer noch Göring – und er freut sich, dass er es ist. – Und dann das allzu beliebte Schlagwort: 1'000 für eine! Auch ein blendender Reinfeld; denn heute ist die deutsche Luftwaffe zufrieden, wenn sie die Insel überhaupt noch einmal überfliegen kann, ohne dabei durch die Abwehr schwere Verluste und blutige Köpfe erleiden zu müssen. Wohl kann der Luftmarschall der Nazis noch immer eine horrende Dividende – er ist eben ein gerissener Kriegsgewinnler und Geschäftsmann – aus seinen Rüstungswerken ziehen, doch der Traum von der uneingeschränkten, immer zunehmenden Luftüberlegenheit seiner Fliegerarmada geht dem Ende immer mehr entgegen. Es wird ein böses Erwachen geben.

Denn Winston S. Churchill sagte: Wenn es sein muss, bringen unsere tapferen Bombenflieger Tod und Verderben über Nazi-Deutschland!! Wir wünschen es nicht, haben es nie gewollt, doch der Tod vieler tausender hingemordeter Menschen in Rotterdam, Belgrad und nicht zuletzt in Frankreich, Norwegen und Polen, das Blut vieler freiheitsliebender Brüder in dem durch Gestapo-Terror niedergehaltenen Europa darf nicht ungestraft bleiben.

„Vergeltung wird kommen – so oder so, Herr Göring“

Margarete Sommer

Bericht über die ‚Abwanderung‘ der Juden

Margarete Sommer übernahm im September 1941 die Geschäftsführung des Hilfswerkes beim Bischöflichen Ordinariat Berlin. Die Verantwortung für diese Einrichtung lag bei Dompropst Bernhard Lichtenberg, nach dessen Verhaftung am 23. Oktober 1941 bei Bischof Konrad Graf von Preysing. Das Hilfswerk betreute und unterstützte Hunderte rassistisch Verfolgter, vor allem Katholiken jüdischer Herkunft, bei der Auswanderung. Später versorgte es sie mit Lebensmitteln, Kleidern und Geld. Es konnte auch Menschen einige Zeit oder ganz vor der Deportation bewahren. Im Februar 1942 schilderte Margarete Sommer in einem

Bericht an die deutschen Bischöfe ausführlich die Deportationen und die Lage der

Verschleppten im besetzten Osteuropa:

Insgesamt sind bereits abtransportiert nach dem Osten		ca. 50 000 Personen
(darin sind nicht enthalten die Zahlen derer, die aus Südwestdeutschland nach Südfrankreich und aus Stettin nach Lublin gebracht worden sind).		
Davon wurden abtransportiert aus Wien		18 000 Personen
(es leben danach noch in Wien 38-40 000, davon sind katholisch rund 4'000)		
Berlin	in 10 Transporten	10 200 Personen
Hamburg	in 4 Transporten	4 000 Personen
(darin enthalten die Juden aus Schleswig-Holstein, Bremen, Emden)		
Köln	in 3 Transporten	3 050 Personen
Düsseldorf mit anderen Rheinlandstädten und Essen		3 200 Personen
Frankfurt/M.	in 3 Transporten	3 120 Personen
Dortmund		1 000 Personen
Münster mit Bielefeld usw.		1 020 Personen
Hannover		1 000 Personen
München mit Augsburg		1 000 Personen
Nürnberg mit anderen Städten des nördlichen Bayern		1 050 Personen
Württemberg		1 000 Personen
Sachsen		800 Personen

Zielorte: Nur die Oktobertransporte gingen nach Litzmannstadt. Seit November wird nach Riga, Kowno, Minsk transportiert. Nachrichten von abtransportierten Juden sind nur aus Litzmannstadt eingetroffen. Auch Geldsendungen nach dort wurden bestätigt. Sendungen von Sachen (Wäsche, Kleidung, Werkzeug, Lebensmittel) waren nicht gestattet.

Aber auch mit L[it]zmannstadt hat seit Januar jede Verbindung aufgehört. Postsachen kommen alle zurück mit Vermerk, dass «in dieser Strasse zur Zeit keine Postbestellung [!] stattfinden» könne. Allgemein wird angenommen, dass im Ghetto Flecktyphus ausgebrochen ist. Die Geldsendungen aber kommen nicht zurück.

Kurze Mitteilungen aus solchen Berichten: Unterbringung in ungeheizten Räumen. Zwischen 32 und 80 Menschen in einem Raum. Z.B. in einem Raum von nur 20 qm Grundfläche 32 Menschen. Jeden Abend in diesem Raume ^erst eine Schlägerei um die Liegeplätze am Boden, man liegt auf blosser Erde.

Verpflegung: etwa 200 Gramm Brot pro Tag (d.h. etwa 4 schmale Scheiben), dazu einmal bis zweimal eine Wassersuppe mittags oder abends. Waschen nur möglich im Freien am Brunnen. Kälte unsagbar. Eine Familie, gebildet und von wirklicher Lebenskultur, schrieb, dass sie ca. 4 Wochen nach dem Abtransport «noch nicht einmal aus den Kleidern» gekommen sei, die sie in Berlin zur Abreise angezogen.

Keine Kanalisation, keine Wasserleitung. Grösste Seuchengefahr. Sterbeziffer wurde in den ersten Wochen mit 35 pro Tag, im Januar von einem Herrn, der aus Litzmannstadt kam, mit 200 pro Tag angegeben.

Mitteilungen aus Riga und Minsk wurden nur ganz gelegentlich (aus Minsk, soweit bekannt geworden, nur zweimal) von Urlaubern heimlich gebracht. Inhalt nicht näher bekannt.

Aus Kowno von Abtransportierten noch nie ein Wort erfahren. Bis jetzt keine Stelle in Deutschland. Dagegen Mitteilungen von einem aus Kaunas (Kowno) stammenden Akademiker, Arier, Litauer, der vor wenigen Wochen wieder nach Berlin zurückgekehrt ist und aus K[owno] kam:

Nicht nur die Juden der sehr grossen Kownoer jüdischen Gemeinde sind zu Zehntausenden erschossen worden, sondern auch die aus Deutschland dorthin transportierten. Mit Sicherheit bejahte er die wiederholte Frage, ob bestimmt der aus Berlin nach K[owno] gegangene Transport erschossen worden sei. Er erhielt folgenden Bericht über diese Erschiessung von einem Menschen, der sich selbst an dieser Erschiessung beteiligt hat und diese Exekution voller Zustimmung schilderte: Die aus Deutschland] kommenden Juden mussten sich völlig entkleiden (es seien 18 Grad Kälte gewesen), dann in vorher von russischen Kriegsgefangenen, ausgehobene «Gruben» steigen. Darauf wurden sie mit Maschinengewehren erschossen; Granaten wurden hinterdrein geschleudert. Ohne Kontrolle, ob alle tot waren, ertönte das Kommando, die Gruben zuzuschütten.

Sowohl die litauischen wie die deutschen Nichtarier, Christen wie Ju-

den, sterben ruhig und gefasst. Sie sollen laut gemeinschaftlich gebetet haben und Psalmen singend in den Tod gegangen sein.

Ein aus der Tschechei kommender Transport ist ebenfalls erschossen worden. Die Angehörigen des Exekutionskommandos seien erstaunt gewesen, dass sehr viele von diesen Tschechen Rosenkränze um den Hals geschlungen trugen und andere Abzeichen, die sie als Katholiken erkennen liessen. Es sei dann bekannt geworden, dass es sich bei diesem tschechischen Transport überhaupt nicht um Rassejuden gehandelt habe. Diese Gruppe Tschechen hätte erbittert um ihr Leben gekämpft. Es sei zu wildem Handgemenge zwischen den Opfern und ihren Henkern gekommen und zwei der SS angehörende Exekutionsmänner seien von ihren Opfern mit in die Grube gerissen worden, wo sie von den Verzweifelten noch im Sterben erwürgt worden seien. Die Kehle sei ihnen durchbissen worden.

Das Exekutionskommando setzte sich zusammen aus Mitgliedern der SS, des Sicherheitsdienstes und aus ansässigen Litauern. Deutsche Soldaten seien an den Erschiessungen von Kowno nicht beteiligt gewesen. Alle werden in litauische Uniformen gekleidet. Die Erschiessungsszenen seien teilweise sogar gefilmt worden. Diese Filme sollen beweisen, dass nicht die Deutschen, sondern die Litauer die Juden erschossen hätten.

John Sieg

Offene Briefe an die Ostfront

Die Berliner Gruppe um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack sammelte systematisch Informationen über die NS-Gewaltverbrechen. Im Sommer 1942 wurden diese Informationen von dem früheren Journalisten John Sieg in einem Flugblatt zusammengefasst, das an einen sorgfältig ausgewählten Empfängerkreis versandt wurde. John Sieg wurde wie viele andere Angehörige der «Roten Kapelle» im Herbst 1942 verhaftet und beging im Berliner Gestapo-Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 Selbstmord.

OFFENE BRIEFE AN DIE OSTFRONT, 8. FOLGE:

An einen Polizeihauptmann!

Sie sind im Osten Hauptmann geworden, wie ich hörte. Haben Sie am Ende in Ihrem Polizeiverband, der die Partisanen bekämpft, sich irgendwie hervorgetan? Ich kann es nicht glauben! Sie gehören doch wirklich nicht zu jenen brutalen-robusten Polizeibütteln, denen, ohne alle Überlegung und Menschlichkeit, die Fragen von Politik und Moral sich primitiv auflösen in Gepolter und Prügel. Sie haben immer die widerwärtigen Kreaturen verachtet und gehasst, die ihre Gemeinheiten mit grinsender Charakterlosigkeit und Zynismus begleiten. Würde ich Ihnen sonst schreiben, wenn ich nicht annähme, dass Sie die Fähigkeit und den Mut nicht verloren haben, dem Zwang des Gewissens zu folgen, wo es in Konflikt gerät mit einer so offensichtlich bestialischen «Pflicht», wie es der befohlene Meuchelmord an der Sowjetbevölkerung ist?! Im Staatskrankenhaus in ... habe ich neulich einige Kameraden von der Polizei besucht, die aus dem Osten eingeliefert worden sind, wegen Nervenzusammenbruchs, alle. Sie kennen ja die Krankenhausatmosphäre, diese Ruhe besonderer Art; man hatte zudem den Raum mit Blumen belebt, die Kranken durften Musik hören, und zu diesen lächerlich einfachen Requisiten der Gemütsheilung gesellten sich, romanhaft geradezu, ein paar Sonnenstrahlen. Übrigens gibt es dort eine Abteilung, von der mir die Kameraden mit beinahe scheuer Erleichterung berichteten, dort lägen die noch schlimmeren Nervenzusammenbrüche; kraftstrotzende Revierbeamte von früher bewegen sich fortgesetzt nur hopsend weiter, wie Känguruhs, wissen Sie, und andere wiederum kriechen auf allen Vieren, schütteln dabei bedächtig den Kopf, das Haar fällt ihnen zerzaust ins Gesicht, und ihr Blick ist, wiederholte jemand beschwörend, «wie bei einem Bernhardinerhund». Ich habe von den Kameraden viel Entsetzliches erfahren, die Ruhe im Zimmer war trügerisch, die Furien wüteten darin. Flüsternd, mit aufgerissenen Augen, die von mir ein Wort erlösender Rechtfertigung erhofften, erzählte man mir von Massenerschießungen der Zivilbevölkerung in Russland, von ausgesuchten Grausamkeiten, von Blut und Tränen ohne Mass, dem ultimativen Charakter der viehischen SS-Befehle, der unfassbaren Gleichmut hilfloser Opfer, ja, und natürlich vieles vom Kampf der Partisanen, was mich politisch und

taktisch ungemein interessierte. Selbstverständlich habe ich keinem der Kranken ein Wort der Tröstung gesagt, das ihnen eine Hilfe gewesen wäre in den grauengepeinigten Dämmerstunden ihrer Abende, umso eifriger enthüllten sie ihre Taten. Soll ausgerechnet ich die Geister der Erschlagenen bannen, soll ich jemandem, der nachträglich, wenn auch qualzerrüttet, gesteht, er habe, sozusagen als Tagespensum, auf Befehl monatelang Morgen für Morgen bis zu 50 Menschen erschossen, eine Art Absolution erteilen? Eine dieser trotzdem bedauerlichen Hinrichtungscreaturen wird – das wird Sie als Kriminalisten interessieren – das Bild einer kleinen, schmutzigen, aus Lumpen gefertigten Puppe nicht los, ausserdem, fügte er in verworrener Hast hinzu, sei ihm ein Finger steif geworden, infolge einer bösen Bisswunde. Entschuldigen Sie, wenn ich diesen Einzelfall wiedergebe, denn natürlich geht er heute mit einer nachgerade traurigen Alltäglichkeit unter in den hunderttausenden Fällen der Terrorpraxis durch die Organe der derzeitigen Machthaber, allein nur die Fälle in Deutschland selbst gerechnet. Wissen Sie noch, wieviel Grauenhaftes Sie mir gleich 1933 erzählten, Bestialitäten ohne Zahl aus den Kellern der SA- und SS-Terrorlokale, den Zellen und Kammern der Gestapo, dem verfluchten Moor und den anderen KZ-Höllen? Und auch Sie, wie entsetzt Sie damals waren, und dabei kannten Sie aus der Geschichte der Terrorliteratur, die Ihr Beruf Ihnen nahelegte, all die ausgeklügelten Blutrünstigkeiten einer untergehenden Klasse, der Reaktion, gewissermassen schon a priori. Doch zurück zu unserem «Einzelfall»: Dieser Kamerad musste, nach seiner Erzählung, die Erschiessungen mit dem Revolver vornehmen. Die Opfer hatten hinzuknieen, er ging dann in ihrem Rücken die Reihen entlang und knallte, ganz nah, seine Schüsse in ihren Hinterkopf. Meine Fragen nach dem Blutrिंग der Schusswunden, der Art des Zusammensackens der Körper usw., beantwortete er mit der Sachlichkeit eines Anatomen, nein, dem Stumpfsinn eines Schlächters, ohne dass ihm, wie von mir beabsichtigt, grässliche Einzelheiten seiner Rolle, geschweige denn das klar wurde, was seine Auftraggeber «Nationalsozialismus» nennen. Aber einmal war's dann doch zu Ende mit seinen Nerven: Eine junge Frau, eine Bäuerin, mit ihren drei Kindern habe er zu erledigen gehabt. «Weswegen?» Er zuckte mit den Schultern: «War Befehl.» Die Frau hielt einen Säugling im Arm, es war bitter kalt, und sie versuchte, nutzlos für die 2 Minuten, die ihr Leben noch dauern

würde, das weinende Kind mit kümmerlichen Fetzen warm einzuhüllen. Mit einer hilflosen Gebärde der Entschuldigung habe sie klargemacht, mehr besäße sie nicht, man habe ihr alles geraubt. Rechts neben der Frau kniete ihr sechsjähriges Söhnchen, links ein etwa zwei Jahre altes Mädel, das noch in letzter Minute, ehe es ans Hinknien ging, zurücktapelte, um ihre Puppe zu holen. Nun ja – «Puppe auch mit.» Wie gesagt, es war ein lächerliches, armseliges Stück Puppe aus Lumpen. Die setzte die Kleine, nachdem sie in unbeholfener Kinderart selbst niedergekniet war, umständlich, wie das so ist, ebenfalls in knieende Stellung neben sich in den Schnee. «Wen haben Sie denn zuerst erschossen, die Mutter oder den Säugling?» wollte ich wissen. «Den Säugling überhaupt nicht.» – «Ah, Sie haben ihn also verschont, ihn später vielleicht woanders hingegen?» Er verneinte, es seien immer mehr Gehorsamsverweigerungen bei der Polizei vorgekommen, bei dieser von ihm durchgeführten Sache habe nun gar ein SS-Mann lauernd im Hintergrund gestanden, ja, und plötzlich sei der sechsjährige Junge aufgesprungen, dem Schützen entgegen. Nach der Erzählung muss zwischen dem angegriffenen Beamten und dem Kind ein regelrechter erbitterter Kampf stattgefunden haben, nur für Sekunden natürlich, der Biss in den steifgewordenen Finger rührt daher, und es waren zwei Schüsse nötig, weil der erste fehl ging, in das eine Auge des Jungen, das sich in tiefenden Matsch verwandelte. Die Kleine dagegen verhielt sich ganz still und fiel lautlos neben der Puppe zusammen. Übrigens ist von der belanglosen Puppe nichts weiter zu sagen, als dass sie zum «Tick» unseres Mörders wurde. Gerade die Puppe, bedeuteten mir die anderen Kameraden, die als Letztes und Allerhilflosestes übriggeblieben wäre, gerade das sei nun seine «Krankheit», und er werde wohl bald nach «unten» gehen müssen zu den «Känguruhs» und den «Bernhardinerhunden». Sagen Sie mir, Hauptmann, worin liegt der Unterschied zwischen Mördern aus Degeneriertheit, aus Pflicht, aus Feigheit? Jedenfalls habe ich diese ganze Geschichte nur wegen der absurden Einzelheit mit der Puppe behalten, denn sonst, gibt es denn sonst in aller Welt ein Gedächtnis, einen Menschen, ein Buch, überhaupt irgendeine Möglichkeit des Erinnerns, des Festhaltens aller gegen die Sowjetbevölkerung verübten Greuel!?

Ihre fachlichen Kalkulationen zugegeben, dass wir jährlich einen so und so hohen Neuzugang krimineller Naturen haben, die «normalerwei-

se» wegen Mord, Brandstiftung, Raub und Notzucht die Polizei und die Gerichte beschäftigen, auch darin sollen Sie recht haben, dass diese Elemente seit 1933, belohnt und befördert, ihren Blutausch legal austoben können im Dschungel der Gestapo und SS ... Das Furchtbare ist nur dies, dass Hitler es fertiggebracht hat, eine unzählbare Menge an sich rechtschaffener Menschen zu besudelten Komplizen seiner Verbrechen zu machen! Wissen Sie noch – Sie waren damals Leutnant – da haben Sie einmal davon geträumt, sich im entscheidenden Augenblick auf die Seite des Volkes zu stellen, ohne Kompromisse. Erinnern Sie sich der Erregung auf allen Polizeirevieren anlässlich des Staatsstreiches, den im Voraus der Finsterling Papen für Hitler machte. Wie damals die Tausende und Abertausende aufrechte Polizeibeamten, den Zeigefinger am Drücker ihrer Waffe, fieberten und die Parole der Preussenregierung, der Gewerkschaften und ihrer Sozialdemokratischen Partei erwarteten, mit den Massen auf die Strassen zu strömen – eine Parole, die nie kam und deren Unterlassen zum offenen Tor wurde in dieses Inferno von heute?! Und nun also stehen auch Sie im Osten, im Kampf gegen die sozialistischen Partisanen Russlands? Darf ich Sie erinnern an Ihren früheren Pazifismus, den ich nie teilte, weil es nicht nur ungerechte Kriege gibt, die dem Raube dienen, sondern auch gerechte zur Verteidigung der Freiheit und Menschlichkeit. Sie aber dachten damals vornehmlich an das Leid der kriegsüberzogenen Lande, und Sie zitierten mir den grossen Scharnhorst: «Ohne Schwierigkeit ertrage ich die Gefahr, aber der Anblick der unschuldigen jammernden Menschheit im Blute neben mir, das Feuer der brennenden Dörfer, von Menschen zum Vergnügen angelegt, die übrigen Greuel der allgemeinen Verwüstung bringen mich in Wut. Gott, was ist das für ein Leben! Alles beim Militär ist Verrohung!» Diesen Satz gebe ich Ihnen heute zurück, Hauptmann. Passt er nicht Wort für Wort zu Ihrer hitlergewollten Umgebung und Tätigkeit im Osten?

Stefan Hampel

Augenzeuge des Massenmords

Stefan Hampel wurde 1940 zur Wehrmacht eingezogen. 1942 war er Augenzeuge von Massenerschiessungen durch die Einsatzgruppe. Unter dem Eindruck dieser Verbrechen desertierte er wenig später. Hampel schloss sich einer polnischen Widerstandsgruppe in Litauen an und beteiligte sich hier an der Hilfe für Verfolgte. 1943 sollte er von Litauen aus Informationen über die Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung in die Schweiz bringen, wurde verhaftet und im August 1943 zum Tode verurteilt. Seinem Gnadengesuch wurde stattgegeben; Stefan Hampel konnte das Kriegsende überleben. Über seine Motive zur Desertion sagte er im Mai 1943 aus:

Im Mai 1942 hatte ich von meiner Truppe einen Urlaub nach Grodno, Lida und Wilna erhalten zwecks Nachforschung nach dem Verbleib meiner Mutter und zur Klärung meiner Vermögenslage. Meine Mutter, zuletzt wohnhaft in Grodno, Bahnhofstr. 52 im eigenen Haus, ist nach Aussage aller Miteinwohner und sonstiger Bekannten während der Bolschewistenzeit spurlos verschwunden, wahrscheinlich verschleppt. Die Wohnung sei dann von bolschewistischen Offizieren als Quartier benutzt und später aufgelöst worden. Ich veranlasste jedoch eine polizeiliche Haussuchung und fand dann bei den Hausbewohnern noch verschiedene Gegenstände, welche meiner Mutter gehörten, darunter einen Pelz, welchen ich später für 2'000 RM verkaufte. Ausserdem ist noch meine Tante (eine Schwester meiner Mutter) und ein Onkel (Bruder meiner Mutter, ehemaliger zaristischer Oberst) von den Bolschewisten verschleppt. Die verschleppte Tante namens Sopozka, zuletzt wohnhaft Stary-Dwor b/Wassiliski Krs. Lida, hinterliess vor ihrem Abtransport für mich verschiedene Wertpapiere darunter 1'400 polnische Zloty, die allerdings bereits verfallen waren. – Auf diesem Urlaub hatte ich auch das Erlebnis, welches dann den mittelbaren Anlass zu meiner Tat gab. Voriges Jahr im Mai wurde in Weissrussland eine Aktion durchgeführt, wobei durch ein Mordkommando (wie sich die Angehörigen dieses Kommandos selbst benannten) bestehend aus Polizei und S.S. alle dort

lebenden Juden abgemordet wurden. Um den ungeheuren seelischen Eindruck, den dieses Erlebnis bei mir hinterliess verständlich zu machen, möchte ich hier kurz schildern, wie diese Aktion vor sich ging. Am Vormittag traf das Kommando auf Lastwagen und Krafträdern in Wassiliski ein, bereits aus einer anderen Stadt kommend; wo sie am frühen Morgen bereits alle dort lebenden Juden abgeschossen hatten. In Wassiliski war das Ghetto bereits seit einigen Tagen hermetisch gesperrt und auf einem freien Platz ein Riesengrab geschaufelt. Im Ghetto wurden nun alle Juden auf der Hauptstrasse zusammengetrieben, wo sie sich in Kolonnen familienweise niederknien mussten. Dann wurden sie durch einen dichten Kordon Polizisten bis kurz vor das Massengrab gejagt. Wer nicht schnell genug wollte, besonders alte Frauen und Kinder, wurde bereits auf diesem Wege abgeschossen. Die Strasse war nachher übersät mit diesen Leichen. Vor dem Massengrab angekommen, mussten sich die 2'000 Juden dann auf den Bauch legen, familienweise mussten sie dann aufstehen und passierten dann eine Kommission bestehend aus Herren der Zivilverwaltung, welche ihnen Geld, Schmuckstücke usw. abnahm, und sie dann mit der Lederpeitsche weiterjagte. Dann mussten sie sich bis auf das Hemd entkleiden und in das Grab hineinsteigen. Besonders entsetzlich wirkte es auf mich, weil das alles schweigend vor sich ging. Die Juden waren so benommen, dass sie schweigend, sich fest umschlungen haltend ins Grab stiegen, manche Kinder lachend wie im Spiel, sie begriffen nicht, worum es ging, bis sie auch mit einem Fusstritt hinabbefördert wurden. Viele Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust. Ein Polizist des Mordkommandos erlitt, obwohl er doch solche Bilder schon gewöhnt sein musste, einen Nervenzusammenbruch und wurde schreiend fortgeschafft. Dieses Erlebnis machte auf mich einen besonders tiefen Eindruck, weil ich immer daran denken musste, was die Russen mit den Angehörigen deutscher Soldaten machen werden, wenn sie erfahren, was wir mit ihren Staatsangehörigen gemacht haben. Zwar bin ich als Deutscher und Ehrenzeichenträger der Hitlerjugend überzeugt, dass das Judenproblem irgendwie gelöst werden muss, aber diese Form der Ausrottung traf mich aus obigem Grunde besonders hart. Monatelang noch stand ich unter dem Bann des Erlebten. Als ich einige Wochen später von meiner Truppe dem Felders. Battl. 78./IV. einen 2tägigen Sonderurlaub erhielt, begab ich mich nach Grod-

no zu meinem mütterlichen Haus, um noch einmal an der Stätte zu weilen, an der meine von mir sehr geliebte Mutter zuletzt vor ihrem Verschwinden gelebt hatte. Am Tage vor Urlaubsantritt hatte ich noch eine kameradschaftliche Aussprache über alles, was mich bedrückte, mit dem Kompanieführer meiner Kompanie. Er konnte mir eines nur sagen, dass mit solchen Dingen jeder mit sich selbst fertig werden muss. Als ich dann in Grodno war, überfiel mich wieder mit aller Macht die Sorge und Angst um meine Mutter, die Erinnerung an das schreckliche Erlebnis in Weissrussland, und die Scham, dass wir, das kulturellste Volk der Welt und eine so ehrenvolle Armee, wie die Deutsche es doch ist, so entsetzliche Mittel anwenden müssen, um ein politisches Problem zu lösen. Ganz verwirrt und innerlich gebrochen entschloss ich mich, vorläufig nicht zur Truppe zurückzukehren. Ich vernichtete die Uniform, verkaufte den Pelz meiner Mutter in einem Grodnoer Kommissionsgeschäft für 2'000 MK. und hielt mich nun von meinem Gelde lebend im Ostgebiet auf. Den Bauern, bei denen ich übernachtete, gab ich mich als Deutscher auf Reisen aus und wurde immer von , ihnen beherbergt, einen festen Wohnsitz nahm ich mir nicht, weil ich fürchtete von den Überwachungsbehörden festgenommen zu werden.

Kurt Gerstein

In der SS

Kurt Gerstein, Anhänger der «Bekennenden Kirche», wurde mehrfach verhaftet. 1940 ging er in die SS, um Informationen über die Ermordung der Geisteskranken zu sammeln. In den folgenden Jahren wurde er zu einem der am besten informierten Menschen über den Massenmord an den Juden Europas. Mehrfach konnte er Geistliche und Diplomaten über die nationalsozialistischen Verbrechen unterrichten. Kurz bevor Gerstein in französischer Haft unter ungeklärten Umständen ums Leben kam, verfasste er einen Bericht über seine Motive und Handlungen:

Am 14. Juli 1938 erfolgte meine zweite Verhaftung und Einlieferung in das Konzentrationslager Welzheim wegen staatsfeindlicher Betätigung.

Ich wurde vorher häufig von der Gestapo verwarnt und verhört und bin mit einem Redeverbot für das ganze Reichsgebiet belegt worden.

Als ich von der beginnenden Umbringung der Geisteskranken in Grafeneck und Hadamar und andernorts hörte, beschloss ich auf jeden Fall den Versuch zu machen, in diese Öfen und Kammern hineinzuschauen, um zu wissen, was dort geschieht. Dies umso mehr, als eine angeheiratete Schwägerin – Bertha Ebeling – in Hadamar zwangsgetötet wurde. Mit zwei Referenzen der Gestapobeamten, die meine Sachen bearbeiteten, gelang es mir unschwer, in die SS einzutreten. Die Herren waren der Ansicht, dass mein Idealismus, den sie wohl bewunderten, der Nazi-Sache zugutekommen müsste. Am 10. März 1941 trat ich in die SS ein. Ich erhielt meine Grundausbildung in Hamburg-Langenhorn, in Arnheim-Holland und in Oranienburg. In Holland nahm ich sofort die Fühlung mit der holländischen Widerstandsbewegung auf (Diplomingenieur Ubink, Doesburg). Wegen meines Doppelstudiums wurde ich bald in den technisch-ärztlichen Dienst übernommen und dem SS-Führungshauptamt, Amtsgruppe D-Sanitätswesen der Waffen-SS, Abteilung Hygiene, zugeteilt. Die Ausbildung machte ich mit einem Ärzte-Kursus von 40 Ärzten. – Beim Hygiene-Dienst konnte ich mir meine Tätigkeit selbst bestimmen. Ich konstruierte fahrbare und ortsfeste Desinfektionsanlagen für die Truppe, für Gefangenenlager und Konzentrationslager. Hiermit hatte ich unverdientermassen grosse Erfolge und wurde von da ab für eine Art technisches Genie gehalten. In der Tat gelang es wenigstens, die schreckliche Fleckfieberwelle von 1941 in den Lagern einigermassen einzudämmen. Wegen meiner Erfolge wurde ich bald Leutnant und Oberleutnant. – Weihnachten 1941 erhielt das Gericht, das meinen Ausschluss aus der NSDAP verfügt hatte, Kenntnis von meinem Eintritt in die SS an führender Stelle. Es folgte ein starkes Kesseltreiben gegen mich. Aber wegen meiner grossen Erfolge und wegen meiner Persönlichkeit wurde ich von meiner Dienststelle geschützt und gehalten. Im Januar 1942 wurde ich Abteilungsleiter der Abteilung Gesundheitstechnik und gleichzeitig in Doppelstellung für den gleichen Sektor vom Reichsarzt SS und Polizei übernommen. Ich übernahm in dieser Eigenschaft den ganzen technischen Desinfektionsdienst einschliesslich der Desinfektion mit hochgiftigen Gasen.

In dieser Eigenschaft erhielt ich am 8. Juni 1942 Besuch von dem mir bis dahin unbekanntem SS-Sturmchef *Günther* vom Reichssicher-

heitshauptamt, Berlin W, Kurfürstenstrasse. Günther kam in Zivil. Er gab mir den Auftrag, sofort für einen äusserst geheimen Reichs-Auftrag 100 kg Blausäure zu beschaffen und mit dieser mit einem Auto zu einem unbekanntem Ort zu fahren, der nur dem Fahrer des Wagens bekannt sei. Wir fuhren alsdann einige Wochen später nach Prag. Ich konnte mir ungefähr die Art des Auftrages denken, übernahm ihn aber, weil mir hier durch Zufall sich eine von mir seit Langem ersehnte Gelegenheit ergab, in diese Dinge hineinzuschauen. Auch war ich als Sachverständiger für Blausäure so autoritär und kompetent, dass es mir auf jeden Fall ein Leichtes sein musste, die Blausäure unter irgendeinem Vorwand als untauglich – weil zersetzt oder dergl. – zu bezeichnen und ihre Anwendung für den eigentlichen Tötungszweck zu verhindern. Mit uns fuhr noch – mehr zufällig – der Professor Dr. med. Pfannenstiel, SS-Obersturmbannführer, Ordinarius der Hygiene an der Universität Marburg-Lahn. Wir fuhren alsdann mit dem Wagen nach Lublin, wo uns der SS-Gruppenführer Globocnik erwartete. In der Fabrik in Collin hatte ich absichtlich durchblicken lassen, dass die Säure für die Tötung von Menschen bestimmt sei. Prompt erschien dann auch nachmittags ein Mensch, der sich sehr stark für das Fahrzeug interessierte und, als er bemerkt wurde, in rasender Fahrt floh. Globocnik sagte: Diese ganze Angelegenheit ist eine der geheimsten Sachen, die es zurzeit überhaupt gibt, man kann sagen die geheimste. Wer darüber spricht, wird auf der Stelle erschossen.

Erst gestern seien zwei Schwätzer erschossen worden. – Dann erklärte er uns: Im Augenblick – das war am 17. August 1942 – haben wir drei Anstalten in Betrieb, nämlich:

1. Belcec, an der Chaussee und Bahnstrecke Lublin-Lemberg an der Schnittlinie mit der Demarkationslinie mit Russland. Höchstleistung pro Tag 15'000 Personen. .
2. Sobibor. Auch in Polen, ich weiss nicht genau wo. 20'000 Personen Höchstleistung pro Tag.
3. Treblinka, 120 km nordnordöstlich von Warschau. Höchstleistung 25'000 Personen pro Tag.
4. -Damals in Vorbereitung – Maidanek bei Lublin.

Belcec, Treblinka und Maidanek habe ich persönlich eingehend mit dem Leiter dieser Anstalten, dem Polizeihauptmann Wirth, zusammen besichtigt.

Globocnik wendete sich ausschliesslich an mich und sagte: Es ist Ihre Aufgabe, insbesondere die Desinfektion des sehr umfangreichen Textilgutes durchzuführen. Die ganze Spinnstoffsammlung ist doch nur durchgeführt worden, um die Herkunft des Bekleidungsmaterials für die Ostarbeiter usw. zu erklären und als ein Ergebnis des Opfers des Deutschen Volkes darzustellen. In Wirklichkeit ist das Aufkommen unserer Anstalten das 10-20fache der ganzen Spinnstoffsammlung [...]

Am anderen Tage fuhren wir nach Belcec. Ein kleiner Spezialbahnhof war zu diesem Zweck an einem Hügel hart nördlich der Chaussee Lublin-Lemberg im linken Winkel der Demarkationslinie geschaffen worden. Südlich der Chaussee einige Häuser mit der Inschrift «Sonderkommando Belcec der Waffen-SS». Da der eigentliche Chef der gesamten Tötungsanlagen, der Polizeihauptmann Wirth, noch nicht da war, stellte Globocnik mich dem SS-Hauptsturmführer Obermeyer (aus Pirmasens) vor. Dieser liess mich an jenem Nachmittag nur das sehen, was er mir eben zeigen musste. Ich sah an diesem Tage keine Toten, nur der Geruch der ganzen Gegend im heissen August war pestilenzartig, und Millionen von Fliegen waren überall zugegen. – Dicht bei dem kleinen 2-gleisigen Bahnhof war eine grosse Baracke, die sogenannte Garderobe, mit einem grossen Wertsachen-Schalter. Dann folgte ein Zimmer mit etwa 100 Stühlen, der Friseurraum. Dann eine kleine Allee im Freien unter Birken, rechts und links von doppeltem Stacheldraht umsäumt, mit Inschriften: Zu den Inhalier- und Baderäumen! –

Vor uns eine Art Badehaus, rechts und links davor grosse Betontöpfe mit Geranien, dann ein Treppchen, und dann rechts und links je 3 Räume 5x5 Meter, 1,90m hoch, mit Holztüren wie Garagen. An der Rückwand, in der Dunkelheit nicht recht sichtbar, grosse hölzerne Rampentüren. Auf dem Dach als «sinniger kleiner Scherz» der Davidstern – Vor dem Bauwerk eine Inschrift: Hecken-Holt-Stiftung! – Mehr habe ich an jenem Nachmittag nicht sehen können. – Am anderen Morgen um kurz vor sieben Uhr kündigt man mir an: In zehn Minuten kommt der erste Transport! – Tatsächlich kam nach einigen Minuten der erste Zug von Lemberg aus an. 45 Waggons mit 6'700 Menschen, von denen 1'450 schon tot waren bei ihrer Ankunft. Hinter den vergitterten Luken schauten, entsetzlich bleich und ängstlich, Kinder durch, die Augen voll Todesangst,

ferner Männer und Frauen. Der Zug fährt ein: 200 Ukrainer reissen die Türen auf und peitschen die Leute mit ihren Lederpeitschen aus den Waggons heraus. Ein grosser Lautsprecher gibt die weiteren Anweisungen: Sich ganz ausziehen, auch Prothesen, Brillen usw. Die Wertsachen am Schalter abgeben, ohne Bons oder Quittung. Die Schuhe sorgfältig zusammenbinden (wegen der Spinnstoffsammlung), denn in dem Haufen von reichlich 25 Meter Höhe hätte sonst niemand die zugehörigen Schuhe wieder zusammenfinden können. Dann die Frauen und jungen Mädchen zum Friseur, der mit zwei, drei Scherenschlägen die ganzen Haare abschneidet und sie in Kartoffelsäcken verschwinden lässt. Das ist für irgendwelche Spezialzwecke für die U-Boote bestimmt, für Dichtungen oder dergleichen! – sagt mir der SS-Unterscharführer, der dort Dienst tut. – Dann setzt sich der Zug der Menschen in Bewegung. Vorab ein bildhübsches junges Mädchen, so gehen sie die Allee entlang, alle nackt, Männer, Frauen, Kinder, ohne Prothesen. Ich selbst stehe mit dem Hauptmann Wirth oben auf der Rampe zwischen den Kammern. Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, sie kommen herauf, zögern, treten ein in die Todeskammern! – An der Ecke steht ein starker SS-Mann, der mit pastoraler Stimme zu den Armen sagt: Es passiert euch nicht das geringste! Ihr müsst nur in den Kammern tief Atem holen, das weitet die Lungen, diese Inhalation ist notwendig wegen der Krankheiten und Seuchen. Auf die Frage, was mit ihnen geschehen würde, antwortet er: Ja natürlich, die Männer müssen arbeiten, Häuser und Chausseen bauen, aber die Frauen brauchen nicht zu arbeiten. Nur wenn sie wollen, können sie im Haushalt oder in der Küche mithelfen. – Für einige von diesen Armen ein kleiner Hoffnungsschimmer, der ausreicht, dass sie ohne Widerstand die paar Schritte zu den Kammern gehen – die Mehrzahl weiss Bescheid, der Geruch kündigt ihnen ihr Los! – So steigen sie die kleine Treppe herauf – und dann sehen sie alles. Mütter mit Kindern an der Brust, kleine, nackte Kinder, Erwachsene, Männer und Frauen, alle nackt – sie zögern – aber sie treten in die Todeskammern, von den anderen hinter ihnen vorgetrieben oder von den Lederpeitschen der SS getrieben. Die Mehrzahl, ohne ein Wort zu sagen. Eine Jüdin von etwa 40 Jahren mit flammenden Augen ruft das Blut, das hier vergossen wird, über die Mörder. Sie erhält 5 oder 6 Schläge mit der Reitpeitsche in's

Gesicht, vom Hauptmann Wirth persönlich, dann verschwindet auch sie in der Kammer. – Viele Menschen beten. Ich bete mit ihnen, ich drücke mich in eine Ecke und schreie laut zu meinem und ihrem Gott. Wie gern wäre ich mit ihnen in die Kammern gegangen, wie gern wäre ich ihren Tod mitgestorben. Sie hätten dann einen uniformierten SS-Offizier in ihren Kammern gefunden – die Sache wäre als Unglücksfall aufgefasst und behandelt worden und sang- und klanglos verschollen. Noch also darf ich nicht, ich muss noch zuvor künden, was ich hier erlebe! [...]

Am anderen Tage – den 19. August 1942 – fuhren wir mit dem Auto des Hauptmann Wirth nach Treblinka 120 km NNO von Warschau. Die Einrichtung war etwa dieselbe, nur viel grösser als in Belzec. 8 Gaskammern und wahre Gebirge von Koffern, Textilien und Wäsche. Zu unsern Ehren wurde im Gemeinschafts-Saal in typisch himmlerschem Altdeutschen Stil ein Bankett gegeben. Das Essen war einfach, aber es stand alles in jeder Menge zur Verfügung. Himmler hatte selbst angeordnet, dass die Männer dieser Kommandos soviel Fleisch, Butter und sonstiges erhielten, insbesondere Alkohol, wie sie wollten. Professor Pfannenstiel hielt eine Rede, in der er den Männern die Nützlichkeit ihrer Aufgabe und die Wichtigkeit ihrer grossen Mission klar machte. Zu mir selbst sprach er von «sehr humanen Methoden und von Schönheit der Arbeit!» Ich verbürge mich dafür, dass er dies Unglaubliche wirklich gesagt hat! – Den Mannschaften sagte er insbesondere: Wenn man diese Judenkörper sieht, dann wird einem erst recht klar, wie dankenswert eure Aufgabe ist.

Beim Abschied wurden uns noch mehrere Kilogramm Butter und viel Likör zum Mitnehmen angeboten. Ich hatte Mühe, glaubhaft zu machen, dass ich von meinem – angeblichen – Gut genug von alledem hätte, worauf Pfannenstiel beglückt auch noch meine Portionen einstrich. Wir fuhren dann mit dem Auto nach Warschau. Dort traf ich, als ich vergeblich ein Schlafwagenbett zu erhalten versuchte, im Zuge den Sekretär der Schwedischen Gesandtschaft in Berlin, Baron von Otter. Ich habe noch unter dem frischen Eindruck der entsetzlichen Erlebnisse diesem alles erzählt mit der Bitte, dies seiner Regierung und den Alliierten sofort zu berichten, da jeder Tag Verzögerung weiteren Tausenden und 10Tausenden das Leben kosten müsse. Er bat mich um eine Referenz, als welche ich ihm Herrn Generalsuperintendenten Dr. Otto Dibelius, Berlin,

Brüderweg 2, Lichterfelde West, angab, einen vertrauten Freund des Pfarrers Martin Niemöller und Mitglied der kirchlichen Widerstandsbe-
wegung gegen den Nazismus. Ich traf den Herrn v. Otter noch 2 mal in
der schwedischen Gesandtschaft. Er hatte inzwischen nach Stockholm
berichtet und teilte mir mit, dass dieser Bericht erheblichen Einfluss auf
die Schwedisch-Deutschen Beziehungen gehabt habe. Ich versuchte in
gleicher Sache dem Päpstlichen Nuntius in Berlin Bericht zu erstatten.
Dort wurde ich gefragt, ob ich Soldat sei. Daraufhin wurde jede weitere
Unterhaltung mit mir abgelehnt und ich zum Verlassen der Botschaft
Seiner Heiligkeit aufgefordert. Beim Verlassen der Päpstlichen Bot-
schaft wurde ich von einem Polizisten mit dem Rade verfolgt, der kurz
an mir vorbeifuhr, abstieg, mich dann aber völlig unbegreiflicher Weise
laufen liess. Ich habe dann alles dies hunderten von Persönlichkeiten be-
richtet, unter anderem dem Syndikus des katholischen Bischofs von Ber-
lin, Herrn Dr. Winter, mit der ausdrücklichen Bitte um Weitergabe an
den päpstlichen Stuhl. –

Max Benzler

Hitler ist Hunger und Tod

*Der Lehrling Max Benzler hörte 1942 ausländische Sender ab. Mit ei-
nem Arbeitskameraden diskutierte er deren Nachrichten und überlegte,
ob sich daraus Schlagworte als Wandparolen formulieren liessen. Ende
1942 wurde er von seinem Kollegen denunziert, nachdem er die Kaser-
nen der Waffen-SS in Berlin-Lichterfelde als «Lichterfelder Mordzen-
trale» bezeichnet hatte. Wegen seiner Jugend erhielt er lediglich eine
Haftstrafe von einem Jahr Gefängnis.*

Hitler ist Hunger und Tod, Sozialismus ist Frieden und
Brot. Je langsamer wir arbeiten, desto schneller haben
wir Frieden. Hitler kriegt Schläge im Osten, und Keile
in Afrika.

Wir müssen Hitler verjagen, dann ist der Frieden da.

Ilse Rewald

Berliner, die uns halfen

Ilse Rewald lebte zwischen Januar 1943 und Mai 1945 in der Illegalität in Berlin. 1975 berichtet sie über diese Zeit:

Am 11. Januar 1943, es ist ein Wintertag mit 20 Grad Kälte und schneidendem Ostwind, gehe ich zur Familie P., die ich persönlich überhaupt nicht kenne. Ich habe nur durch Freunde von ihrer grossen Menschlichkeit und steten Hilfsbereitschaft gehört. Der jüdische Vater, Arzt, war vor Kurzem gestorben. Die christliche Tochter und Mutter tun ihr Möglichstes, um sich der verfolgten Juden anzunehmen und ihre Not zu lindern. Ich bin schon so verzweifelt, dass ich es wage, ihnen meine Bitte um Obdach vorzutragen. Sie sagen mir, dass sie schon in grosser Gefahr schweben und nicht noch mehr Risiko auf sich nehmen können. Während ich weinend die Treppe hinuntergehe, werde ich von ihnen zurückgerufen. Sie haben es nicht verantworten können, mich der Gestapo zu überlassen und bieten mir an, vorläufig bei ihnen zu wohnen.

Von diesem Tag an tragen wir keinen Judenstern mehr, leben ohne polizeiliche Anmeldung und ohne Lebensmittelkarten. Unsere Wohnung mit allem Inventar, Möbel, Wäsche, Porzellan, haben wir im Stich gelassen. Ich möchte gern noch einmal in die Wohnung gehen, um einen Betsack und andere warme Sachen zu holen. Meine neuen Freunde sehen darin aber eine zu grosse Gefahr. Die Schergen der Gestapo sollen oft tagelang warten, weil sie annehmen, dass die «Untergetauchten» irgendetwas ihrer Sachen dringend brauchen und zurückkehren werden. Mein Mann und ich gehen von diesem Tag an auch nicht mehr zur Arbeit, denn auch von dort aus werden die neuen Transporte in die Konzentrationslager zusammengestellt.

Wir haben nun zwar ein Unterkommen gefunden, brauchen nicht mehr vor jedem Klingeln zu zittern, aber wir können keineswegs erwarten, dass unsere Gastgeber auch für unsere Ernährung sorgen. Die Rationen sind für alle Verbraucher so eingerichtet, dass sie gerade mit Müh und Not von einer Kartenperiode zur anderen reichen. Wir sind ausserdem überall auf der Strasse, in einem Kaufhaus, in der Untergrundbahn

gefährdet. Es könnte uns jemand als Juden erkennen und uns denunzieren, weil wir keinen Judenstern mehr tragen. Das neue Problem muss also gelöst werden, wir müssen Arbeit finden, um entweder als Entgelt dort zu essen oder uns auf dem schwarzen Markt etwas zu besorgen. Eine weitläufige christliche Verwandte bietet mir an, in ihrer Wäscherei zweimal wöchentlich mitzuarbeiten. Die Angestellten dürfen selbstverständlich nicht ahnen, wer ich bin; meinen Namen habe ich schon längst gewechselt und werde überall «Frau Röttgen» genannt. Ich sortiere schmutzige Wäsche, zeichne sie, stehe stundenlang an der Heissmangel und lege ganze Berge von gemangelter Wäsche. Mein Rücken schmerzt, meine Gedanken sind mit allen Problemen beschäftigt, und ich muss mich sehr anstrengen, um die Arbeit durchzuhalten. Aber ich bekomme dort Verpflegung für den Tag und ausserdem noch Lebensmittel wie Brot, Eier, Marmelade. Eines Tages öffnet sich die Geschäftstür und ein Mann vom Arbeitsamt kommt, um die Arbeitsbücher zu prüfen. Ich bin ja eine illegale Arbeiterin ohne Anmeldung bei den Behörden und der Krankenkasse und darf keineswegs auffallen. So gehe ich, scheinbar ruhig, auf die Toilette, in Wirklichkeit aber zitternd zur hinteren Arbeitstür hinaus, um mich vor den Fragen in Sicherheit zu bringen. Als er seine Kontrolle beendet hat, werde ich noch einen Weg geschickt, damit niemand vom Personal Verdacht schöpfen könnte. Es ist wieder einmal gut gegangen!

Wir leben sowieso nur von einem Tag zum anderen, die Sorge um die reine Existenz hält uns in Atem. Mein Mann muss nach vierzehn Tagen seine Unterkunft aufgeben, weil eine neue Aktion gegen Mischehen in Gang ist. Er schläft jetzt jede Nacht woanders, in seiner Aktentasche befinden sich die nötigsten Sachen für die Nacht. In der Wohnung eines jüdischen Arztes wird er aufgenommen, weil diese noch geschützt sind. Der Arzt arbeitet am jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Strasse und bekommt dort einen Wink, dass auch seine Wohnung nicht mehr sicher ist. Er fährt sofort nach Hause, seine Mutter und meinen Mann zu warnen. Früh um fünf Uhr muss mein Mann das Haus verlassen, aber wohin zu so früher Stunde? Er fährt mit der Untergrundbahn von einer Endstation zur anderen, bis er gegen acht Uhr früh bei meiner Unterkunft ankommt, um mit mir die neue Situation zu besprechen. Die alte Dame, die mich aufgenommen hat, darf durch unsere Sorgen nicht zu sehr be-

unruhigt werden, und wir müssen allein einen Ausweg finden. Wir erinnern uns an eine Pension, deren Inhaberin früher mit einem Juden verheiratet war. Sie hat immer viel Verständnis und Hilfsbereitschaft aufgebracht, und so wollen wir sie fragen, ob mein Mann vorübergehend dort schlafen kann. Das Problem ist nur, wie mein Mann dort ungesehen ins Haus hinein und wieder herauskommt. Denn die Pension liegt in unserer früheren Wohngegend, in der wir zu sehr bekannt sind, um uns am Tage blicken zu lassen. Mein Mann ist so auffallend gross... Ich erhalte ihre Einwilligung für ein paar Nächte, wir atmen erst einmal auf und müssen inzwischen weitersehen. Er hat Arbeit in einer Reinigung im Südosten der Stadt gefunden, so dass er bei Dunkelheit das Haus verlässt und am späten Abend erst wieder zurückkommt. So weiss ich den ganzen Tag nicht, ob mein Mann gut durchgeschlüpft ist und ob er die Bombenangriffe, die sich täglich steigern, lebend überstanden hat, denn sie konzentrieren sich auf die verschiedensten Stadtbezirke. Die Besitzer der Reinigung sind fromme Katholiken, die Männer sind bei der Wehrmacht, so dass mein Mann die Maschinen aushilfsweise reinigt und ölt. Hier wird ihm aus Frömmigkeit geholfen, und er bekommt ausser seiner Beköstigung noch Lebensmittel mit. Da es nur ein kleiner Familienbetrieb ist, wagen sie das Risiko.

Unterwegs auf der Strasse und in den Bahnen werden die Kontrollen nach Ausweisen immer häufiger. Wir haben unsere jüdischen Kennkarten, die mit einem J gekennzeichnet sind, längst in einem Garten vergraben und erkennen, dass es für uns unbedingt notwendig ist, falsche Papiere zu besitzen. Bekannte raten uns, ihnen unsere Fotos zu geben, denn sie haben durch Dritte gehört, dass ein Beamter für 300 Mark Kennkarten ausschreibt. Wir entschliessen uns schweren Herzens dazu, ihnen das Geld auszuhändigen, denn unser Bankkonto ist ja durch unsere Illegalität für uns nicht mehr zugänglich, und das Pfund Butter kostet schon 90 Mark. Aber der Gedanke, in den Besitz falscher Papiere zu kommen, ist wichtig genug. Es vergehen Wochen voll bangen Wartens, bis wir erkennen, dass wir einem Schwindler in die Hände gefallen sind, der nur unser Geld haben wollte. Wir müssen einen anderen Ausweg finden.

Der Reichsbahninspektor, der der Vorgesetzte meines Mannes war, als er noch Zwangsarbeit leistete, hat sich immer als Gegner der Nazis

gezeigt. Mein Mann wurde in versteckten Andeutungen von ihm zum «Untertauchen» angeregt, so dass wir von ihm Hilfe erwarten dürfen. Am Abend fährt mein Mann zu ihm und erklärt, dass wir ohne irgendwelche Ausweise nicht mehr existieren können. Er hat unsere Fotos mitgenommen und bittet ihn, uns Reichsbahnpapiere zu besorgen. Nach zwei Tagen sind wir im Besitz von zwei Ausweisen der Deutschen Reichsbahn, die mit dem amtlichen Stempel versehen sind. Wir haben unsere Fotografien eingehaftet und den Ausweis meines Mannes auf den Namen: «Erich Treptow, Hilfsrottenführer im Dienst der Deutschen Reichsbahn» ausgefüllt. Wir wissen, dass dieser Erich Treptow wirklich existiert, so dass sich bei einer Kontrolle und Rückfrage bei der Polizei oder Reichsbahn die Angaben des Ausweises bestätigen. Mein Mann ist sozusagen ein Double. Aber wie heisst Frau Treptow mit Vornamen, wann und wo ist sie geboren, wo ist sie beschäftigt? Wir können meinen Ausweis nicht ausfüllen, ohne diese Personalien zu wissen. Es bleibt nur ein Weg, den ich unternehme. Ich stecke mir ein Parteiabzeichen an, das mein Mann einmal in einem alten Sessel gefunden hat, und fahre in die Wohnung zu Frau Treptow. Dort erkläre ich ihr, dass ich vom Arbeitsamt komme, um die vorhandenen Unterlagen und Akten zu ergänzen. Ich habe mir einen Bogen mitgenommen, in dem schon andere Daten notiert waren, und so stelle ich meine Fragen, um von ihr alles Wichtige zu erfahren. Nach anfänglichen ärgerlichen Reden, dass sie ja längst beim Arbeitsamt registriert sei und dass sie das alles nicht verstehen könnte, beruhige ich Frau Treptow. Wir hätten sie extra nicht selbst hinbestellt, ich käme, weil die Karteien durch die Bombenangriffe nicht mehr vollständig seien usw. Ich erfahre schliesslich alles für mich Wissenswerte und höre auch, dass sie bei der Gestapo beschäftigt ist! Ich kann also meinen Ausweis ausfüllen und lerne auswendig, dass ich Maria Treptow, geb. Juretzko, geb. 3. Mai 1917 in Beuthen, von diesem Tage an bin. Meine Freunde, die mir Unterkunft gewährten, wissen natürlich von meinem Unternehmen und warten zitternd auf meine Rückkehr. Der Reichsbahninspektor hat uns selbstverständlich keinen Pfennig für seine Hilfe abgenommen. Das Wohnungsproblem für meinen Mann wird immer grösser, er kann in der Pension nicht länger schlafen, weil die Tage länger werden. Es ist durch Bekannte ein Malermeister gefunden, der sich bereit erklärt, meinen Mann vorübergehend bei sich aufzunehmen. Er ist alter Sozialdemokrat

und wagt es, einem Juden Unterkunft zu geben. Wir atmen auf, denn nun hoffen wir, dass er in einem ganz anderen Stadtteil als «Besuch» des Malers ein bisschen zur Ruhe kommt. Nach zirka vierzehn Tagen kommt mein Mann ganz verstört zu einem Treffpunkt mit mir. Der Maler war in seiner Kneipe, um sein Glas Bier zu trinken, als er folgendes Gespräch hört: «Hier in unserer Gegend sollen untergetauchte Juden wohnen, ist das nicht unerhört?» Der Maler, ungeschickt und verängstigt, erklärte sofort: «Der bei mir wohnt, ist mein Freund und kein Jude!» Dieses Gespräch ist alarmierend genug, und mein Mann kann keine Nacht länger mehr dort schlafen; ich fahre hin, um seine Schuhe, Nachtsachen usw. abzuholen und mich in seinem Namen zu bedanken. Jetzt wird ihm Arbeit in einer Gartenlaube angeboten, die er gleichzeitig als Unterschlupf für die Nacht benutzt. Mein Mann hat das Parteiabzeichen ständig angeheftet, damit kein Argwohn entsteht, die Gespräche in seiner Gegenwart werden zurückhaltend. Die dauernden Luftangriffe, die Verluste unter der Zivilbevölkerung und die Niederlagen in Russland haben die Stimmung verändert. Trotzdem gibt es noch viele Volksgenossen, die an den «Endsieg» glauben! Auf der Fahrt im Autobus, von dem Gartengrundstück kommend, werden die Ausweise kontrolliert. Sie suchen nicht so sehr nach flüchtigen Juden, sondern in erster Linie nach desertierten Soldaten. Mein Mann zeigt seinen Reichsbahn-Ausweis, erklärt, dass er von der Nachtschicht nach Hause fährt, und – wird durchgelassen!

In Abständen melde ich mich bei meiner alten Kinderfrau, die beinahe 70 Jahre alt ist, und die uns nach ihren Möglichkeiten hilft. Sie hebt mir ein paar Brotmarken auf, sorgt für Seifenpulver und Ersatzseife und gibt mir 50 Gramm Bohnenkaffee von ihrer Ration. Nach besonders schweren Luftangriffen wird die Bevölkerung mit Kaffee als Sonderration bedacht, sonst trinkt man nur noch Ersatz-, also Malzkaffee. Wir ernähren uns grösstenteils von Ersatzmitteln, von Hefeflocken, Lachspaste, Roggenkekse. Ein Eintopf-Mittagessen ist schon eine Delikatesse geworden. Die gesundheitlichen Schäden machen sich bemerkbar, meine Fingernägel brechen ab infolge von Kalkmangel, ganz abgesehen von sonstigen schweren Störungen. Aber wir wollen ja um jeden Preis durchhalten. Am 23. November 1943 ist wieder ein Grund zum Hoffen, denn ein Soldat aus Riga bringt Grüsse von

meiner Mutter und Tante. Er will sich vor seiner Rückkehr nochmals bei den arischen Bekannten melden, um einiges mitzunehmen. Aber in der Nacht ist ein so heftiger Bombenangriff auf Berlin, dass sämtliche Verbindungen unterbrochen sind. Wir wissen nicht, ob der Soldat ums Leben gekommen ist oder ob es ihm unter den herrschenden Zuständen unmöglich war, sich durchzuschlagen. Ganze Strassenzüge Berlins sind rauchende Trümmerhaufen. Wir tragen Schutzbrillen und nasse Tücher, weil man wegen der Phosphordämpfe kaum atmen kann. Ich habe ein ganz schmales Leinenband mit allen Adressen meiner ausländischen Verwandten in meinen Rocksaum genäht, um die Adressen auf jeden Fall zu retten. Unsere Eheringe trage ich als Gürtelverschluss, sie sind mit Leder umwickelt und vielleicht auf diese Weise mein einziger Wertgegenstand, wenn ich der Gestapo in die Hände falle.

Oskar Schindler

Bericht über Rettungsarbeiten

Dem Industriellen Oskar Schindler gelang es, Hunderte von bedrohten Juden in Polen vor dem sicheren Tod zu retten. Er selbst berichtet darüber zu Beginn der fünfziger Jahre:

Bericht über Rettungsarbeiten und Aufwendungen für versklavte jüdische Menschen in den Kriegsjahren 1939 bis 1945 als Besitzer der Krakauer Emailwarenfabrik und meines Verlagerungswerkes in Brünnlitz, Sudetenland.

Im Jahre 1939, nach Beendigung des Polenfeldzuges, habe ich in Krakau auf Anregung einiger jüdischer Metallwaren-Grosshändler die Erzeugung von Emailwaren und Küchengeschirr aufgenommen. Zu diesem Zweck pachtete ich vom polnischen Handelsgericht eine leerstehende Fabrikhalle (Konkursobjekt). Bei der Konkursabwicklung 1942 habe ich den Betrieb nach polnischem Recht bei der Versteigerung käuflich erworben und ausgebaut.

Im ersten Betriebsjahr hatte ich unter etwa 25 polnischen Arbeitern 7 jüdische freie Angestellte. Mit den verschärften Massnahmen gegen Juden im polnischen Raum, wie Zwangsarbeit in den Strassen, Ghetto-Bil-

dungen usw. stieg der Anteil jüdischer Arbeiter in meiner Fabrik sprunghaft an. Der Arbeitsplatz in einer deutschen Firma gab die Möglichkeit, das Ghetto zu verlassen. Die deutsche Arbeitskarte gab ihnen einige Sicherheit vor Aussiedlungen und der Zwangsarbeit, was nicht ausschliesst, dass ich wiederholt kleine Gruppen meiner jüdischen Arbeiter, die man auf dem Wege zum Arbeitsplatz abgefangen und zum Beispiel zum Schneeschaukeln eingesetzt hatte, befreien musste.

Familienzusammenziehung, Werksküche, humane Unterstützung ernstlich bedrohter Menschen, Gelegenheit zum Gebet waren mit Ursache der Bemühungen, in meiner von grosser Konjunktur begünstigten Fabrik unterzukommen.

Da unter meinen jüdischen Arbeitern ein Grossteil Krakauer Juden war, boten die Hunderte polnischer Arbeiter eine wertvolle Brücke zur arischen Seite und hielten ihnen den Kontakt mit der Stadt aufrecht.

Der Anteil der jüdischen Arbeiter an meiner Belegschaft war folgender:

1940 150 jüdische Arbeiter

1941 190

1942 550

1943 900

1944 1'000

1945 mehr als 1'000 jüdische Menschen, alles ehemalige Häftlinge. Ausserdem habe ich 1943 und 1944 etwa 450 jüdische Häftlinge aus mir angrenzenden Betrieben in mein Lager aufgenommen.

Mit der 1942 einsetzenden verschärften Judenverfolgung, Auflösung der Ghettos, Eröffnung der Vernichtungslager im polnischen Raum musste ich mich entscheiden, entweder meine jüdischen Arbeiter ihrem Schicksal zu überlassen oder aus eigenen Mitteln ein Fabriklager zu bauen, da die zu Häftlingen erklärten jüdischen Arbeiter in der Fabrik (unter SS-Bewachung) kaserniert werden mussten oder dem KZ Krakau-Plaszow des SS- und Polizei-Führers abzugeben waren.

Meine Einstellung zu meinen schutzbedürftigen jüdischen Arbeitern und deren unbedingtes Vertrauen zu mir halfen mir, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und in wenigen Tagen war das Fabriklager Krakau erbaut und über tausend Menschen vor der Aussiedlung und Vernichtung bewahrt.

Meine Nachbarfabriken: Neue Kühler- und Flugzeugteilefabrik von Kurt Hodermann, die Kistenfabrik Kühnpast und das Barackenwerk der Heeresstandort-Verwaltung beschäftigten insgesamt etwa 450 jüdische Arbeiter. Da diese Fabriken an Investitionen für ein Wohnlager desinteressiert waren, wollten sie auf ihre jüdischen Arbeiter verzichten und dieselben dem KZ Krakau-Plaszow zur Verfügung stellen. Um diese 450 Menschen vor diesem Schicksal zu bewahren, habe ich sie in mein Werkslager aufgenommen, ohne einen Baukostenbeitrag seitens dieser Fabriken zu erhalten.

Ehe ich einige Einzelleistungen der Kriegsjahre beschreibe, will ich die drei Hauptausgabeposten in finanzieller Hinsicht anführen; die Beschaffung dieser enormen Geldbeträge war nur dadurch möglich, dass ich einen Teil meiner Emailproduktion am schwarzen Markt absetzte.

Der Lebensmittelaufwand für die Werksküche und die gesamte Lagerverpflegung wurden in den Kriegsjahren zu achtzig Prozent aus dem Schwarzmarkt gedeckt oder im Umtausch bewirtschafteter Waren erstanden. Dasselbe galt für die Besorgung von Medikamenten und Werkskleidung. (Der Monatszuschuss für die Werksküche allein betrug im Durchschnitt etwa 50'000 Zloty.)

In vielen Fällen habe ich den Bitten meiner jüdischen Schützlinge nachgegeben und habe alte Eltern oder andere arbeitsunfähige Angehörige in meinem Betrieb aufgenommen, um diese vor Aussiedlung zu retten... Auch hatten wir immer eine grosse Überbesetzung, da ich jede Gelegenheit der Familienzusammenführung wahrnahm, auch wenn für diese Menschen keine Arbeitsmöglichkeit bestand, nur um diese von dem KZ-Terror zu befreien. Da ich aber alle als arbeitsfähig führte, zahlte ich durch Jahre für jeden jüdischen Arbeiter, ob er nun alt, krank oder nicht einsatzfähig war, pro Tag 5 Zloty an die Kasse des SS- und Polizei-Führers. Dazu kam noch die Schwierigkeit, diese vielen alten Leute bei Werksbesichtigungen durch SS-Offiziere zu verstecken. Im Verlagerungswerk Brünnlitz habe ich zum Beispiel für dreihundert jüdische Frauen, für welche ich durch sieben Monate keine Verwendungsmöglichkeit hatte, an die Kasse der Reichsführung SS den entfallenden Lohn von 250'000 RM bezahlt, da ich die Frauen als im Arbeitseinsatz führte, weil überzählige Arbeiter sofort dem KZ zur Verfügung gestellt werden mussten. Das war der zweite Kostenposten.

Als dritte Kostenstelle für meine Rettungsarbeit gelten die enormen Summen an Bestechungsgeldern für einflussreiche Parteibonzen, SS-Führer, Lagerkommandanten und andere Parasiten, die für bestellte Geschenke, Fressgelage und diverse Darlehen verwendet wurden, wobei man immer noch dem Risiko der Beamtenbestechung gegenüberstand.

Aus der Vielzahl meiner Rettungsarbeiten will ich einige skizzieren:

In Krakau rief mich eine Frau E. Kerner, jetzt in Israel, eines Morgens an mit der Mitteilung, dass einem Vernichtungstransport, der vom Krakauer Ghetto zum Prokocyrer Bahnhof ging, um nach dem Osten zu fahren, auch einige meiner jüdischen Arbeiter willkürlich beigegeben wurden. Vier Stunden später hatte ich aus dem schon verschlossenen Viehwagon der Station Prokocym meine vierzehn Mann zurückbekommen (darunter A. Bankier, Reich, Leser) trotz Protesten der SS-Wachbegleitung, dass jetzt die Zahl nicht stimme.

Wiederholt, wenn ich vom Jüdischen Arbeitsamt oder der Ghetto-Polizei Nachricht erhielt, dass eine Aussiedlungsaktion im Gange sei, hielt ich die komplette Nachtschicht unter irgendeinem Vorwand in der Fabrik zurück, um diese nicht der SS-Razzia auszusetzen (2'000-3'000 Menschen).

Anlässlich einer Inspektion meiner Fabrik durch hohe SS-Offiziere sollte der jüdische Häftling Lamus, der zu langsam mit einem Schubkarren über den Hof fuhr, dafür am Ort erschossen werden. Von dem mit der Ausführung beauftragten SS-Unteroffizier F. G. kaufte ich mir das Leben für einen Liter Wodka, wirklich eine Minute vor der beabsichtigten Erschiessung.

Eines Tages erschienen in dem Fabrikbüro zwei Mann der Gestapo Krakau, um die bei mir arbeitende jüdische Familie Wohlfeiler (fünf Personen) abzuholen und zur Erschiessung nach dem KZ Plaszow zu nehmen. Grund: Wohlfeiler hatte falsche polnische (arische) Kennkarten gekauft. Drei Stunden später verliessen zwei angeheiterte Gestapomänner ohne Wohlfeiler und ohne belastende Dokumente die Fabrik.

An einem Freitag haben zwei Brüder Danziger, sehr fromme Juden, aus Unvorsichtigkeit eine alte Presse in meiner Fabrik zerbrochen. In meiner Abwesenheit hatte ein Betriebsspitzel den Vorfall der KZ-Leitung Plaszow gemeldet. Als abschreckendes Beispiel sollten die Brüder

Danziger wegen Sabotage am selben Abend auf dem Appellplatz des KZ Plaszow erhängt werden.

Die Galgen waren bereits errichtet und die dreissigtausend jüdischen Lagerinsassen von der bevorstehenden Aktion verständigt, als ich, drei Stunden vor der beabsichtigten Liquidierung, in meine Fabrik zurückkehrte. Trotz der kurzen Zeitspanne habe ich die Begnadigung der Brüder Danziger bei dem Lagerkommandanten, SS-Hauptsturmbannführer Göth, erwirkt.

Wegen eines russischen Fronteinbruchs wurden die Industriellen, die jüdische Häftlinge ausserhalb des Konzentrationslagers beschäftigten, zu einer Sicherheitsbesprechung der SS-Leitung des KZ Plaszow gerufen. An diesem heissen Sommertag stand auf dem KZ-Gelände seit dem frühen Morgen ein langer Lastzug mit tausenden Häftlingen in geschlossenen Viehwaggons zum Abtransport nach dem Konzentrationslager Mauthausen bereit. Dank meiner zahlreichen Geschenke an den Lagerkommandanten, SS-Hauptsturmbannführer Göth, erwirkte ich mir von ihm, als Aussenstehender, die Erlaubnis, den Transport mit Trinkwasser zu versorgen. Gern ertrug ich dafür seinen Spott über meine humanen Duseleien und auch den Spott seiner SS-Begleitung. Von der jüdischen Lagerfeuerwehr liess ich mit einer Schlauchleitung die glühenden Waggondächer bespritzen, und aus meiner Fabrik kamen schnell zwei Pferdewagen mit Wassereimern und grossen Gefässen, die auf die Wagen aufgeteilt und gefüllt wurden. Für die begleitende Wachmannschaft gab ich einen Korb mit Schnaps und Zigaretten mit der Bitte, in den Halteorten die Schiebetüren der Waggons zu öffnen. (Dr. Rubinstein und Feldstein haben mir nach dem Kriege erzählt, dass dies geschah.)

Durch persönliche Intervention habe ich auch eine ganze Reihe jüdischer Menschen aus den Klauen deutscher Dienststellen befreit, die nicht meinem Betrieb angehörten, sondern für die mir bekannte Personen um Hilfe baten.

Im Jahre 1942 besuchte mich in Krakau der Wiener Zahnarzt Dr. R. Sedlatschek in Begleitung meines guten Freundes Major von Korab (Major von Korab wurde im letzten Kriegsjahr als jüdisch versippt aus der Wehrmacht ausgestossen). Bei einem folgenden Besuch bat mich Dr. Sedlatschek, der sich als ein Mitarbeiter des jüdischen Rettungsbüros Dr. Kastners in Budapest zu erkennen gab, ihm bei seiner Arbeit zu

helfen. Dr. Sedlatschek besuchte mich in den folgenden Monaten sechs- bis siebenmal, brachte grössere Unterstützungsbeträge für jüdische Gruppen und Einzelpersonen sowie Post aus Israel. Auf Einladung von Dr. Kastner besuchte ich einige Male Budapest, berichtete über die Zustände in Polen, über Hilfsmöglichkeiten für die von der Ausrottung bedrohten Menschen. Dr. Kastner eröffnete mir, dass meine Hilfsarbeit in Israel bekannt sei und ich in der Folgezeit bemüht sein solle, noch mehr Juden unter meinen Schutz zu nehmen, ohne materielle Opfer zu scheuen. Gelegentlich übermittelte mir Dr. Kastner Namenlisten prominenter jüdischer Persönlichkeiten, die auf Wunsch israelischer Organisationen in Lagern gesucht werden sollten, um in meine Fabrik und unter meinen Schutz zu kommen. In einigen Fällen ist dies geglückt, und ich glaube, sechzehn bis achtzehn Personen auf diese Art gefunden und unter meine Obhut genommen zu haben. Der russische Einmarsch in Ungarn unterbrach 1944 meine Zusammenarbeit mit Budapest.

VERLAGERUNG MEINER KRAKAUER FABRIK NACH BRÜNNLITZ, SUDETENLAND

Als ein Jahr vor Kriegsende durch die Rüstungsinspektion Krakau der Räumungsbefehl für mein Werk erging (wegen Herannahen der russischen Truppen), begann der kritischste Moment für meine jüdischen Schützlinge. Es drohte ernste Gefahr, diese nach vierjährigem Zusammensein zu verlieren. Meinen Maschinenpark konnte ich an jeden Punkt Deutschlands verlegen, aber die jüdischen Häftlinge unterstanden den Befehlen der Konzentrations-Stammlager, die für die Krakauer Juden die Konzentrationslager Auschwitz und Gross-Rosen waren. Das Territorium, in welchem das KZ Auschwitz Häftlinge in Aussenlager einsetzen durfte, war der Mährische Raum des Sudetenlandes. Für das Sudetenland bestand aber ein Verbot des Reichsstatthalters Reichenberg, jüdische Häftlinge in der Industrie zu beschäftigen.

In wochenlangen Bemühungen unter Einschaltung aller Beziehungen zu Berliner Dienststellen und unter wertvoller Mitarbeit von Oberstleutnant Süßmuth, Chef der Rüstungskommission Troppau, erreichten wir die Aufhebung des Verbotes des Reichsstatthalters und damit die Möglichkeit, jüdische Häftlinge in der Industrie des Sudetenlandes zu beschäftigen.

Der Aufbau des Werkes in Brünnlitz war schwierig. Es fehlte an allem. Die feindliche Einstellung der örtlichen Behörden gegen meinen «Judenbetrieb», gegen die «Verjudung» der Gegend hemmte alles. Ausser einigen hohen Wehrmachtsoffizieren hatte ich keine Hilfe; die SS begann mit Altreich-Methoden. Die Bürokratie ging bis zum Suppenkessel. Lebensmittelbeschaffung auf dem schwarzen Markt erschien aussichtslos, da vorerst die Verbindungen fehlten; dazu war die Todesstrafe für illegale Lebensmittelgeschäfte doch abschreckend. Eine neuerliche mehrtägige Verhaftung durch die Gestapo und meine Überweisung an das SS-Gericht Krakau wegen Wahrnehmung jüdischer Belange (Beamtenbestechung) hat mich viel örtliches Prestige gekostet. Ein weiterer schlimmer Umstand war, dass wir in Brünnlitz keinerlei Produktion hatten und keinen schwarzen Markt, so dass alle Verlagerungskosten, Löhne an die SS und Lebensmittel für die Werksverpflegung durch neun Monate aus meiner Substanz und den Reserven gedeckt wurden. Die wenigen Waggons Lebensmittel, die von Krakau in Munitionskisten verlagert wurden, waren bald aufgebraucht. Das Unmögliche wurde jedoch Wirklichkeit. Nach einigen Monaten hatten sich die Zustände normalisiert.

Ein Ereignis der Brünnlitzer Zeit verdient Erwähnung. Durch einen Freund der Reichsbahn erhielt ich einen Anruf, dass einige Waggons mit jüdischen Häftlingen, unter denen sich schon Tote befanden, in der Station Zittau stehen; keine Fabrik will diese armen Menschen. Es war Winter, 16 Grad Frost; seit nahezu zwei Wochen war der Transport unterwegs, wie ein Schiff ohne Hafen. Ohne dass der Transport für mich bestimmt war, rief ich die Fahrdienstleitung der Station Zittau an, mir die Wagen zuzustellen, gegen den Willen meines SS-Wachkommandos, das protestierte, wir hätten kein Sanatorium. Doch ich erklärte mich bereit, den entfallenden Arbeitslohn für diesen Transport der SS zu bezahlen.

Von diesem Transport, der aus Auschwitz-Golleschau kam und aus kranken Häftlingen des Steinbruchs Golleschau bestand, waren sechzehn Mann tot – zu einem Klumpen gefroren –, die anderen lebende Skelette. Ich installierte sofort einen grossen Krankensaal, und die Hälfte meiner jüdischen Ärzte, und zwar Dr. Chaim Hilfstein, Dr. Biberstein und Dr. Händler waren ausschliesslich mit der Pflege der Frostwunden und der Wiederherstellung dieser Menschen betraut. Meine Frau opferte

alle Vorräte an damals wertvollen Nahrungsmitteln wie Griess, Butter, Milch, um diese Armen hochzufüttern. Auch fuhr meine Frau in dieser Winterkälte nach Mährisch-Ostrau (300 km), um Koffer mit Wodka gegen Frostsalbe, Medikamente und Vitamine einzutauschen. Es ist ein Wunder, dass diese Rekonvaleszenten nach einigen Monaten wiederhergestellt waren. Die Toten dieses Transportes wurden von meinem Rabbiner Lewetov dem jüdischen Ritus entsprechend beerdigt. –

Unter meinen jüdischen Technikern hatte Bejski eine grosse Fähigkeit, Gummistempel herzustellen, und in kurzer Zeit benutzten wir in Brünnlitz Fahrbefehle mit dem Stempel «Der Höhere SS und Pol. Führer für Böhmen und Mähren» und andere hochtrabende Dienststellen. Mit der Sicherheit der Fahrer wurde auch die Lagerverpflegung wieder besser.

Lastwagenladungen Tabak, die ich ins Werk brachte, ermöglichten meinen Häftlingen Tauschgeschäfte (Tabak gegen Brot) mit der Bevölkerung.

Um meinen jüdischen Schützlingen bei Kriegsende Kleidung zu beschaffen, bemühte ich mich, gegen einige Geschenke um die Verlagerung eines Marinedepots aus dem frontnahen Gebiet in meine Fabrik. Achtzehn grosse Lastwagen der besten Kammgarne und Wollstoffe, Wäschestoffe und Zubehör ermöglichten mir, jedem meiner Menschen zwei Anzüge, Mäntel, Wäsche usw. zu geben und sie für die ersten Schritte als freie Menschen ausgerüstet zu haben.

Vor dem Zusammenbruch der Front war die Stimmung der Panik nahe, und es war eine Verzweiflungsaktion der SS-Wachen zu befürchten. Auch waren grössere Wlassow-Einheiten in Brünnlitz, in denen ich eine Gefahr sah. Unter meinen jüdischen Häftlingen gab es eine Zahl ehemaliger polnischer Soldaten und Reserveoffiziere, aus denen ich eine illegale Abwehrtruppe bildete. Waffen, wie Karabiner, Maschinengewehre, Pistolen und einige Kisten Munition und Handgranaten, besorgte ich von Obersturmbannführer X., SD und Polizeichef von Mähren, mit dem Sitz in Brünn, gegen einen Brillantring für seine Gattin unter dem Vorwand, dass ich die Waffen für den Werkschutz meiner Fabrik brauche. –

Die SS-Wachen waren längst geflohen, als ich am 9. Mai 1945 meine Fabrik in Brünnlitz verliess, um mich zu den Amerikanern durchzuschlagen. Für meine jetzt freien Schützlinge drohte keine Gefahr mehr.

Ich hatte mein gegebenes Wort eingelöst, bis fünf Minuten nach zwölf mit ihnen zu bleiben. Nach einigen Stunden betraten die ersten Russen die Fabrik.

Nach der Verlagerung meiner Fabrik nach Brünnlitz hatte sich meine Frau, die mir in meinem Beginnen treu zur Seite gestanden hat, ausschliesslich die Werksbetreuung zur Aufgabe gemacht. Ihr Arbeitstag hatte wie der meine sechzehn Stunden. Neben der illegalen Lebensmittel- und Medikamenten-Beschaffung besorgte sie die bescheidenen, normalen Bezugsrechte, die Werksküchen von Rüstungsbetrieben zustanden, legte mit dem Leiter meines Lebensmittellagers, Herrn Magister Leon Salpeter, der jetzt in Israel lebt, die täglichen Rationen fest. Es war eine gigantische Aufgabe, zwölfhundert hungrige Menschen täglich satt zu kriegen, in einer Zeit, wo die Monatszuteilung den Lebensmittelbedarf einer Woche betrug und die fehlenden Mengen schwarz besorgt werden mussten, wenn man seine Schützlinge nicht hungern lassen wollte. Als besondere Aufgabe übernahm meine Frau die Betreuung des Werklazarets (mit den Opfern aus Gollerschau 120 Betten), wo für beide Geschlechter sechs Ärzte, zwei Zahnärzte und geschulte Helfer zur Verfügung standen. Unter meinen Ärzten hätten Dr. Chaim Hilfstein, Dr. Biberstein, Dr. Händler usw. bereits als Mediziner im Vorkriegs-Krakau einen guten Namen. Darüber hinaus will ich hervorheben, dass, wo immer es not tat, sich meine Frau schützend vor die bedrohten jüdischen Häftlinge stellte und mit furchtlosem, schnellem Entschluss manchem Häftling Leid ersparte. Ihre Verachtung für alles, was mit SS und Gestapo zu tun hatte, war so gross wie die meine, und oft wurde mir bange, wenn sie mutig mit KZ-reifem Schimpfen höchste SS-Führer abfertigte. Bei meinen Verhaftungen durch die Gestapo, die ich für meine Hilfstätigkeit für meine Schützlinge zu erleiden hatte, mobilisierte meine Frau alle einflussreichen Freunde und Bekannten, um immer wieder meine schnelle Enthaftung zu erzwingen.

Bei der Beurteilung meiner Handlungen bitte ich Sie, sich vor Augen zu halten, dass ich alle diese Aktionen nicht als Vabanquespieler oder Werkzeug irgendeiner Zwangslage, sondern als freier, reicher Mensch, der alles, was das Leben wertvoll macht, besass, durchführte, und diese Aktionen nicht am 20. Juli 1944 begannen, sondern dass ich mich durch die ganzen Kriegsjahre als Motor einer Aufgabe stellte, dass ich mit mei-

ner Vitalität auch in aussichtslosen Situationen Zweifler und Zauderer mitreissen konnte und dadurch erfolgreiche, tatsächliche, wenn auch gefährvolle Hilfe geleistet habe. Wie ärmlich steht demgegenüber jetzt das Heer derer da, die spät ihren «inneren Widerstand» entdeckt haben und sich einen Glorienschein aus leeren Phrasen bilden...

V.

Kreisauer Gedanken



Helmuth James Graf von Moltke mit seinem Sohn Caspar

Seit 1938 versammelten sich einige Gleichgesinnte um Helmuth James Graf von Moltke, der sich als Gegner des NS-Regimes empfand. Anfang 1940 stiess Peter Graf Yorck von Wartenburg hinzu. Moltke suchte nach ethischen Grundlagen des politischen Handelns und fand sie vor allem im christlichen Glauben. Er und Yorck prägten den Kreisauer Kreis entscheidend. Nachdem sie zuerst nur ihre Gedanken über Grundfragen von Staat, Politik und Gesellschaft brieflich ausgetauscht hatten, entschlossen sie sich im Sommer 1940 zu regelmässigen Treffen in Berlin und auf Moltkes schlesischem Gut Kreisau. Die geistige Erneuerung Deutschlands bildete das zentrale Thema der Beratungen im Kreisauer Kreis. Sie kann – so die Kreisauer – nur in einer gerechten Staats- und Gesellschaftsordnung verwirklicht werden. Im Verlauf vieler Gespräche wurde der Gedanke einer staatlichen Neuordnung immer wieder aufgegriffen, weit er entwickelt und als Ergebnis der drei grossen Zusammenkünfte des Kreisauer Kreises, die Pfingsten 1942 und 1943 sowie im Oktober 1942 stattfanden, von Moltke zusammengefasst. Auf der dritten Kreisauer Tagung wurden Grundsätze einer «Bestrafung der Rechtsschänder» erörtert. Seit 1943 waren verschiedene Mitglieder des Kreises zu einer aktiven Verschwörung bereit. Wegen dieser Verbindungen wurden die meisten Mitglieder des Kreisauer Kreises nach dem 20. Juli 1944 als Mitverschwörer angeklagt und zum Tode verurteilt. Nur wenige konnten ihr Leben retten und später die Nachkriegsordnung mitprägen.

Helmuth James Graf von Moltke

Gegen den Triumph des Bösen

Im Sommer 1940 war Hitler nach dem Sieg über Frankreich auf dem Höhepunkt seiner Macht. Zu dieser Zeit standen Helmuth James Graf von Moltke und Peter Graf Yorck von Wartenburg in engem Kontakt miteinander, um sich Klarheit über die Fragen nach Wesen, Grenzen und Zielen des Staates zu verschaffen. Moltke legte seine Argumente in zwei Briefen an Yorck vom 16. Juni und 15. Juli 1940 dar:

Lieber Yorck, nun, da wir damit rechnen müssen, einen Triumph des Bösen zu erleben, und während wir gerüstet waren, alles Leid und Unglück auf uns zu nehmen, stattdessen im Begriffe sind, einen viel schlimmeren Sumpf von äusserem Glück, Wohlbehagen und Wohlstand durchwatzen zu müssen, ist es wichtiger als je, sich über die Grundlagen einer positiven Staatslehre klar zu werden. Zu dieser Klärung – meines eigenen Kopfes, nicht des Ihren – möchte ich mit diesem Brief etwas beitragen, indem ich an eine Unterhaltung zwischen Ihnen, Schulenburg und mir vor nicht ganz 14 Tagen anknüpfe.

Sie erinnern sich vielleicht der Wette: Schulenburg war bereit zu wetten, dass innerhalb von 10 Jahren ein Staat bestehen würde, den wir voll würden billigen können. Ich war bereit, die Negative dieser Behauptung aufrecht zu erhalten. Wir kamen zur Frage der Definition eines solchen Staates, und ich schlug als Kriterium die Gerechtigkeit vor, sodass Sch. also gewonnen haben sollte, wenn wir innerhalb von 10 Jahren in den Grenzen, die durch die unendliche Unzulänglichkeit gesetzt sind, einen gerechten Staat hätten. Damit blieb übrig die Definition der Gerechtigkeit, und wir einigten uns darauf, dass Gerechtigkeit darin bestünde, dass im Rahmen des Staatsganzen ein Jeder sich voll entfalten und entwickeln könnte.

Die nächste Stufe dieser Unterhaltung und die, an welche ich anknüpfen möchte, erreichten wir, als Sie sagten, dieser freien Entfaltungsmöglichkeit eines Jeden wollten, Sie eine schwere Hypothek aufladen, worauf ich meinte, für die Zwecke unserer Wette sei diesem Gedanken durch die Einschränkung «im Rahmen des Staatsganzen» genügend Rechnung getragen. Wir haben die Unterhaltung damit abgebrochen. Ich möchte an dieser Stelle beginnend mich mit Ihnen über den Begriff und Umfang dieser «Hypothek» unterhalten, denn dort liegt eines der wichtigsten grundlegenden Probleme für eine Staatserneuerung, und wir dürfen die Frage nicht so liegen lassen, wie in jener Unterhaltung.

Die Grundlage aller Staatslehre besteht für mich etwa in folgenden Grundsätzen:

1. Es ist nicht die Bestimmung des Staates, Menschen zu beherrschen und durch Gewalt oder durch Furcht vor Gewaltanwendung zu zügeln, vielmehr ist es die Bestimmung des Staates, die Menschen in eine solche Beziehung zueinander zu bringen und sie darin zu erhalten,

dass der Einzelmensch von jeder Furcht befreit in voller Sicherheit und doch ohne Schaden für seinen Nächsten zu leben und zu handeln vermag.

2. Es ist nicht die Bestimmung des Staates, Menschen zu wilden Tieren oder zu Maschinen zu machen, vielmehr ist es die Bestimmung des Staates, dem Einzelmenschen denjenigen Rückhalt zu geben, der es ihm ermöglicht, Körper, Geist und Verstand ungehindert zu betätigen und zu entwickeln.

3. Es ist nicht die Aufgabe des Staates, unbedingten Gehorsam und blinden Glauben an sich oder an etwas Anderes von Menschen zu fordern, vielmehr ist es die Bestimmung des Staates, den Einzelmenschen dahin zu führen, dass er nach den Geboten der Vernunft lebt, seine Vernunft bei allen Dingen betätigt und ihn zugleich dahin zu leiten, dass er seine Kraft nicht in Hass, Arger, Neid verschenkt oder sonst unrecht handelt.

Die letzte Bestimmung des Staates ist es daher, der Hüter der Freiheit des Einzelmenschen zu sein. Dann ist es ein gerechter Staat.

Ich bin weit davon entfernt zu glauben, dass diese Sätze sich voll verwirklichen lassen. Aber ich betrachte sie als das Ziel, an dem wir alle staatsrechtliche Gestaltung messen müssen. Grob ausgedrückt kann man sagen, dass ich drei Attribute des heutigen Staates beseitigen will: Furcht, Macht und Glaube, soweit sie nicht von den einzelnen Staatsbürgern abgeleitet sind. Nichts davon lässt sich voll verwirklichen: die Furcht ist notwendig, um den inneren Frieden zu wahren, die Macht, um den äusseren Frieden zu wahren, der Glaube, um das Herz des Staatsdieners zu beteiligen und ihm die nötige Antriebskraft zu geben, die nur wenige Menschen aus der Vernunft schöpfen können. Trotzdem sind das Kompromisse, die im Interesse der praktischen Wirksamkeit gemacht werden müssen, aber nicht Dauererscheinungen, die eine innere Berechtigung haben.

Damit komme ich zu dem Kernpunkt, den ich daraufhin klären möchte, ob zwischen uns eine Meinungsverschiedenheit in der Grundlage besteht oder nicht: Ihre «Hypothek» ist ein solcher Kompromiss, ein Zugeständnis an die Wirklichkeit, welches man so klein halten muss, wie eben möglich, und an deren Vereinigung durch geeignete Erziehung – der Kinder wie der Erwachsenen – man arbeiten muss. Der Staat, den

wir nun bestenfalls erwarten können, wird mit einer sehr schweren Hypothek an den Einzelnen anfangen, und es wird die Aufgabe sein müssen, diese Hypothek so schnell wie möglich abzutragen.

Ich würde gerne von Ihnen eine Antwort bekommen, ehe ich Weiteres zu dieser Frage sage, denn es gibt zu viele Seitenwege, die von diesem grundlegenden Thema abführen, welches lautet: welches ist die Manifestation der Gerechtigkeit im Staate? \$t_{ets}

Nun komme ich zum zweiten Teil Ihres Briefes. Auch ich bin für positive Definitionen; die Negationen in meinem Schreiben vom 17.6.40 sollten nur dazu dienen, das Positive durch den Kontrast klarer herauszuarbeiten.

1. Ich habe den Eindruck, dass wir noch über zwei verschiedene Dinge sprechen: ich über das Staatsrecht, Sie über die Stellung des Einzelnen zum Staate. «Freiheit für die Anderen» kann nur ein Einzelner haben; zwingt der Staat sie ihm auf, dann ist es eben nicht mehr Freiheit. «Dienen» in dem von uns gebrauchten Sinne kann man nur freiwillig. Ob jemand sich für Andere einsetzt oder nur für sich, ob er dient oder nicht, hängt von dem Einzelnen ab und von seiner Veranlagung. Kein Staatsrecht ist imstande, Menschen zu bessern; das Staatsrecht muss nur denen, die ohnehin «besser» sind, den Weg frei halten.

Diesen Punkt müssen wir in der Unterhaltung klären.

2. Ich bin mir nicht klar, ob Ihre These, dass der Staat einem sittlichen Gebot untersteht, richtig ist. Ich neige zu der Auffassung, dass Ethik ein Postulat an den Einzelnen ist; jeder Inhaber der staatlichen Macht muss sich zwar unter einem ethischen Gesetz stehend fühlen, aber nicht der Staat als solcher. Dies letzte neige ich dazu, für einen Wunschtraum zu halten. – Für den Einzelnen aber gilt der Satz Kant's: Handle so, dass Dein Handeln als allgemeine Richtschnur genommen werden könnte.

Auch diese Frage würde ich gerne vertiefen.

3. Ihr Wort, dass «der Staat... als Trieb göttlicher Ordnung... erscheint», hätte ich auch gerne mit Ihnen erörtert. Ich stehe auf dem Standpunkt, dass die Staatslehre zu dem Gebiet der Philosophie, nicht zu dem der Theologie gehört, und ich halte es für ausserordentlich gefährlich, einer staatlichen Ordnung eine religiöse Erklärung und einen religiösen Unterbau zu geben.

Diese drei Punkte würde ich gerne mit Ihnen besprechen, weil
sie sich schriftlich nicht klären lassen. Stets Ihr

Helmuth James Graf von Moltke

Die kleinen Gemeinschaften

Moltkes Denkschrift über die «kleinen Gemeinschaften» gilt als Schlüsseldokument zum Verständnis des frühen Kreisauer Kreises. Hier bot sich eine Alternative zum nationalsozialistischen Führerstaat:

I. DIE KLEINEN GEMEINSCHAFTEN

Ich gehe davon aus, dass es für eine europäische Ordnung unerträglich ist, wenn der einzelne Mensch isoliert und nur auf eine grosse Gemeinschaft, den Staat, ausgerichtet wird. Der Vereinzelung entspricht die Masse; aus einem Menschen wird so ein Teil einer Masse. Gegenüber der grossen Gemeinschaft, dem Staat, oder etwaigen noch grösseren Gemeinschaften, wird nur der das rechte Verantwortungsgefühl haben, der in kleineren Gemeinschaften in irgendeiner Form an der Verantwortung mitträgt, andernfalls entwickelt sich bei denen, die nur regiert werden, das Gefühl, dass sie am Geschehen unbeteiligt und nicht dafür verantwortlich sind, und bei denen, die nur regieren, das Gefühl, dass sie niemandem Verantwortung schuldig sind als der Klasse der Regierenden. – Eine solche Entwicklung mag Russland oder asiatischen Ländern angemessen sein; eine europäische Ordnung wird nicht aus ihr erwachsen.

Ich gehe also davon aus, dass es für eine europäische Ordnung – wobei ich diesen Begriff zunächst ohne Definition gebrauche – erforderlich ist, dass in jedem Einzelnen das Gefühl der Verantwortung für alles was geschieht, geweckt wird; daraus folgt, dass ich diejenige Verwaltungsorganisation für die beste halte, die dem Einzelnen den weitesten Spielraum für die Betätigung seines Verantwortungsgefühls und seines Dranges, anderen nützlich zu sein, gewährt, und dass auch ausserhalb

des reinen Verwaltungssektors mir eine Gesellschaftsordnung mit einer möglichst grossen Zahl möglichst kleiner Gemeinschaften das erstrebenswerte Ziel zu sein scheint. Das bedeutet nicht, einer Vereinsmeierei das Wort reden. Vereinigungen von Menschen, die lediglich die Befriedigung eigener Wünsche bezwecken, sind nicht dazu angetan, das Verantwortungsbewusstsein eines jeden für jeden anderen zu stärken; sie geben im Gegenteil dem Einzelnen das Gefühl, er könne seine selbstischen Zwecke umso sicherer und ungestörter verfolgen, je mehr Gleichgesinnte er mit sich verbinden kann. Vielmehr ist nur eine solche Vereinigung dazu angetan, das Verantwortungsgefühl zu wecken und zu fördern und aus einer Anzahl von Menschen diejenigen mit dem grössten Verantwortungsgefühl anzuziehen, die selbst zeitlich oder sachlich über die Forderungen der gegenwärtigen Mitglieder hinaus allgemeinere Ziele verfolgt. Eine freiwillige Feuerwehr ist eine solche Vereinigung, eine reine Absatzgenossenschaft nicht; eine Absatzgenossenschaft, die ihre Genossen unter grossen Gesichtspunkten darüber berät, was sie produzieren sollen, kann eine Verantwortung weckende Gemeinschaft sein oder nicht, eine Genossenschaft zur Anschaffung und Erhaltung gemeinschaftlicher Einrichtungen, wie Dampfpflüge und anderer landwirtschaftlicher Geräte, wird viel eher verantwortungsbildend sein als eine Absatzgenossenschaft. Eine Hausvereinigung mit dem Ziel, den gemeinschaftlichen Wohnblock sauber zu erhalten, die Gartenanlagen zu pflegen, einen gemeinschaftlichen Kindergarten zu erhalten, wird in der Regel Verantwortung bilden. Aber auch eine viel grössere Gemeinschaft, z.B. eine Vereinigung zur Erhaltung der landschaftlichen Schönheit einer Gegend, zur Fortbildung in einem Spezialfach, zur Begründung und Erhaltung einer Schule, zur Förderung vorgeschichtlicher Studien, alle diese Vereinigungen können oder können nicht zur Verantwortung erziehen.

Das alles sind sozusagen Fragen des jeweiligen Tatbestandes; die wichtigste Frage aber ist: was kann «von oben» durch den Gesetzgeber, den Verwaltungsbeamten, den Richter getan werden, um das Wachstum der zur Verantwortung erziehenden Vereinigungen, die ich in Zukunft kurz die kleinen Gemeinschaften nennen will, zu fördern und das Wachstum anderer Vereinigungen zu hemmen; denn jede andere Vereinigung bindet Kräfte, die besser anders verwandt würden und schafft Machtpositionen zur Durchsetzung egoistischer Interessen auf Kosten

der Gesamtinteressen. – Die zweite Frage ist, wie können die kleinen Gemeinschaften, die, die es bereits gibt, und die, die es etwa gelingt zu schaffen oder wieder zu beleben, für die Staatsverwaltung nützlich gemacht werden.

Beide Fragen hängen miteinander zusammen. Besteht die Staatsverwaltung als bürokratische Ordnung ganz unabhängig neben den einzelnen kleinen Gemeinschaften, so wird der Staatsapparat das Bedürfnis haben, diese Gemeinschaften zu unterdrücken, um sich durchzusetzen und die kleinen Gemeinschaften werden sich gegen die Staatsverwaltung zu verteidigen suchen. Die Grundlage einer Einordnung in die Staatsverwaltung wird, stets eine Form der Selbstverwaltung sein müssen: in einer rein bürokratisch organisierten Verwaltung mit Anweisungsbefugnis von der obersten bis zur untersten Stelle, würden sich die kleinen Gemeinschaften wie Fremdkörper ausnehmen.

II. DIE GEMEINWESEN

Die Subjekte der Selbstverwaltung nenne ich mit dem Sammelbegriff Gemeinwesen. Ich verstehe darunter: Landgemeinde, Kreis, Stadt und Provinz. Vom Staat unterscheiden sich diese Gemeinwesen dadurch, dass ihnen die Souveränität mangelt.

Das Wesen der Gemeinwesen, soweit es nicht ohnehin offenbar ist, wird am klarsten, wenn ich die Unterschiede zu den kleinen Gemeinschaften hervorhebe. Zu dem Gemeinwesen gehört jeder im Bezirk des Gemeinwesens Wohnende und keiner, der nicht dort wohnt; zu einer kleinen Gemeinschaft braucht grundsätzlich niemand zu gehören und ihre Mitgliedschaft ist nicht begriffsnotwendig auf einen bestimmten örtlichen Bezirk beschränkt; das Gemeinwesen erfüllt staatliche Aufgaben, die kleine Gemeinschaft nicht, oder jedenfalls nicht notwendig; das Gemeinwesen übt staatliche Herrschaftsgewalt aus, die kleine Gemeinschaft nicht; das Verhältnis des Einzelnen zu dem Gemeinwesen gehört dem öffentlichen Recht an, das Verhältnis des Einzelnen zur kleinen Gemeinschaft dem Privatrecht; kurz, das Gemeinwesen hat, genau wie der Staat, ein Gebiet, ein Volk, eine Gewalt; die kleine Gemeinschaft hat keinen dieser drei Faktoren.

III. DAS VERHÄLTNISS VON STAAT, GEMEINWESEN UND KLEINEN GEMEINSCHAFTEN

Bei der Notwendigkeit, wirtschaftliche Massnahmen für ein möglichst grosses Gebiet einheitlich zu ergreifen und Widerstände, die sich der wirtschaftlichen Gesamtplanung entgegenstellen, zu brechen, ist jeder Vorschlag absurd, der geeignet wäre, die Zentralgewalt in ihren eigenen Bezirken zu schwächen. Zu diesen gehören heute neben Wehrmacht und Aussenpolitik auch Wirtschafts- und Steuerpolitik und die Justiz.

Das Verhältnis von Staat zu Gemeinwesen auf dem ihm übertragenen Gebiet muss sich auf die Aufsicht beschränken; Aufsicht bedeutet Aufsicht über die Organe der Gemeinwesen und Ablehnung jeder Einwirkung auf die den Organen untergeordneten Beamten der Gemeinwesen. Zu den kleinen Gemeinschaften hat der Staat gar kein Verhältnis; soweit er nicht berufen ist, für bestimmte, von solchen Gemeinschaften verfolgte Zwecke Geldmittel bereit zu stellen, geht ihn die Existenz dieser kleinen Gemeinschaften nichts an.

Das Verhältnis von Gemeinwesen zu kleinen Gemeinschaften ist hingegen sehr eng. Und zwar stelle ich mir vor, dass die kleinen Gemeinschaften in irgendeiner Form zur Willensbildung der Gemeinwesen mit herangezogen werden müssen. Ich gehe weiter davon aus, dass niemand in eine Organstellung in einem Gemeinwesen gelangen kann, der nicht erfolgreich ein Mitglied einer kleinen Gemeinschaft ist oder war. Dabei gehört jede kleine Gemeinschaft zu demjenigen Gemeinwesen, in dessen Gebiet es vollständig liegt, sei es Gemeinde oder Stadt, Kreis oder Provinz. Eine über den örtlichen Rahmen der grössten Gemeinwesen hinausgreifende kleine Gemeinschaft kann möglicherweise für mehrere Provinzen oder für nur eine Provinz herangezogen werden. Das wird von Fall zu Fall zu entscheiden sein.

IV. FORM UND WESEN DER KLEINEN GEMEINSCHAFTEN

Während jeder sich unter einem Gemeinwesen etwas Bestimmtes vorstellen kann: eine Person des öffentlichen Rechts, ausgestattet mit dem Recht der Selbstverwaltung über ein bestimmtes Gebiet – wobei darüber

im Einzelnen noch manches zu sagen bleibt – bedarf der Begriff der kleinen Gemeinschaften näherer Erläuterung, weil man zwar ein undeutliches Gefühl dafür hat, was das sein soll, aber schwerlich im gegebenen Fall sagen kann, was eine solche Gemeinschaft ist.

Zunächst: es muss eine Person des Privatrechts sein: ein Verein, eine Genossenschaft; zweitens: ihr Zweck muss auf mehr gestellt sein als die materielle Förderung ihrer Mitglieder; drittens: sie muss autonom sein, d.h. sie muss sich aus sich selbst finanzieren und darf nicht der Einwirkung anderer Stellen unterstehen; viertens: sie muss sich einer Kontrolle unterstellen, die sich darauf erstrecken muss, ob sie ihren erklärten Zwecken gemäss geleitet wird und ob ihre Finanzgebarung in Ordnung ist; fünftens: es muss ihr von den die Aufsicht über das Gemeinwesen führenden Stellen das Recht verliehen sein, bei der Willensbildung einer oder mehrerer Gemeinwesen mitzuwirken.

Der letzte Punkt ist der wichtigste: nicht jeder Verein, der in seine Statuten als Zweckbestimmung aufnimmt, dass er beabsichtige, seinen Mitgliedern das Kegeln zu verbilligten Preisen zu ermöglichen und ausserdem diese Mitglieder staatspolitisch bilden will, kann beanspruchen, bei der Bildung des Willens des Gemeinwesens gehört zu werden. Den Ehrentitel und die Rechte einer kleinen Gemeinschaft kann er nur durch staatliche Verleihung erlangen. Es erscheint uns heute absurd, einer Innung Vertretungsrechte geben zu wollen, während eine Hausgemeinschaft, eine Vereinigung zur Erhaltung einer Bildungs- oder Kultstätte durchaus Ansprüche auf Berücksichtigung bei der Bildung des Willens eines Gemeinwesens hat. Im gegebenen Augenblick einer neuen Gemeinschaft dieses Recht zu verleihen, ist Sache des Staates; es ihr wieder zu entziehen, ist Sache der Kontrollorgane oder der von ihnen in Gang zu setzenden Verwaltungs- oder ordentlichen Gerichtsbarkeit.

Das Wesen einer kleinen Gemeinschaft besteht darin, eine Anzahl von Menschen zu einem ihnen gemeinsamen Zweck in einer solchen Weise zusammenzufassen, dass sie die Verfolgung ihres besonderen Zwecks als in den Rahmen der grossen Gesamtheit gestellt, begreifen und sich für die Entwicklung ihres besonderen Interesses als für einen Teil des Lebens der Gesamtheit verantwortlich fühlen. Die zwei wesentlichen Bestandteile sind daher der gemeinsame Zweck, der die Mitglie-

der einer kleinen Gemeinschaft zusammenführt und zusammenhält und das Gefühl der Verantwortung allen anderen gegenüber.

Der gemeinsame Zweck ist ein notwendiges Bindemittel, denn sonst hält die Gemeinschaft nicht zusammen. Dieser Zweck kann an sich alles sein, wofür mehrere Menschen sich zusammenfinden können: von typischen Gemeinschaftsleistungen angefangen wie Feuerwehr, Kindergärten, gemeinsame soziale Einrichtungen aller Art bis zu fast rein wirtschaftlichen Zusammenschlüssen wie Produktionsgenossenschaften in beschränktem Umfange, Einkaufs- und Absatzgenossenschaften, Wasser-, Deich- und Meliorationsgenossenschaften und rein wissenschaftlichen Vereinigungen wie historische, volkswirtschaftliche, physikalische fachwissenschaftliche Vereinigungen und kulturelle Vereinigungen wie Kirchen, Sekten, Schulinteressenten, Theatervereinigungen, Museumsvereinigungen u.s.f. Der Zweck kann daher mannigfaltig sein und man sollte sich nicht engherzig an irgendeine bestimmte Gruppe von Zwecken halten. Man darf nicht aus den Augen verlieren, dass die Stellung der kleinen Gemeinschaften dazu beitragen soll, Menschen aller Art in der Praxis der Verantwortung für einen Zweck und der Verantwortung für andere Menschen zu üben. Jede Engherzigkeit ist dabei fehl am Platz. Im kleinen Kreis kann sich ein grosses Verantwortungsbewusstsein entwickeln, während im grossen Wirkungskreis Selbstsucht viel wahrscheinlicher ist. – (Die Folge dieser Begriffsbestimmung ist, dass ein wirtschaftlicher Betrieb nie eine kleine Gemeinschaft werden kann, solange die Führung nur dem Betriebsleiter obliegt).

Umso strengere Anforderungen müssen dafür an die Entwicklung des Verantwortungsgefühls gestellt werden. Man wird nur in ganz seltenen Ausnahmefällen einer Vereinigung alsbald nach ihrer Gründung die Rechte einer kleinen Gemeinschaft verleihen können. In der Regel wird man mehrere Jahre praktischer Betätigung verlangen müssen; und man wird diese praktische Betätigung eingehend prüfen müssen. Man wird in der Regel verlangen, dass die Organe dieser Gemeinschaft kein Entgelt für ihre Tätigkeit erhalten und dass die laufenden Kosten ihrer Verwaltung aus Mitteln der Mitglieder aufgebracht werden; man wird ferner in der Regel verlangen, dass die Mitgliederzahl dieser Gemeinschaften so beschränkt ist, dass die Organe jeden Einzelnen kennen; erstrebenswert ist es sogar, dass alle Mitglieder sich unter einander kennen.

Die Kriterien, die sich als notwendig und geeignet erweisen werden, wird nur die Praxis lehren und es müssen Massnahmen getroffen werden, die eine möglichst einheitliche Handhabung für das gesamte Reichsgebiet sicherstellen.

Otto Heinrich von der Gablentz

Staat und Ethos

Der Staatswissenschaftler Otto Heinrich von der Gablentz gehört schon früh dem Kreisauer Kreis an. Im Sommer 1940 diskutiert er mit Moltke vor allem die theologische Begründung der Staatslehre und schreibt am 9. August 1940:

Lieber Moltke,

Ihre These ist richtig: Handlungen, die an sich ethisch nicht zu verantworten sind, können mit dem Staatsinteresse nicht entschuldigt werden. Zur Begründung dieser These muss man aber – glaube ich – weiter ausholen.

Im Gegensatz zu Ihnen meine ich, dass Staatslehre überhaupt nur von der Theologie her zu begründen ist. Ohne eine solche Begründung kommt man rettungslos in das Dilemma zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik, wie es Max Weber in seinem Vortrag «Politik als Beruf» aufgezeichnet hat. Entweder ist Ziel der Ethik das eigene Seelenheil, weltlich ausgedrückt die Selbstachtung. Dann bleibe ich stecken in der abstrakten Freiheit der Gesinnungsethik, die zwar autonom ist, aber nie zur Gestaltung kommt, sondern sich vorher aufreißt; oder Ziel der Ethik ist eine objektive Gestalt, ein Werk oder eine Gemeinschaft. Dann drängt sich als dauerhafte Gestalt der Gemeinschaft sehr bald der Staat als Selbstzweck auf. Dann endet man in der konkreten Notwendigkeit der Verantwortungsethik, die zwar gestaltet, aber heteronom bleibt und damit der eigentlichen Menschenwürde entbehrt.

Der Fehler sowohl der Gesinnungs- wie der Verantwortungsethik ist, dass beide ausgerichtet sind auf Selbstbehauptung, und nicht auf Hingabe. «Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?»

Oder lateinisch: «Propter vitam vivendi perdere causas». Die Frage nach den Causae vitae ist nur zu beantworten, wenn ich das Vertrauen habe, dass die Welt sinnvoll ist, und dass der demütige Mensch diesen Sinn verstehen und nach diesem Verständnis gestalten kann. Die richtige Ethik hat also «theonom» zu sein (Tillich).

Das heisst nun für die Staatslehre: Der Staat hat einen Sinn, soweit er sich ausrichtet nach dem Massstab des Reiches Gottes, nämlich durch den freien Menschen die richtige Ordnung der Dinge zu verwirklichen. Der Staatsmann, der um diesen Massstab weiss, kommt nicht mehr in Zwiespalt zwischen persönlicher und politischer Ethik. Es ist seine politische Pflicht, aus Liebe und Achtung zu handeln, und nicht aus dem Hass: auch dort, wo er hart sein muss, den Menschen nicht zu Mitteln für seine eigenen Zwecke zu vergewaltigen, auch dort, wo er vorübergehend mit Dingen Raubbau treiben muss, die dauernde Ordnung der Dinge nicht zu vergessen.

Er wird sich im Dienst des Reiches mit grosser Schärfe selbst durchsetzen müssen; aber er wird dabei nicht versäumen, dass Chancen und Menschen übrigbleiben müssen, um entweder später für die eigene Sache gewonnen zu werden, oder aber, wenn die eigene Sache sich als unzulänglich erweist, Irrtümer korrigieren zu können. Wir brauchen ein politisches Asylrecht. Auch Kräfte, die wir aus dem politischen Leben zunächst ausschalten müssen, dürfen nicht zerstört werden, weil sie irgendeinmal wieder gebraucht werden, wenn der Staat dauerhaft sein und nicht nur auf unserer subjektiven Haltung errichtet sein soll.

Auch diese Aufstellung ist notwendig abstrakt. Inhaltliche Ziele kann man nur für einen bestimmten Staat zu bestimmten Zeiten angeben. Die richtige Gemeinschaft im Staat ist erreicht, wenn die Einsicht in die inhaltlichen Aufgaben so stark und gleichmässig ist, dass man der Besinnung auf die Ethik lediglich zur Korrektur bedarf. Einen Staat führen kann nur, wer für diese inhaltliche Aufgabe zu begeistern weiss. Wenn der Ethiker sich das nicht zutrauen darf, soll er die Finger von der Politik lassen. [...]

II. Die christliche Morallehre ist völlig gleichgültig. Es gibt eine für alle Menschen gleich richtige abstrakte Moral, eine «humanistische», dem Stoiker ebenso einleuchtend wie dem Christen und dem Konfuzianer. Für uns ist sie am eingängigsten formuliert in Goethes Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, was uns gleich ist und was über uns ist. Wenn

die Kirche etwas taugt, d.h. wenn sie eine reale geistliche Substanz hat, eine «magische» Macht, dann werden ihre Glieder auch diese Moral ernst nehmen. Wenn die Kirche ihre magische Macht verliert, zur bloßen moralpredigenden Organisation wird, dann ist sie auch pädagogisch nicht mehr zu gebrauchen. Kirche lebt vom Sakrament, vom Gebet, von der Meditation, aber nicht von der Sittenlehre.

Der Staat muss etwas riskieren im Verhältnis zur Kirche. Er muss völlige Freiheit lassen für den Gottesdienst und für die Verkündigung, d.h. für die christliche Deutung von Natur und Geschichte. Er darf nicht nur, sondern er muss auch der Kirche solche Haltungen und Lehren untersagen, die er seinen Staatsbürgern sonst auch untersagen würde, nämlich alle, die ehrfurchtslos und gehässig sind; denn da trifft er keine Kirche mehr, sondern nur subjektive Auswüchse verirrter Christen.

Der Staat kann und soll sich auch gesetzlich verhalten gegen jede Form der Staatskirche bis hin zur Kirchensteuer. Das Beste, was die Kirche erwarten kann, ist, dass die längst überständige Kirchensteuer allmählich abgebaut wird, und dass man vielleicht noch über die Wiederherausgabe früher säkularisierten Kirchengutes verhandelt. Wenn der Staat die Kirche so leben lässt, aber sie auch in ihrem eigenen Leben nicht stört, dann wird er die Genugtuung haben, seine besten Diener aus ihren Gliedern nehmen zu können, weil sie einsichtiger und selbstloser sind als die anderen, nicht aus Moral, sondern weil sie sich der Gnade unbefangener öffnen.

*Helmuth James Graf von Moltke/
Peter Graf Yorck von Wartenburg*

Über die Grundlagen der Staatslehre

Moltke und Yorck diskutierten im Kreis ihrer Freunde immer wieder über die sittlichen Grundlagen des Staates. 1940/41 stellten sie die Ergebnisse in einer Kurzfassung zusammen:

ÜBER DIE GRUNDLAGEN DER STAATSLEHRE (KURZE FASSUNG)

Der Inhalt des Staates lässt sich in drei Beziehungen fassen: im Verhältnis des Staates zum Einzelnen, im Verhältnis des Staates zur Wirtschaft und im Verhältnis des Staates zum Glauben.

Der Inhalt des Staates erschöpft sich in diesen drei Beziehungen.

Diese drei Beziehungen füllen jedoch zugleich den ganzen Inhalt des Staates aus.

Diese drei Beziehungen stehen schliesslich auch unabhängig nebeneinander.

Die Beziehung des Staates zum Einzelnen:

Es ist der Sinn des Staates, Menschen die Freiheit zu verschaffen, die es ihnen ermöglicht, die natürliche Ordnung zu erkennen und zu ihrer Verwirklichung beizutragen.

Die Beziehung zwischen Staat und Wirtschaft:

- A. Der Staat ist der unbeschränkte Herr der Wirtschaft.
- B. Es ist Aufgabe des Staates, durch die Verteilung des wirtschaftlichen Ergebnisses
 - a. Allen die Beschaffung der notwendigen Lebensgüter zu ermöglichen;
 - b. zu verhindern, dass Einzelne sich einen ungerechten Anteil an den überschüssigen Lebensgütern verschaffen und dass Einzelne, Viele oder Alle die wirtschaftlichen Möglichkeiten zu blosser Ablenkung oder zur Herstellung von wirtschaftlichen Herrschaftsverhältnissen missbrauchen;
 - c. die nichtwirtschaftlichen Zwecke des Staates zu fördern;
 - d. die Mittel für alle höheren Zwecke bereitzustellen, ohne der Wirtschaft Einfluss auf den Inhalt dieser Zwecke zu gestatten.
- C. Es ist Aufgabe des Staates zu verhüten, dass die durch die wirtschaftliche Betätigung errungene Unabhängigkeit von der Natur nicht durch eine erhöhte rein wirtschaftliche Abhängigkeit von anderen Menschen erkaufte wird.

Die Beziehung zwischen Staat und Glauben fasse ich in folgenden Thesen zusammen:

- A. Es gibt keine theologische Lehre vom Staat, sondern nur eine solche vom Menschen im Staat; es gibt also auch keinen christlichen Staat.
- B. Bei der Formulierung einer Staatsgrundlehre gehen wir von für den Einzelnen verbindlichen Grundsätzen der Ethik aus, die eine «humanis-

tische» Ethik ist und unabhängig von dem Offenbarungsgehalt einer christlichen oder einer anderen Religion.

C. Der Staat ist amoralisch, weil er abstrakt ist.

D. Um den Sinn des Staates zu erfüllen, muss der Staatsmann sich durch ethische Gebote, aus welcher Quelle auch immer er sie ableiten mag, verpflichtet fühlen, befähigt sein, die Ordnung aus der Natur der Dinge zu erkennen und nach dieser Erkenntnis zu handeln. Dieser Aufgabe werden die meisten Menschen nur durch den Glauben gewachsen sein. Die Schaffung und Erziehung des rechten Staatsmannes wird daher im Ergebnis die Erziehung des christlichen Staatsmannes bedeuten.

E. Zur Aufgabe des Staates gehört es, die Erkenntnis der natürlichen Ordnung bei allen Einzelnen zu fördern; dazu bedarf er des Glaubens dieser Einzelnen, da nur wenigen gegeben ist, diese Ordnung ohne und ausserhalb der Offenbarung zu erkennen.

Helmuth James Graf von Moltke

Schwerpunkte der Neuordnung

Auf der ersten Kreisauer Zusammenkunft Pfingsten 1942 wurden vor allem Fragen des Verhältnisses von Kirche und Staat, Probleme der Erziehung und die Aufgaben einer neuen Kulturpolitik besprochen. Moltke fasste die Ergebnisse zusammen:

ERGEBNISSE DER BESPRECHUNGEN VOM 22. BIS 25. MAI 1942

I. Grundsätzliche Erklärungen

1. Kirche und Staat

Wir sehen im Christentum wertvollste Kräfte für die religiös-sittliche Erneuerung des Volkes, für die Überwindung von Hass und Lüge, für den Neuaufbau des Abendlandes, für das friedliche Zusammenarbeiten der Völker. Wir begrüßen und anerkennen den bereits erfolgten Zusammenschluss von führenden Männern bestehend aus je einem Bischof als Vertretern der beiden grossen christlichen Bekenntnisse, für eine einheitliche Regelung aller die Gestaltung des öffentlichen Lebens betreffenden gemeinsamen Fragen der christlichen Weltanschauung.

Gewährleistet werden die Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie die öffentliche Ausübung der christlichen Religion. Alle Geistlichen und Laien, die wegen ihrer christlichen Haltung ungerecht oder unter faden-scheinigen Gründen verhaftet worden sind, erhalten die Freiheit. Auf-enthaltsbeschränkungen fallen fort. Die Freiheit für die Arbeit kirchlicher Organisationen, wie Jugend-, Gesellen- und Standesvereine, wird wiederhergestellt. Die Entfaltung religiösen Schrifttums wird wieder ermöglicht. Im gesamten Bildungswesen sowie im Film und Rundfunk erhält das christliche Gedankengut den ihm gebührenden Platz. Den Eltern steht das natürliche Recht zu, ihre Kinder nach den Grundsätzen des christlichen Glaubens und nach den Forderungen ihres eigenen Gewissens zu erziehen. Auch der Staat wird dazu beitragen, die innere und äussere Zerrissenheit der Familie zu überwinden. Der Sonntag ist von staatlichen Pflichtveranstaltungen frei.

Autonomie und Selbstverwaltung werden der Deutschen Evangelischen Kirche und der Römisch Katholischen Kirche zugesichert. Auf den Grundlagen der historischen Entwicklung und des geltenden Rechts aufbauend soll die Staatsaufsicht in sachlicher und personeller Hinsicht den veränderten Verhältnissen entsprechend fortentwickelt werden.

Über die künftige Rechtsstellung der übrigen Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften ergehen nach vorangegangenen Verhandlungen mit diesen nähere Bestimmungen.

2. Schule

Die Erziehungsarbeit, die die Schule gemeinsam mit Familie und Kirche zu leisten hat, bestimmt die künftige Stellung des Menschen zu Gott und seine tätige Mitgliedschaft in den lebendigen, natürlichen Gemeinschaften: Familie, Beruf und Volk, Gemeinde, Staat und Kirche. Die Schule soll das Recht des Kindes auf eine ihm gemässe Erziehung verwirklichen. Sie soll seine sittlichen Kräfte wecken und stärken. Tätiges Lernen formt den Charakter für das spätere Leben. Das Kind soll jenes Mass von Wissen und Können erwerben, das dem geforderten Leistungsbild seiner Altersstufe entspricht.

Die Charaktererziehung bildet einen anständigen Menschen religiöser Grundhaltung, der gute Sitte und Rechtlichkeit, Wahrheit und Aufrichtigkeit, Nächstenliebe und Treue vor seinem Gewissen zur Richtschnur des Handelns zu machen imstande ist. Der so erzogene Mensch

wird die Reife besitzen, selbstverantwortliche Entscheidungen zu treffen. Lernen dient der sittlichen Bildung der Persönlichkeit und der Vorbereitung auf das praktische Leben.

Fachschulen und Höhere Schulen, die auf der Volksschule oder deren Grundstufe aufbauen, schaffen in lebendiger Fortführung der Volksschularbeit bei wachsender Mitverantwortung des Schülers ein organisch gefügtes Wissen und Können.

Die staatliche Schule ist eine christliche Schule mit Religionsunterricht beider Konfessionen als Pflichtfach. Der Unterricht wird im Auftrage der Kirchen nach Möglichkeit durch Geistliche ausgeübt.

Die seitherigen Universitäten werden in Hochschulen und Reichsuniversitäten gegliedert. Den Hochschulen obliegt die fachliche Ausbildung für jene Berufe, die eine abgeschlossene höhere Schulbildung und eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung erfordern. Die Reichsuniversitäten sind Stätten universell gerichteter Forschung und Lehre. Sie sind der oberste Hort wissenschaftlicher Bildung und setzen den fachlich bewährten Studenten und die geistig hervorragende Persönlichkeit als Forscher und Lehrer voraus. Lehraufgabe der Universität ist die wissenschaftliche Schulung und Bildung derjenigen Träger öffentlicher Dienste, denen leitende Befugnisse und damit höchste Verantwortung zukommen.

II. Allgemeine Richtlinien

Universitäten und Hochschulen

Die Reichsuniversitäten sind Stätten universell gerichteter, wissenschaftlicher Arbeit. Sie werten die fachliche Forschung der Hochschulen aus und sichern ihre Bezogenheit auf das Ganze der Wissenschaften. Dieser Auftrag richtet sich an den Lehrkörper als Gemeinschaft. Der Lehrkörper muss aus Forschern bestehen, die fachwissenschaftliche Bewährung mit universaler Sicht verbinden. Die Spezialisierung bestimmt die Form aller wissenschaftlichen Arbeit; ein Gesamtbild der Wissenschaft setzt die gemeinschaftliche Leistung führender Männer aller klassischen Fakultäten voraus.

An jeder Reichsuniversität sind die klassischen Fakultäten mit ihren Grundfächern vertreten. Eine zu weite Spezialisierung würde die innere Einheit stören; sie gehört an die Hochschulen. – Neben der Forschung soll die Reichsuniversität höchste Bildung anstreben.

Der Charakter der Reichsuniversität als oberster Ort wissenschaftlicher Forschung und Lehre setzt den fachlich geschulten und bewährten Studenten voraus und beschränkt den Kreis der Zugelassenen. Voraussetzung für die Zulassung zur Reichsuniversität ist der Reifeausweis des humanistischen Gymnasiums und das abgeschlossene Studium an einer Hochschule.

Die Lebensform der Universität als einer Forschungs-, Lehr- und Lerngemeinschaft verlangt möglichst geschlossene Wohn- und Lebensverhältnisse in denen Arbeitsstätte und Wohnbezirk sich eng durchdringen. Die Mittelstadt bietet die günstigsten Voraussetzungen. Die Universitätsstadt soll Mittelpunkt einer lebendigen und durch geschichtliche Prägung besonders ausgezeichneten Landschaft sein.

Die Verfassung der Reichsuniversität baut auf weitgehender Autonomie und Selbstverwaltung auf. Der erste Rektor wird vom Staate ernannt; die ersten Lehrer an den Reichsuniversitäten werden auf Vorschlag des Rektors vom Staate berufen. Die Reichsuniversität verleiht den Grad des Magister als Ausweis über ihren erfolgreichen Besuch. Der Grad eines Magister ist in der Regel Voraussetzung für die Berufung zu leitenden Aufgaben im öffentlichen Dienst, die mit höchster Verantwortung ausgestattet sind.

Den Hochschulen obliegt die fachliche Ausbildung für jene Berufe, die eine abgeschlossene höhere Schulbildung und eine gründliche wissenschaftliche Durchbildung erfordern. Die Ausbildung des theologischen Nachwuchses obliegt den Kirchen. Das Gefüge der staatlichen Hochschulen gliedert sich folgendermassen:

Rechtswissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, Medizin, Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften, Erziehungswissenschaften, Landwirtschaft, Tierheilkunde, Forst, Technik, Bergbau.

Um die fachliche Forschung und Lehre vor spezialistischer Enge zu bewahren und ihre lebendige Einordnung in das Gesamtgefüge der Wissenschaften zu gewährleisten, wird von jedem Hochschullehrer der Magistergrad gefordert.

III. Anmerkungen

1. Die Frage, ob die Lehrerbildung in die Hochschulen oder in die Fachschulen gehört, ist offen. Die Aufzählung der Hochschulfächer müsste gegebenenfalls berichtigt werden.

2. Über die Herausgabe neuer Lehrbücher wurden gewisse Richtlinien vereinbart. Ein einheitliches neues Geschichtsbuch wird für möglich gehalten. Verbot der jetzigen Lehrbücher ist jedoch erforderlich auch ehe die neuen da sind.

3. Staatlicher Verhandlungspartner für die beiden Bischöfe ist der Reichskanzler. Die sonstige Verwaltungsarbeit auf dem Gebiet Kirche und Staat gehört zum Innenminister.

4. Eine «Deutsche Christenschaft» wird zur Erwägung vorgeschlagen, der alle Christen ohne Rücksicht auf ihr Bekenntnis angehören und die die Berücksichtigung der christlichen Gesichtspunkte in allen, auch den lokal zu erledigenden Angelegenheiten mit staatlichem Einschlag sicherstellen soll.

Diese Fassung, die wörtlich den korrigierten Entwürfen entspricht, ist das Ursprungsexemplar. Die Vorentwürfe und ihre Korrekturen sind vernichtet.

Kreisau, den 27. Mai 1942.

Carlo Mierendorff und andere

Sozialistische Aktion

Auf der zweiten Kreisauer Haupttagung Pfingsten 1943 wurde unter massgeblichem Einfluss der sozialdemokratischen Mitglieder des Kreises, vor allem von Carlo Mierendorff, ein Programm der «Sozialistischen Aktion» verabschiedet.

Berlin, den 14.6.43.

Am heutigen Tag, dem Pfingstsonntag 1943, haben die Unterzeichneten feierlich beschlossen, ihr gemeinsames Handeln als Sozialistische Aktion durch die Aufstellung des nachstehenden Aktionsprogramms zu bekräftigen.

Die Sozialistische Aktion ist eine überparteiliche Volksbewegung zur Rettung Deutschlands.

Sie kämpft für die Befreiung des deutschen Volkes von der Hitlerdiktatur, für die Wiederherstellung seiner durch die Verbrechen des Nazismus niedergetretenen Ehre und für seine Freiheit in der sozialistischen Ordnung.

Den Aktionsausschuss bilden Vertreter der christlichen Kräfte, der

sozialistischen Bewegung, der Kommunistischen Bewegung und der liberalen Kräfte als Ausdruck der Geschlossenheit und Einheit.

Der Kampf wird geführt unter dem Banner der Sozialistischen Aktion, der roten Fahne mit dem Symbol der Freiheit: dem mit dem Kreuz vereinten sozialistischen Ring als Zeichen der unverbrüchlichen Einigkeit des arbeitenden Volkes.

Die Sozialistische Aktion ruft in dieser schweren Stunde das arbeitende Volk in Stadt und Land und unsere tapferen Soldaten zum Kampf auf in der Überzeugung, dass die Rettung des gemeinsamen Vaterlandes vor politischem, moralischem und wirtschaftlichem Verfall nur möglich ist durch:

1. Wiederherstellung von Recht und Gerechtigkeit.
2. Beseitigung des Gewissenszwanges und unbedingte Toleranz in Glaubens-, Rassen- und Nationalitätenfragen.
3. Achtung vor den Grundlagen unserer Kultur, die ohne das Christentum nicht denkbar ist.
4. Sozialistische Ordnung der Wirtschaft, um Menschenwürde und politische Freiheit zu verwirklichen und die Existenzsicherheit der Angestellten und Arbeiter in Industrie und Landwirtschaft sowie des Bauern auf seiner Scholle zu schaffen, die die Voraussetzung von sozialer Gerechtigkeit und Freiheit ist.
5. Enteignung der Schlüsselbetriebe der Schwerindustrie zu Gunsten des deutschen Volkes als Grundlage der sozialistischen Ordnung der Wirtschaft, um mit dem verderblichen Missbrauch der politischen Macht des Grosskapitals Schluss zu machen.
6. Selbstverwaltung der Wirtschaft unter gleichberechtigter Mitwirkung des arbeitenden Volkes als Grundelement der sozialistischen Ordnung.
7. Sicherung der Landwirtschaft vor der Gefahr, zum Spielball kapitalistischer Interessen zu werden.
8. Abbau des bürokratischen Zentralismus und organischer Aufbau des Reiches aus den Ländern.
9. Aufrichtige Zusammenarbeit mit allen Völkern, insbesondere in Europa mit Grossbritannien und Sowjetrußland.

Noch hat das deutsche Volk keine Möglichkeit, seine Stimme zu erheben. Umso lauter rufen die Ruinen und Gräber zur Sammlung, zur Aktion! Es gilt zu handeln, ehe unsere Heimat ganz zerstört und der Zu-

sammenbruch vollständig ist. Nur die Einheitsfront aller Feinde des Nationalsozialismus kann diese Tat vollbringen.

Im Gedenken an die Toten des Krieges und die Märtyrer der Freiheit, die vom Machtwahn des Faschismus hingemordet wurden, und an die Leiden unserer Soldaten geloben wir:

Nie wieder soll das deutsche Volk sich im Parteienstreit verirren! Nie wieder darf die Arbeiterschaft sich im Bruderkampf zerfleischen! Nie wieder Diktatur und Sklaverei!

Ein neues Deutschland muss erstehen, worin sich das schaffende Volk sein Leben im Geist wahrer Freiheit selbst ordnet.

Der Nationalsozialismus und seine Lügen müssen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, damit wir die Achtung vor uns selbst zurückgewinnen und der deutsche Name wieder ehrlich wird in der Welt. Das Gebot der Stunde lautet: Fort mit Hitler! Kampf für Gerechtigkeit und Frieden!

Schwere Jahre stehen uns bevor. Fast übersteigt es Menschenkraft, das wieder aufzurichten, was Hitlers Machtwahn und der Krieg vernichtet haben.

Dennoch! Die Sozialistische Aktion geht entschlossen an die Aufgabe heran. Sie ruft alle aufrechten Deutschen zu ehrlicher Mitarbeit. Wir werden unsere ganze Kraft einsetzen, unser ganzes Können, unser ganzes Selbstvertrauen; und werden dadurch schliesslich vor der Geschichte den Beweis erbringen, dass wir doch stärker sind als unser Schicksal, indem wir es meistern.

Bestrafung von Rechtsschändern

Im Kreis der Freunde um Helmuth James Graf von Moltke und Peter Graf Yorck von Wartenburg blieb umstritten, ob die Gesetze für die Bestrafung der NS-Gewaltverbrecher rückwirkend erlassen werden sollten. Die Wiederherstellung der Grundsätze des Rechtsstaates war für die Kreisauer eine wesentliche Voraussetzung für die Überwindung der Diktatur aus eigener Kraft. Dies zeigt auch die Überarbeitung der Denkschrift vom 23. Juli 1943:

BESTRAFUNG VON RECHTSSCHÄNDERN

Als Rechtsschänder ist zu bestrafen, wer wesentliche Grundsätze des göttlichen oder natürlichen Rechts, des Völkerrechts oder des in der Gemeinschaft der Völker überwiegend übereinstimmenden positiven Rechts in einer Art bricht, die erkennen lässt, dass er die bindende Kraft dieser Rechtssätze freventlich missachtet.

Rechtsschänder ist auch, wer den Befehl zu einer rechtsschändenden Handlung gibt, in verantwortlicher Stellung dazu auffordert oder allgemeine Lehren oder Weisungen rechtsschändender Art erteilt.

Mittäterschaft, Beihilfe und Anstiftung beurteilen sich nach dem allgemeinen Strafrecht.

Bei einer auf Befehl begangenen Rechtsschändung ist der Befehl kein Strafausschlussgrund es sei denn, dass es sich um eine unmittelbare Bedrohung von Leib oder Leben des Täters handelt oder ein sonstiger Zwang vorliegt, der nach den näheren Umständen die Befolgung des Befehls nicht als offenkundig unsittlich erscheinen lässt. Insbesondere ist der Befehl kein Strafausschlussgrund, wenn der Täter durch sein Verhalten vor, bei oder nach der Tat erwiesen hat, dass er den Befehl billigt.

Sind Rechtsschändungen vor Erlass dieses Gesetzes begangen worden, so ist das Verfahren mit einem feststellenden Urteil abzuschliessen, dass der Angeklagte der Rechtsschändung schuldig ist.

Wer der Rechtsschändung hinreichend verdächtig ist, kann durch öffentlich bekanntzugebende Entscheidung des Gerichts, der Staatsanwaltschaft oder der höheren Verwaltungsbehörde in die Acht erklärt werden. Der Geächtete kann von jedermann ergriffen werden. Er ist der Polizei zu übergeben und von dieser alsbald dem zuständigen Gericht vorzuführen. Alle sonstigen Schutzbestimmungen betreffend vorläufige Festnahme und Haft entfallen gegenüber dem Geächteten. Die Acht endet mit der Verurteilung oder Freisprechung des in die Acht Erklärten oder mit der Einstellung des Verfahrens.

BEGRÜNDUNG

Unter der nationalsozialistischen Herrschaft sind zahlreiche Verletzungen des Rechts begangen worden. Sie sind nach Art, Ausmass und Willensrichtung schwerwiegend und verabscheuenswert. Ihre Bestrafung ist zur Wiederaufrichtung der Herrschaft des Rechts und damit des inneren und äusseren Friedens ein dringendes Gebot. Wenn dem Recht wieder zum Siege verholfen werden soll, so kann das nur auf dem Wege des Rechts selbst und nicht durch Massnahmen geschehen, die von politischen Zwecken oder von der Leidenschaft bestimmt werden.

Aus dem Sinn des Rechts selbst wie aus politischer Zweckmässigkeit heraus muss eine sittliche, würdige Lösung gefunden werden.

Art. 229 regelte die Zuständigkeit dahin, dass bei strafbaren Handlungen gegen Staatsangehörige einer Siegermacht, deren Militärgerichte, bei Handlungen gegen Angehörige verschiedener Mächte, vor Militärgerichte gestellt würden, die sich aus Richtern dieser verschiedenen Länder zusammensetzen sollten.

Es handelte sich hier also nicht um Bestrafung durch Gerichte der Völkergemeinschaft, sondern durch Organe der Siegermächte. Im Gegensatz zu der damaligen Fehllösung, die eine Mitwirkung deutscher Stellen praktisch unmöglich machte, muss jetzt eine sittliche, würdige Lösung erstrebt werden, die aus dem Sinn des Rechts herauswächst. Nur eine solche Lösung kann ein Eckstein des Friedens werden, anstatt ihn zu gefährden.

Das Verlangen der Auslieferung von Rechtsschändern zur Bestrafung durch Gerichte der einzelnen Siegermächte oder deren Gesamtheit widerspricht der natürlichen Würde der persönlich handelnden Staatsmänner und des ausliefernden Volkes. Die Gestaltung eines Handelns in persönlicher Würde ist aber die Grundvoraussetzung für jede glückliche Zukunftsgestaltung der Völkergemeinschaft.

Die Bestrafung durch ein gemeinsames Völkergericht und die Unterstellung der Rechtsschänder unter dessen richterliche Autorität verletzt nicht Recht und Würde. Es wird dadurch vielmehr ein Beitrag geleistet, der zur Grundlage und zum Prüfstein der zukünftigen gemeinsamen Zusammenarbeit der Völkergemeinschaft werden könnte.

Dieses gemeinsame Gericht aller am Kriege gleich auf welcher Seite beteiligten Völker oder auch aller Völker der Welt könnte allein die nötige sittliche und rechtliche Autorität haben, um das Mass sittlicher und rechtlicher Aburteilung auszusprechen, welches die Rechtsschändungen verdienen. Ein Scheinspruch durch nicht dem wirklichen Recht entsprechend zusammengesetzte Organe bewirkt nicht die Wiederherstellung des Rechts, fördert vielmehr das Gegenteil.

Gelingt dieser Versuch einer gerechten Beseitigung dieses für alle Beteiligten schwer lastenden Friedenshemmnisses, so bedeutet das einen weiteren Schritt zur Verwirklichung der Herrschaft des Rechts zwischen den Völkern und aus Unheil quillt Segen. Wird die Lösung aber ohne als gerecht anzuerkennendes Gericht rein praktisch politisch vorgenommen, so wird Unrecht mit Unrecht beantwortet, und die Gewalt, welche als Rechtsquelle gerade gebrochen werden muss, wird in ihrer Funktion als letzter Schiedsrichter erneut bestätigt.

Weisungen an die Landesverweser

Die Überlegungen zur organisatorischen Vorbereitung einer Neuordnung nach dem Untergang des nationalsozialistischen Regimes fanden ihren vorläufigen Abschluss in den mehrfach überarbeiteten «Weisungen an die Landesverweser». Sie sollten die Grundlage für eine neu aufzubauende Verwaltung bilden.

ERSTE WEISUNG AN DIE LANDESVERWESER

Das innerliche und äussere Elend des deutschen Volkes kann nur gemildert und eine kraftvolle Neugestaltung seines Geschicks nur in Angriff genommen werden auf Grund eines klaren und einheitlichen Bildes von der deutschen Zukunft. Eine solche fest geschlossene Anschauung ist umso notwendiger, als die militärische und politische Entwicklung dazu führen kann, dass einzelne Landesteile militärisch besetzt und abgetrennt werden oder dass sogar eine Regierung des deutschen Reiches nicht vorhanden ist oder jedenfalls nicht die Möglichkeit der verbindlichen Befehlsgebung hat.

Es ist eine zwingende Notwendigkeit, dass unter solchen Umständen in den einzelnen Ländern und Landesteilen verantwortlich führende Persönlichkeiten auch ohne die Möglichkeit gegenseitiger Abstimmung und Fühlungnahme einheitlich und in den Grundfragen übereinstimmend handeln und auf diese Weise die innere Zusammengehörigkeit der deutschen Länder als Kulturnation erhalten und erhärten.

Die anliegenden Grundsätze, die sich angesichts der Mannigfaltigkeit der Entwicklungsmöglichkeiten auf das Fundamentale beschränken, sollen sicherstellen, dass bei möglicherweise ungünstiger Kriegsentwicklung ein gleichgerichteter Wille der Deutschen den anderen Nationen gegenübertritt.

1.

Die freiheitlich gesonnene deutsche Arbeiterschaft und mit ihr die christlichen Kirchen vertreten und führen diejenigen Volkskräfte, aus denen heraus der Aufbau in Angriff genommen werden kann. Sie allein garantieren in diesem Augenblick auf Grund ihrer fortwirkenden geistigen Überlieferung, dass die Substanz des deutschen Volkes als die Kulturnation gewahrt bleibt und sein Zusammenhalt als Staatsnation aus seiner gegenwärtigen Gefährdung gerettet werden kann. Auf diese Kräfte gestützt, übertragen wir Ihnen die hohe Verantwortung, in dem Ihnen überwiesenen, in seinen Abgrenzungen aus der anliegenden Karte ersichtlichen Gebiet das Amt des Landesverwesers zu übernehmen und sich in den Besitz der dazu erforderlichen Machtmittel zu setzen. Die Wehrkreisbefehlshaber werden angewiesen, Ihren Weisungen zu folgen.

Der Landesverweser ist dem Reich verantwortlich für die Gestaltung der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Kräfte des Landes:

1. Er soll für die Rechtssicherheit, persönliche Freiheit und echte Mitverantwortung der gesamten Landesbevölkerung Sorge tragen und so dem politischen Ausdruckswillen des Landes in seiner natürlichen Entfaltung und in der angestrebten Selbstverwaltung dem besonderen Charakter der Landschaften zur Geltung verhelfen.

Um hierbei den wertvollen Kräften des Landes Ansatzpunkte zu verantwortlicher Mitarbeit zu geben, müssen Sie deshalb unverzüglich da-

für sorgen, dass angesehene und bewährte Persönlichkeiten in Stadt und Land mit diesen Aufgaben betraut werden.

2. Der Landesverweser soll in engem Einvernehmen mit den anerkannten Kulturträgern des Landes dem Neuaufbau einer christlichen Erziehung und damit einer echten Erneuerung des geistigen Lebens den Weg bahnen. Hierzu ist vor allem eine alsbaldige, auf beiderseitiges Vertrauen gegründete Zusammenarbeit von Land und Kirche erforderlich.

Zu diesem Zweck haben Sie unverzüglich Verbindung mit Vertretern der Kirchen Ihres Landes aufzunehmen.

3. Insbesondere soll der Landesverweser die verantwortliche Mitwirkung der Werk tätigen in Verwaltung und Wirtschaft herbeiführen.

Zu diesem Zweck treten Sie unverzüglich mit den Beauftragten der deutschen Gewerkschaften in Verbindung, die als allein berechnigte Vertreterin der Werk tätigen anzuerkennen ist.

In der Anlage I sind diese Grundsätze näher dargelegt.

In ihrer Durchführung sind folgende Richtlinien zu befolgen:

I.

1. Bei der Personalbesetzung haben Sie vollständige freie Hand zu allen Massnahmen, die Sie zur Sicherstellung einer geordneten Verwaltung und zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung für erforderlich halten. Aus wichtigen Stellungen sind alle irgendwie führenden Nationalsozialisten grundsätzlich zu entfernen.

Nach Auswahl Ihrer engsten Mitarbeiter sind zunächst die Schlüsselstellungen mit unbedingt zuverlässigen Kräften zu besetzen. Das Recht der Personalbesetzung steht Ihnen auch gegenüber den Reichsbehörden und Gebietskörperschaften in Ihrem Lande zu.

Die endgültige Ernennung mit beamtenrechtlicher Wirkung kann erst nach Ihrer Bestätigung als Landesverweser vollzogen werden.

2. Im Fall der Erklärung des Belagerungszustandes (Ausnahmestandes) bleibt der militärische Inhaber der vollziehenden Gewalt Ihnen allgemeinen politischen Weisungen unterworfen.

3. Bei den notwendigen Verhaftungen hat der Massstab des persönlichen Verschuldens insbesondere unter Berücksichtigung der als Anlage II beiliegenden Bestimmungen über die Rechtsschänder zu gel-

ten; das Verschulden ist möglichst umgehend im ordentlichen Rechtswege zu prüfen und abzuurteilen. Darüber hinaus sind alle Personen zu verhaften, bei denen der Verdacht besteht, dass sie den Staat bei der Durchführung seiner notwendigen Massnahmen hindern könnten.

Die Befreiung der zu Unrecht ihrer Freiheit Beraubten ist sofort in die Wege zu leiten.

Sie sind gehalten, alle erforderlichen Massnahmen zu ergreifen, ohne auf Weisungen übergeordneter Stellen zu warten.

4. Die durch die Neuabgrenzung der Länder notwendig werden- den Grenzberichtigungen haben Sie in Zusammenarbeit mit den Landes- verwesern der Nachbarländer sofort durchzuführen. Eine ständige Füh- lungnahme mit allen benachbarten Landesverwesern ist vordringlich si- cherzustellen. Für die Post- und Eisenbahnverwaltung sowie die Wehr- macht verbleibt es zunächst bei der bisherigen Gebietsabgrenzung.

II.

1. Alle Gesetze und Anordnungen, die Einzelne wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation, Rasse oder Religion benachteiligen, sind nicht anzuwenden; darauf beruhende diskriminierende Massnahmen sind sofort aufzuheben. Darüber hinaus bleiben die beste- henden Gesetze und Verwaltungsanordnungen zunächst grundsätzlich in Kraft.

2 a) Alle Massnahmen, die der Aufrechterhaltung der Kampfkraft der deutschen Wehrmacht oder, in einem späteren Zeitpunkt, der geord- neten Demobilmachung dienen, sind als Reichsaufgaben mit Vorrang vor allen anderen sachlichen Aufgaben durchzuführen; die dafür not- wendigen Leistungen sind ohne Rücksicht auf etwaigen Widerstand durchzusetzen.

b) Es muss unter allen Umständen vermieden werden, dass die geordnete Weiterführung des bestehenden wirtschaftlichen Aufbrin- gungs- und Verteilungssystems gestört wird. Eingriffe in den Versor- gungsstrom und Lockerungen des Kartensystems sind die grösste Ge- fahr.

3. Neben der Aufrechterhaltung der Integrität Ihres Landes und der Ordnung und Sicherheit in Ihrem Lande ist Ihre vornehmste Aufgabe der Aufbau der Selbstverwaltung nach Massgabe der in Anlage I beige- fügten Grundsätze. Dabei sind die wirtschaftlichen Interessen und politi

schen Kräfte in Ihrem Lande möglichst vollständig in den Rahmen dieser Selbstverwaltung einzubauen, die bürokratische Verwaltung einzuschränken und Ihre eigene Autorität von unten her fest zu begründen.

4. Sie haben das Erforderliche zu tun, damit die Wirtschaft die notwendigen Umstellungsmassnahmen möglichst ohne Hilfe von aussen und unter Aufrechterhaltung eines angemessenen Beschäftigungsgrades durchführen kann. Zur Herstellung dauerhafter Verhältnisse ist die Abwanderung nicht ansässiger Arbeitskräfte zu begünstigen. Einwanderungsbeschränkungen und Aufenthaltsbeschränkungen sind gegenüber Deutschen unzulässig.

5. Zur Bestreitung der notwendigen Kassenbedürfnisse sind Sie befugt, auf Grund des Reichsleistungsgesetzes die erforderlichen Geldmittel in Anspruch zu nehmen.

Helmuth James Graf von Moltke

Wir haben nur gedacht...

Am 10. Januar 1945 verhandelte der Volksgerichtshof gegen die Angehörigen des Kreisauer Kreises. Helmuth James Graf von Moltke konnte seiner Frau noch ausführlich über die Gerichtsverhandlung berichten.

Berlin, den 10. Januar 1945

Mein Lieber, denk' mal, wie schön, dass ich noch ein Mal hier nach Tegel zurückgebracht worden bin, dass die Würfel, deren Fall schon genau feststeht, sozusagen auf der Kante noch ein Mal halten. So kann ich noch in Frieden einen Bericht schreiben.

Erst mal den Schluss vorweg: um 3 Uhr etwa verlas Schulze, der keinen üblen Eindruck macht, die Anträge: Moltke: Tod + Vermögenseinziehung; Delp: desgl.; Gerstenmaier: Tod; Reisert + Sperr: desgl.; Fugger: 3 Jahre Zuchthaus; Steltzer und Haubach abgetrennt. Dann kamen die Verteidiger, eigentlich alle ganz nett, keiner tückisch. Dann die Schlussworte der Angeklagten, wobei Dein Wirt als einziger verzichtete. Eugen war, wie ich am Schlusswort merkte, etwas unruhig.

Nun kommt der Gang der Verhandlung. Alle diese Nachrichten sind natürlich verboten.

Es war in einem kleinen Saal, der zum Brechen voll war. Anscheinend ein früheres Schulzimmer. Nach einer langen Einleitung von Freisler über Formalien – Geheimhaltung, Verbot des Mitschreibens etc. – verlas Schulze die Anklage, und zwar nur den kurzen Text, der auch im Haftbefehl stand. Dann kam Delp dran, mit dem seine zwei Polizisten vortraten. Die Verhandlung spielte sich so ab: Freisler, den Hercher sehr richtig beschrieben hat: begabt, genial und nicht klug, und zwar alles drei in Potenz, erzählt den Lebenslauf, man bejaht oder ergänzt, und dann kommen diejenigen Tatfragen, die ihn interessieren. Da schneidet er aus dem Tatbestand eben Dinge heraus, die ihm passen, und lässt ganze Teile weg. Bei Delp fing es damit an, wie er Peter und mich kennengelernt hat, was zuerst in Berlin besprochen ist, und dann kam Kreisau Herbst 42 dran. Auch hier die Form: Vortrag von Freisler, in den man Antworten, Einreden, eventuell neue Tatsachen einbauen kann; besteht aber die Möglichkeit, dass man dadurch den Ductus stören könnte, so wird er ungeduldig, zeigt an, dass er es doch nicht glaubt, oder brüllt einen an. Der Aufbau für Kreisau so: zuerst waren es allgemeine Erörterungen mehr grundsätzlicher Art, dann wurde der praktische Fall der Niederlage erörtert, und zum Schluss wurden Landesverweser gesucht. Die erste Phase möge noch angehen, obwohl überraschend sei, dass alle diese Besprechungen ohne einen einzigen Nationalsozialisten stattfanden, dafür aber mit Geistlichen und lauter Leuten, die sich später am 20. Juli beteiligt hätten. – Die zweite Phase aber sei bereits schwärzester Defaitismus alldunkelster Art. Und das dritte offene Vorbereitung zum Hochverrat. – Dann kamen die Münchener Besprechungen dran. Das stellte sich zwar alles als viel harmloser heraus, als es in der Anklage stand, aber es hagelte Pflaumen gegen die katholischen Geistlichen und gegen die Jesuiten: Zustimmung zum Tyrannenmord – Mariana; uneheliche Kinder; Deutschfeindlichkeit u.s.w., u.s.w. Das alles mit Gebrüll mittlerer Art und Güte. Auch die Tatsache, dass Delp bei den Besprechungen weggegangen war, die in seiner Wohnung stattfanden, wurde ihm als «echt jesuitisch» zur Last gelegt: «Gerade dadurch dokumentieren Sie ja selbst, dass Sie genau wussten, dass da Hochverrat getrieben wurde, aus dem Sie gerne das Köpfchen mit der Tonsur, den geweihten heiligen Mann heraushalten wollten. Der ging derweil wohl in die Kirche, um dafür zu beten, dass das Komplott auch in Gott wohlgefälliger Form gelänge.» –

Dann kam Delp's Besuch bei Stauffenberg dran. Und schliesslich die am 21. Juli erfolgte Mitteilung Sperr's davon, dass Stauffenberg ihm Andeutungen über den Umsturz gemacht habe. Diese beiden letzten Punkte gingen glimpflich ab. Bemerkenswert in der ganzen Vernehmung, dass ich in jedem zweiten Satz von Freisler irgendwie vorkam: «der Moltke-Kreis», «Moltke's Pläne», «gehört auch zu Moltke» u.s.w.

Als Rechtsgrundsätze wurden verkündet:

«Der Volksgerichtshof steht auf dem Standpunkt, dass eine Verratstat schon der begeht, der es unterlässt, solche defaitistischen Äusserungen wie die von Moltke, wenn sie von einem Mann seines Ansehens und seiner Stellung geäussert werden, anzuzeigen.» – «Vorbereitung zum Hochverrat begeht schon der, der hochpolitische Fragen mit Leuten erörtert, die in keiner Weise dafür kompetent sind, insbesondere nicht mindestens irgendwie tätig der Partei angehören.» – «Vorbereitung zum Hochverrat begeht jeder, der sich irgendein Urteil über eine Angelegenheit anmass, die der Führer zu entscheiden hat.» – «Vorbereitung zum Hochverrat begeht, der zwar selbst jede Gewalthandlung ablehnt, aber Vorbereitungen für den Fall trifft, dass ein anderer, nämlich der Feind, die Regierung mit Gewalt beseitigt; dann rechnet er eben mit der Gewalt des Feindes.» Und so ging es immer weiter. Daraus gibt es nur einen Schluss: Hochverrat begeht, wer dem Herrn Freisler nicht passt.

[...]

Die ganze Verhandlung wird durch das Mikrophon auf Stahlbänder für das Archiv aufgenommen. Du wirst sie Dir also, solltest Du Lust dazu haben, später ein Mal vorspielen lassen können. Man tritt vor den Tisch, die beiden Polizisten mit, die sich rechts und links auf die beiden Stühle setzen; für Reiser und mich wurde sofort und ohne dass wir fragten ein Stuhl bereitgestellt. Schulze, Freisler + Berichterstatter in roten Roben. Typisch war ein Vorfall: aus irgendeinem Grunde wurde ein St.[raf]G.[esetz]B.[uch] gebraucht, weil Freisler etwas daraus vorlesen wollte. Es stellte sich aber heraus, dass keines aufzufinden war.

Nun kommt der zweite Tag. Da fing es mit mir an. In mildem Ton ging es los; sehr schnell, sozusagen rapid; Gott sei Dank, dass ich flink bin und F.'s Tempo spielend mitmachte; das machte übrigens sichtlich uns beiden Freude. Aber wenn er das bei einem Mann exerziert, der nicht

ganz schnell ist, so ist der verurteilt, ehe er bemerkt hat, dass F. die Personalien hinter sich gelassen hat. Bis einschliesslich der Besprechung mit Goerdeler und meiner Stellung dazu durchaus glatt und ohne viel Aufhebens.

Dann kann mein Einwand, Polizei und Abwehr hätten davon gewusst. Da bekam F. Tobsuchtsanfall Nr. 1. Alles, was Delp zuvor erlebt hatte, war einfach eine Spielerei dagegen. Ein Orkan brach los: Er hieb auf den Tisch, lief an so rot wie seine Robe und tobte: «So etwas verbitte ich mir, so etwas höre ich mir garnicht an.» Und so ging das immer fort. Da ich ohnehin wusste, was rauskam, war mir das alles ganz gleich: ich sah ihm eisig in die Augen, was er offenbar nicht schätzte, und plötzlich konnte ich nicht umhin zu lächeln. Das ging nun zu den Beisitzern, die rechts von Freisler sassen, und zu Schulze. Den Blick von Schulze hättest Du sehen müssen. Ich glaube, wenn ein Mensch von der Brücke über dem Krokodilteich im Zoo hinunterspringt, so kann der Aufruhr nicht grösser sein. Na schön, damit war das Thema erschöpft.

Nun kam aber Kreisau, und da hielt er sich nicht lange bei den Präliminarien auf, sondern steuerte schnurstracks auf zwei Dinge los: *a)* Defaitismus, *b)* das Aussuchen von Landesverwesern. Über beides Tobsuchtsanfälle gleicher Güte, und, als ich mit der Verteidigung kam, das alles sei aus dienstlicher Wurzel hervorgegangen, dritter Tobsuchtsanfall: «Alle Behörden Adolf Hitler's arbeiten auf der Grundlage des Sieges, und das ist im O.K.W. nicht anders wie woanders; so etwas höre ich mir gar nicht an, und selbst wenn es nicht so wäre, so hat eben jeder einzelne Mann die Pflicht, selbständig den Siegesglauben zu verbreiten.» Und so in langen Tiraden.

Nun kam aber die Quintessenz: «Wer war denn da? Ein Jesuitenpater! ausgerechnet ein Jesuitenpater! ein protestantischer Geistlicher, 3 Leute, die später wegen Beteiligung am 20. Juli zum Tode verurteilt worden sind! Und kein einziger Nationalsozialist! Kein einziger! Und da will ich doch nur sagen: nun ist aber das Feigenblatt ab!» «Ein Jesuitenpater, und ausgerechnet mit dem besprechen Sie Fragen des zivilen Widerstandes! Und den Jesuitenprovinzial kennen Sie auch! Und der war auch ein Mal in Kreisau! Ein Jesuitenprovinzial, einer der höchsten Beamten von Deutschlands gefährlichsten Feinden, der besucht den Grafen Moltke in Kreisau! Und da schämen Sie sich nicht! Kein Deutscher kann doch einen Jesuiten auch nur mit der Feuerzange anfassen! Leute, die wegen ihrer Haltung von der Ausübung des Wehrdienstes ausgeschlossen sind!

Wenn ich weiss, in einer Stadt ist einjesuitenprovinzial, so ist das für mich fast ein Grund, garnicht in die Stadt zu gehen! – Und der andere Geistliche, was hatte der dort zu suchen? Die sollen sich ums Jenseits kümmern, aber uns hier in Ruhe lassen. – Und Bischöfe besuchen Sie! Was haben Sie bei einem Bischof, bei irgendeinem Bischof, verloren? Wo ist Ihre Befehlsstelle? Ihre Befehlsstelle ist der Führer und die N.S.D.A.P.! Für Sie so gut wie für jeden anderen Deutschen, und wer sich seine Befehle in noch so getarnter Form bei den Hütern des Jenseits holt, der holt sie sich beim Feind und wird so behandelt werden!« – Und so ging das weiter. Aber das war in einer Tonart, der gegenüber die früheren Tobsuchtsanfälle noch wie das sanfte Säuseln eines Windchens waren.

Ergebnis dieser Vernehmung «gegen mich» – denn zu sagen «meiner Vernehmung» wäre Quatsch ganz Kreisau und jede dazu gehörige Teilerhaltung ist Vorbereitung zum Hochverrat.

Ja, richtig, das muss ich noch sagen: nach diesem Höhepunkt ging es in 5 Minuten zum Schluss: die Unterredungen in Fulda und München, das alles kam überhaupt nicht mehr dran, sondern F. meinte, das können wir uns wohl schenken, und fragte: Haben Sie noch etwas zu sagen? Worauf ich nach einigem Zögern, leider, erwiderte: «Nein!» Und damit war ich fertig.

[...]

Das Schöne an dem so aufgezogenen Urteil ist Folgendes: Wir haben keine Gewalt anwenden wollen – ist festgestellt; wir haben keinen einzigen organisatorischen Schritt unternommen, mit keinem einzigen Mann über die Frage gesprochen, ob er einen Posten übernehmen wolle – ist festgestellt; in der Anklage stand es anders. Wir haben nur gedacht, und zwar eigentlich nur Delp, Gerstenmaier & ich, die anderen galten als Mitläufer, und Peter & Adam als Verbindungsleute zu Schulenburg etc. Und vor den Gedanken dieser drei einsamen Männer, den blossen Gedanken, hat der N. S. eine solche Angst, dass er alles, was damit infiziert ist, ausrotten will. Wenn das nicht ein Kompliment ist. Wir sind nach dieser Verhandlung aus dem Goerdeler-Mist raus, wir sind aus jeder praktischen Handlung heraus, wir werden gehenkt, weil wir zusammen gedacht haben. Freisler hat recht, tausend Mal recht; und wenn wir schon umkommen müssen, dann bin ich allerdings dafür, dass wir über dieses Thema fallen.

Ich finde, und nun komme ich zum Praktischen, dass diese Sache, richtig aufgemacht, sogar noch ein wenig besser ist als der berühmte Fall Huber. Denn es ist noch weniger geschehen. Es ist ja nicht ein Mal ein Flugblatt hergestellt worden. Es sind eben nur Gedanken ohne auch nur die Absicht der Gewalt. Die Schutzbehauptungen, die wir alle aufgestellt haben: Polizei weiss, dienstliche Ursache, Eugen hat nichts kapiert, Delp ist immer gerade nicht dabei gewesen, die muss man streichen, wie sie auch Freisler mit Recht gestrichen hat. Und dann bleibt übrig ein Gedanke: womit kann im Chaos das Christentum ein Rettungsanker sein? Dieser eine einzige Gedanke fordert morgen wahrscheinlich 5 Köpfe und später noch die von Steltzer & Haubach und wohl auch Husen. Aber dadurch, dass in dieser Verhandlung das Trio eben Delp, Eugen, Moltke heisst und der Rest nur durch «Ansteckung» [dies trägt?] dadurch, dass keiner dabei ist, der etwas anderes vertrat, keiner, der zu den Arbeitern gehörte, keiner, der irgendein weltliches Interesse betreute, dadurch dass festgestellt ist, dass ich grossgrundbesitzfeindlich war, keine Standesinteressen, überhaupt keine eigenen Interessen, ja nicht ein Mal die meines [Landes?] vertrat, sondern menschheitliche, dadurch hat Freisler uns unbewusst einen ganz grossen Dienst getan, sofern es gelingt, diese Geschichte zu verbreiten und auszunutzen. Und zwar m. E. im Inland und draussen. Durch diese Personalzusammenstellung ist dokumentiert, dass nicht Pläne, nicht Vorbereitungen, sondern der Geist als solcher verfolgt werden soll. Vivat Freisler!

[...]

[Fortsetzung] 11.1.1945

Mein Lieber, ich habe nur Lust, mich ein wenig mit Dir zu unterhalten. Zu sagen habe ich eigentlich nichts. Die materiellen Konsequenzen haben wir eingehend erörtert. Du wirst Dich da schon irgendwie durchwinden, und setzt sich ein anderer nach Kreisau, so wirst Du das auch meistern. Lass Dich nur von nichts anfechten. Das lohnt sich wahrhaftig nicht. Ich bin unbedingt dafür, dass Ihr sorgt, dass die Russen meinen Tod erfahren. Vielleicht ermöglicht Dir das, in Kreisau zu bleiben. Das Rumziehen in dem Rest-Deutschland ist auf alle Fälle grässlich. Bleibt das dritte Reich wider Erwarten doch, was ich mir in meinen kühnsten Phantasien nicht vorstellen kann, so musst Du sehen, wie Du die Söhnen dem Gift entziehst. Ich habe natürlich nichts dagegen, wenn Du

dann auch Deutschland verlässt. Tu, was Du für richtig hältst und meine nicht, Du seiest so oder so durch irgendeinen Wunsch von mir gebunden. Ich habe Dir immer wieder gesagt: die tote Hand kann nicht regieren. – Geldliche Sorgen brauchst Du Dir auch nicht zu machen solange das Deichmannhaus zahlt und solange Du die Hypothek auf Kreisau behältst – wobei Du nur eisern dabei bleiben musst, dass sie mit Deinem Geld erworben, teils Erbschaft nach Grossmutter Schnitzler, teils Schenkung von Tante Emma (Wodan) – wirst Du immer genug zum Leben haben und wenn auch beides wegfallen sollte, werden sich genug Leute finden, die Dir aushelfen.

Ich denke mit ungetrübter Freude an Dich und die Söhnchen, an Kreisau und all die Menschen da; der Abschied fällt mir im Augenblick garnicht schwer. Vielleicht kommt das noch. Aber im Augenblick ist es mir keine Mühe. Mir ist ganz und garnicht nach Abschied zu Mute. Woher das kommt, weiss ich nicht. Aber es ist nicht ein Anflug von dem, was mich nach Deinem ersten Besuch im Oktober, nein November war es wohl, so stark überfiel. Jetzt sagt mein Inneres: *a*. Gott kann mich heute genau so dahin zurückführen wie gestern, und *b*. und wenn er mich zu sich ruft, so nehme ich es mit. Ich habe garnicht das Gefühl, was mich manchmal überkam: ach, nur noch ein Mal möchte ich das alles sehen. Dabei fühle ich mich garnicht «jenseitig». Du siehst Ja, dass ich mich lieb mit Dir unterhalte, statt mich dem lieben Gott zuzuwenden. In einem Liede – 208,4 – heisst es «denn der ist zum Sterben fertig, der sich lebend zu Dir hält.» Genau so fühle ich mich. Ich muss, da ich heute lebe, mich eben lebend zu ihm halten; mehr will er garnicht. Ist das pharisäisch? Ich weiss es nicht. Ich glaube aber zu wissen, dass ich nur in seiner Gnade und Vergebung lebe und nichts von mir habe oder von mir vermag.

[...]

Und nun, mein Herz, komme ich zu Dir. Ich habe Dich nirgends aufgezählt, weil Du, mein Herz, an einer ganz anderen Stelle stehst als alle die anderen. Du bist nämlich nicht ein Mittel Gottes, um mich zu dem zu machen, der ich bin, du bist vielmehr ich selbst. Du bist mein 13tes Kapitel des ersten Korintherbriefes. Ohne dieses Kapitel ist kein Mensch ein Mensch. Ohne Dich hätte ich mir Liebe schenken lassen, ich habe sie z.B. von Marni angenommen, dankbar, glücklich, dankbar wie man

ist für die Sonne, die einen wärmt. Aber ohne Dich, mein Herz, hätte ich «der Liebe nicht». Ich sage garnicht, dass ich Dich liebe; das ist garnicht richtig. Du bist vielmehr jener Teil von mir, der mir alleine eben fehlen würde. Es ist gut, dass mir das fehlt; denn hätte ich das, so wie Du es hast, diese grösste aller Gaben, mein liebes Herz, so hätte ich vieles nicht tun können, so wäre mir so manche Konsequenz unmöglich gewesen, so hätte ich dem Leiden, das ich ja sehen musste, nicht so zuschauen können und vieles andere. Nur wir zusammen sind ein Mensch. Wir sind, was ich vor einigen Tagen symbolisch schrieb, ein Schöpfungsgedanke. Das ist wahr, buchstäblich wahr. Darum, mein Herz, bin ich auch gewiss, dass Du mich auf dieser Erde nicht verlierst, keinen Augenblick. Und diese Tatsache, die haben wir schliesslich auch noch durch unser gemeinsames Abendmahl, das nun mein letztes war, symbolisieren dürfen.

Ich habe ein wenig geweint, eben, nicht traurig, nicht wehmütig, nicht weil ich zurückmöchte, nein, sondern vor Dankbarkeit und Erschütterung über diese Dokumentation Gottes. Uns ist es nicht gegeben, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber wir müssen sehr erschüttert sein, wenn wir plötzlich erkennen, dass er ein ganzes Leben hindurch am Tage als Wolke und bei Nacht als Feuersäule vor uns hergezogen ist, und dass er uns erlaubt, das plötzlich, in einem Augenblick, zu sehen. Nun kann nichts mehr geschehen.

Mein Herz, die letzte Woche, vor allem der gestrige Tag haben sicher manche meiner Abschiedsbriefe überholt gemacht. Die werden sicher demgegenüber lesen wie kalter Kaffee. Ich überlasse es Dir, ob Du sie trotzdem absenden willst, ob Du was dazu sagen oder schreiben willst. Dass ich die Hoffnung habe, dass die Söhnchen eines Tages diesen Brief verstehen werden, ist klar, aber ich weiss, dass es eine Frage der Gnade ist, nicht irgendeiner äusseren Beeinflussung. – Dass Du alle Leute grüssen sollst, ist auch klar, auch solche wie Oxé und Frl. Thiel und Frau Tharant. Ist es Dir ein Angang, sie anzurufen, so lass es; es spielt keine Rolle. Ich zähle sie nur auf, weil es so die äussersten extremsten Fälle sind. Da Gott die unglaubliche Gnade hat in mir zu sein, so kann ich nicht nur Dich und die Söhnchen, sondern alle Lieben und unendliche, die mir viel ferner sind, mitnehmen. Das kannst Du ihnen sagen.

Jetzt noch eines. Dieser Brief ist in Vielem auch eine Ergänzung zu meinem gestern geschriebenen Bericht, der viel nüchterner ist.

Aus beiden zusammen müsst Ihr eine Legende machen, die aber so abgefasst sein muss, als habe sie Delp von mir erzählt. Ich muss darin die Hauptperson bleiben, nicht weil ich es bin, nicht weil ich es sein will, sondern weil der Geschichte sonst das Zentrum fehlt. Ich bin nun ein Mal das Gefäss gewesen, für das der Herr diese unendliche Mühe angewandt hat.

Mein Herz, mein Leben ist vollendet, und ich kann von mir sagen: er starb alt und lebenssatt. Das ändert nichts daran, dass ich gerne noch etwas leben möchte, dass ich Dich gerne noch ein Stück auf dieser Erde begleitete. Aber dann bedürfte es eines neuen Auftrages Gottes. Der Auftrag, für den mich Gott gemacht hat, ist erfüllt. Will er mir noch einen neuen Auftrag geben, so werden wir es erfahren. Darum strengte Dich ruhig an, mein Leben zu retten, falls ich den heutigen Tag überleben sollte. Vielleicht gibt es noch einen Auftrag.

Ich höre auf, denn es ist nichts weiter zu sagen. Ich habe auch niemanden genannt, den Du grüssen und umarmen sollst; Du weisst selbst, wem meine Aufträge für Dich gelten. Alle unsere lieben Sprüche sind in meinem Herzen und in Deinem Herzen. Ich aber sage Dir zum Schluss, kraft des Schatzes, der aus mir gesprochen hat und der dieses bescheidene irdene Gefäss erfüllt:

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi
und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft
des heiligen Geistes sei mit Euch allen. Amen.

J.

VI.

Die Weisse Rose



Hans und Sophie Scholl mit Christoph Probst, München, 24. Juli 1942

An der Münchner Universität fand sich im Sommer 1942 um die Geschwister Hans und Sophie Scholl eine Gruppe von Studenten zusammen, die sich der totalen Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus entziehen und ihre geistige Unabhängigkeit bewahren wollte. Zu ihr gehörten Willi Graf, Alexander Schmorell und Christoph Probst. Im Juni 1942 verfassten Scholl und Schmorell die ersten vier Flugblätter der Weissen Rose. Entscheidend wurden diese Studenten durch ihren Hochschullehrer Kurt Huber geprägt. Das fünfte und sechste Flugblatt, verfasst von Huber und Hans Scholl, entstand unter dem Eindruck der Niederlage von Stalingrad und wurde von Hans und Sophie Scholl am 18. Februar 1943 in mehreren hundert Exemplaren in der Münchner Universität ausgelegt. In diesem Flugblatt heisst es:

Aufruf an alle Deutsche[n]!

(Einschub Uli: heute wäre eine solche Anrede bereits ‚rassistisch‘)

Der Krieg geht seinem sicheren Ende entgegen. Wie im Jahre 1918 versucht die deutsche Regierung alle Aufmerksamkeit auf die wachsende U-Bootgefahr zu lenken, während im Osten die Armeen unaufhörlich zurückströmen, im Westen die Invasion erwartet wird. Die Rüstung Amerikas hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, aber heute schon übertrifft sie alles in der Geschichte seither Dagewesene. Mit mathematischer Sicherheit führt Hitler das deutsche Volk in den Abgrund. *Hitler kann den Krieg nicht gewinnen, nur noch verlängern!* Seine und seiner Helfer Schuld hat jedes Mass unendlich überschritten. Die gerechte Strafe rückt näher und näher!

Was aber tut das deutsche Volk? Es sieht nicht und es hört nicht. Blindlings folgt es seinen Verführern ins Verderben. Sieg um jeden Preis, haben sie auf ihre Fahne geschrieben. Ich kämpfe bis zum letzten Mann, sagt Hitler – indes ist der Krieg bereits verloren.

Deutsche! Wollt Ihr und Eure Kinder dasselbe Schicksal erleiden, das den Juden widerfahren ist? Wollt Ihr mit dem gleichen Masse gemessen werden, wie Eure Verführer? Sollen wir auf ewig das von aller Welt gehasste und äusgestossene Volk sein? Nein!

Darum trennt Euch von dem nationalsozialistischen Untermenschen-
tum! Beweist durch die Tat, dass Ihr anders denkt! Ein neuer Befrei-
ungskrieg bricht an. Der bessere Teil des Volkes kämpft auf unserer
Seite. Zerreißt den Mantel der Gleichgültigkeit, den Ihr um Euer Herz
gelegt! Entscheidet Euch, *eh ' es zu spät ist!*

Glaubt nicht der nationalsozialistischen Propaganda, die Euch den
Bolschewistenschreck in die Glieder gejagt hat! Glaubt nicht, dass
Deutschlands Heil mit dem Sieg des Nationalsozialismus auf Gedeih
und Verderben verbunden sei! Ein Verbrechen kann keinen deut-
schen Sieg erringen. Trennt Euch *rechtzeitig* von allem, was mit dem
Nationalsozialismus zusammenhängt! Nachher wird ein schreckliches,
aber gerechtes Gericht kommen über die, so sich feig und unentschlos-
sen verborgen hielten.

Was lehrt uns der Ausgang dieses Krieges, der nie ein nationaler war?

Der imperialistische Machtgedanke muss, von welcher Seite er auch
kommen möge, für alle Zeit unschädlich gemacht werden. Ein einsei-
tiger preussischer Militarismus darf nie mehr zur Macht gelangen. Nur in
grosszügiger Zusammenarbeit der europäischen Völker kann der Boden
geschaffen werden, auf welchem ein neuer Aufbau möglich sein wird.
Jede zentralistische Gewalt, wie sie der preussische Staat in Deutschland
und Europa auszuüben versucht hat, muss im Keime erstickt werden.
Das kommende Deutschland kann nur föderalistisch sein. Nur eine ge-
sunde föderalistische Staatenordnung vermag heute noch das ge-
schwächte Europa mit neuem Leben zu erfüllen. Die Arbeiterschaft
muss durch einen vernünftigen Sozialismus aus ihrem Zustand niedrig-
ster Sklaverei befreit werden. Das Truggebilde der autarken Wirtschaft
muss in Europa verschwinden. Jedes Volk, jeder Einzelne hat ein Recht
auf die Güter der Welt!

Freiheit der Rede, Freiheit des Bekenntnisses, Schutz des einzelnen
Bürgers vor der Willkür verbrecherischer Gewaltstaaten, das sind die
Grundlagen des neuen Europa.

Unterstützt die Widerstandsbewegung, *verbreitet* die Flugblätter!

Sophie Scholl

Sie wissen nichts von einer Welt des Geistes

Sophie Scholl wurde am 18. Februar 1943 festgenommen, vier Tage später vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und noch am selben Tag im Strafgefängnis München-Stadelheim hingerichtet. Am 28. Oktober 1942 schrieb sie an ihren Freund Fritz Hartnagel:

Mein lieber Fritz!

Heute habe ich einen Brief von Dir erhalten und danke Dir von Herzen dafür. Ich wollte, ich könnte Dir in dem Streit, den Du oft in Gesprächen mit Deinen Offizieren führen musst, mit dem, was ich weiss und bin, zur Seite stehen. Weissst Du, dass sich nicht ihr ganzes Inneres gegen dieses Naturgesetz, den Sieg des Mächtigen über das Schwache, aufbäumt, scheint mir schrecklich und entweder entartet oder ganz und gar unempfindsam, Schon ein Kind ist mit Grauen erfüllt, wenn es den Sieg eines mächtigen Tieres über ein schwaches und dessen Untergang miterleben muss. Mich hat diese so ganz und gar unumgehbare Tatsache als Kind und auch später immer sehr bewegt und traurig gemacht, und ich habe mir das Hirn zermartert, wie man sich aus diesem allgemeinen Zustande heraushalten könnte. Der Anblick eines unschuldigen kleinen Mäuschens in der Falle hat mir immer Tränen in die Nase steigen lassen, und dass ich darüber froh wurde wieder, und jetzt noch froh bin trotzdem, kann ich bloss einem Vergessen verdanken, das aber doch keine Lösung ist. Es kann ja hier auf Erden auch keine Lösung geben. Im Römerbrief heisst es: denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit *ohne* ihren Willen, sondern um dess willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung. – Fritz, lies dieses Kapitel unbedingt selbst durch, nach diesem Brief, oder jetzt gleich. Und lies den herrlichen Satz zu Beginn: Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes. – Sind jene nicht arm, entsetzlich arm, die dies nicht wissen und glauben? Diese ihre Armut müsste uns immer wieder geduldig machen ihnen gegenüber (und das Bewusstsein unserer eigenen Schwachheit, denn

eigenen Schwachheit, denn was wären wir, allein gelassen), selbst wenn ihr dummer Hochmut uns zornig machen möchte. Und wenn sie an den Sieg der Macht glauben, so frage sie doch, ob sie der Meinung seien, dass der Mensch dem Tiere ganz gleichgestellt sei, oder ob er darüber hinaus an einer Welt des Geistes teilnehme. Frage sie, sie werden in ihrem Hochmut das letztere sicher bejahen. Und frage sie weiter, ob ein Sieg des Fleisches und der brutalen Gewalt in der Welt des Geistes nicht eine Schmach sei, ob in dieser Welt nicht andere Gesetze gelten als wie in jener des Fleisches, ob vielleicht ein kranker Erfinder oder, um von der zweifelhaften Technik loszukommen, ein kranker Dichter oder Philosoph in jener Welt des Geistes nicht mehr wögen, nicht mehr Kraft hätten als ein gehirnarmer Athlet, ein Hölderlin mehr als ein Schmeling (diese Nebeneinanderstellung möge Hölderlin verzeihen, sie tut mir selbst weh). Ja, wir glauben auch an den Sieg des Stärkeren, aber der Stärkeren im Geiste. Und dass dieser Sieg vielleicht von einer anderen als unserer beschränkten (so schön sie ist, klein ist sie doch) Welt mächtig wird, nein, dies wird er hier schon, aber strahlend hell von allen gesehen wird, das macht ihn nicht weniger erstrebenswert.

Wenn sie sagen, die Natur sei gut, weil sie von Gott geschaffen wurde, so vergessen sie, dass der Mensch und mit ihm die ganze Natur gefallen ist nach dieser Schöpfung, die Gott als «sehr gut» bezeichnet hat. Wie unterwürfig sie hier auf einmal unter Gottes Urteil sich fügen! Denn das glaube ich nie und nimmer, dass es ein Mensch gut findet, wenn ein schwaches Land, von einem mächtigen Heer überfallen, zugrunde geht. Der schlechteste Mensch, er mag sonst seine Freude daran haben, wird das nicht gut finden. Die Herrschaft der brutalen Gewalt wird immer den Untergang oder wenigstens das Unsichtbarwerden des Geistes bedeuten – wollen sie das, sie, die mit Dir streiten? Oh, diese faulen Denker! Mit ihrem sentimental Stirb und Werde. Nur aus Leben entsteht Leben, oder haben jene schon beobachtet, dass eine tote Mutter ein Kind geboren hat? Haben sie schon beobachtet, dass ein Stein, dem man sogar einen Schein von Leben nicht absprechen kann, da er ist und ein Schicksal hat, sich vermehrt? Sie haben noch nicht nachgedacht über den widersinnigen Satz: Nur aus Tod entsteht Leben. Und mit ihrem Selbsterhaltungstrieb werden sie ihrer Selbstvernichtung entgegensteuern. Sie wis-

sen nichts von einer Welt des Geistes, in der das Gesetz der Stunde und des Todes überwunden wird.

Sophie Scholl

Ich für meine Person will mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun haben

Am Tage ihrer Festnahme wurde Sophie Scholl von der Gestapo vernommen. Wie im Verhörprotokoll überliefert wird, berichtete sie über ihre politische Entwicklung und versuchte zugleich, ihre Familie zu schützen.

Inzwischen entschloss ich mich, Naturwissenschaft und Philosophie zu studieren, weshalb ich mich erstmals zum Sommersemester 1942, das Ende April begann, bei der Universität München einschrieb. Im 2. Semester höre ich nunmehr die Vorlesungen der Prof. v. Fritsch, v. Faber, Gerlach, Huber und Buschor.

Zur Bestreitung meines Lebensunterhalts und Studiums erhalte ich von meinem Vater monatlich einen Betrag von 150.- RM. Irgendwelche Stipendien oder Unterstützung von anderer Seite erhalte ich nicht. Das Einkommen meines Vaters dürfte sich auf mehr als 1'500.- RM belaufen, weshalb es ihm nicht schwerfallen dürfte, mein Studium zu bestreiten. Mein Bruder, der in München nun im 9. Semester Medizin studiert, bedarf keiner weiteren Unterstützung seitens der Eltern, da er seine Löhning als Sanitätsfeldwebel bezieht, womit er sowohl seinen Lebensunterhalt als auch sein Hörgeld bezahlen kann.

Mein Vater war meines Wissens parteipolitisch vor der Machtübernahme in keiner Weise gebunden. Soviel weiss ich jedoch, dass er demokratisch eingestellt ist, d.h. die Meinung vertritt, dass die Völker demokratisch regiert werden müssten, sofern sie die notwendige Reife hierzu besäßen. Wenn ich über die politischen Gedankengänge meines Vaters richtig unterrichtet bin, schwebt ihm eine demokratische Regierungsform mit gewissen Vollmachten vor. Wohl aus dieser Grundeinstellung heraus ist mein Vater gegen den Nationalsozialismus als solchen, bzw. gegen die heutige Staatsführung eingestellt. Hier möchte ich

jedoch besonders erwähnen, dass uns (Kinder) mein Vater bei der Erziehung nie in demokratischem Sinne beeinflusst hat. So hat mein Vater ohne Weiteres geduldet, dass wir der Hitlerjugend beitraten und dort Dienst verrichteten. Ich selbst trat im Januar 1934, damals 13-jährig, in die Jungmädelschaft der HJ ein und gehörte der HJ bzw. dem BDM bis 1941 an. Etwa im Jahre 1935 wurde ich Jungmädelschaftsführerin, 1936 Scharführerin und 1937/38 Gruppenführerin. Wegen Differenzen mit der Obergauführerin des BDM, Obergau 20, Obergauführerin Schönberger, habe ich mein Amt als Gruppenführerin niedergelegt. Bei diesem Zerwürfnis handelte es sich um eine rein innerdienstliche Angelegenheit des BDM ohne jeden politischen Hintergrund. Nach meiner Amtsniederlegung liess ich mich aus der Jungmädelschaft in den BDM übernehmen, wo ich bis kurz vor meinem Staatsexamen als Kindergärtnerin Dienst verrichtete. Den BDM-Dienst habe ich ziemlich regelmässig besucht. In diesem Zusammenhang gebe ich ganz ehrlich zu, dass ich in den letzten 2 Jahren meiner Zugehörigkeit zum BDM mit dem Herzen nicht mehr bei der Sache war. Die erste Abneigung gegen den BDM war darauf zurückzuführen, dass ich den Dienst langweilig und vom pädagogischen Standpunkte aus unrichtig fand.

Die Gründe meiner weltanschaulichen Entfremdung vom BDM und damit der NSDAP, etwa im Jahre 1938, liegen in erster Linie darin begründet, dass meine Schwester Inge, meine Brüder Hans und Werner im Herbst 1938, wegen sogen. bündiger Umtriebe von Beamten der Geheimen Staatspolizei verhaftet und einige Tage bzw. Wochen in Haft gehalten wurden. Ich bin heute noch der Auffassung, dass das Vorgehen gegen uns sowohl als auch anderer Kinder aus Ulm vollkommen un gerechtfertigt war. Mein Bruder Werner gehörte etwa in den Jahren 1932/33, er war damals 10-12 Jahre alt, der hündischen Jugend an, was wohl der Grund war für das spätere Vorgehen gegen uns. Als weiteren und schliesslich als hauptsächlichen Grund für meine Abneigung gegen die Bewegung möchte ich anführen, dass nach meiner Auffassung die geistige Freiheit des Menschen in einer Weise eingeschränkt wird, die meinem inneren Wesen widerspricht. Zusammenfassend möchte ich die Erklärung abgeben, dass ich für meine Person mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun haben will. [...]

Es war unsere Überzeugung, dass der Krieg für Deutschland verloren ist, und dass Jedes Menschenleben, das für diesen verlorenen Krieg ge-

opfert wird, umsonst ist. Besonders die Opfer, die Stalingrad forderte, bewogen uns, etwas gegen dieses unserer Ansicht nach sinnlose Blutvergiessen zu unternehmen.

Die ersten Gespräche, die sich mit diesem Problem befassten, fanden im Sommer 1942 zwischen meinem Bruder und mir statt. Eine Möglichkeit, diesem Lauf der Dinge entgegenwirken zu können, fanden wir vorläufig nur in einer Auseinandersetzung mit unseren ernstzunehmenden Bekannten über das, was uns am tiefsten bewegte. Sehr bald mussten mein Bruder und ich einsehen, dass durch dieses Vorgehen unsererseits eigentlich nichts getan sei, das geeignet sein könnte, den Krieg auch nur um einen Tag abzukürzen. Bei der gegenseitigen Aussprache mit meinem Bruder kamen wir schliesslich im Juli vorigen Jahres überein, Mittel und Wege zu finden, auf die breite Volksmasse in unserem Sinne einzuwirken. Es tauchte damals auch der Gedanke auf, Flugblätter zu verfassen, herzustellen und zu verbreiten, ohne die Verwirklichung dieses Planes schon ins Auge zu fassen. Ob der Gedanke der Flugblattherstellung von meinem Bruder oder mir ausging, weiss ich heute nicht mehr genau. Etwa im Juni 1942 haben wir Alexander *Schmorell*, mit dem wir schon seit längerem befreundet sind und den wir gesinnungsmässig für zugänglich hielten, ins Vertrauen gezogen. Hier möchte ich erwähnen, dass der Vater des Schmorell Deutsch-Russe und seine Mutter Russin ist (letztere ist bereits gestorben). Vor Ausbruch des Krieges gegen Sowjetrussland war Schmorell politisch vollkommen uninteressiert. Erst später, d.h. nach Beginn der Feindseligkeiten mit Russland, begann er sich für den Verlauf des Krieges zu interessieren, besonders für die militärischen Ereignisse. Schmorell hängt mit grosser Liebe an Russland, obwohl seine Eltern seinerzeit aus Russland flüchten mussten, nach Deutschland emigrierten, hier die deutsche Staatsangehörigkeit erwarben, die auch der Sohn Schmorell heute besitzt. Wenn er auch innerlich ein absoluter Gegner des Bolschewismus ist, hegt er dennoch Gefühle für sein Vaterland, das ihn in politischer Hinsicht unsicher macht. Bei den ersten Besprechungen mit Schmorell, hat dieser verschiedene Einwände gegen unsere Pläne erhoben, indem er darauf hinwies, das gäbe sich alles von selbst und bedürfe keines Zutuns. Wenn Schmorell sich schliesslich bereit erklärte, mit uns der Verwirklichung unserer Pläne näher zu treten, dann in erster Linie deshalb, weil er politisch nicht nüchtern genug denkt und sehr begeisterungsfähig ist.

Nach vielen und langen Unterredungen über dieses Thema zwischen meinem Bruder und mir, reifte im Dezember 1942 bei uns der Entschluss, ein Flugblatt zu verfassen, in grösserer Zahl herzustellen und zu verbreiten. Schmorell hat wohl um diese Zeit von unserem feststehenden Plan gewusst, trat jedoch aktiv nicht in Erscheinung, sondern war vielmehr zuerst Mitwisser und Zuhörer.

Das erste Flugblatt mit der Überschrift «Flugblätter der Widerstandsbewegung in Deutschland. Aufruf an alle Deutsche!» und dem Schlusssatz «Unterstützt die Widerstandsbewegung, verbreitet die Flugblätter!», hat mein Bruder zusammen mit mir verfasst und zwar kurz nach Neujahr 1943. Den Text des Flugblattes in Form eines Probeentwurfs auf der Schreibmaschine haben wir «Alex» gezeigt, der den Inhalt hinnahm, ohne irgendwelche Ergänzungsoder Abänderungsvorschläge zu machen. Nachdem die Sache soweit gediehen war, bestand die nächstliegende Aufgabe darin, das nötige Abzugspapier, Briefumschläge und Matrizen bezuschaffen. Mein Bruder und ich machten uns auf den Weg und kauften in den hiesigen Papierwarengeschäften zusammen etwa 10'000 Blatt Abzugspapier, ferner zusammen etwa rund 2'000 Briefumschläge. Weiter hat mein Bruder bei einem hiesigen Fachgeschäft einen neuen Vervielfältigungsapparat (Marke unbekannt), zum Preise von RM 200.- gekauft. Auch die Matrizen, etwa 20 Stück, hat mein Bruder gekauft.

Die Matrizen zu den einzelnen Flugblättern hat mein Bruder auf der Schreibmaschine, die uns «Alex» zur Verfügung stellte, in meinem Beisein geschrieben. Die Abzüge haben wir dann gemeinsam auf unserem Vervielfältigungsapparat hergestellt. Die Adressen wurden nur und zwar aussch. von meinem Bruder und mir geschrieben. Ich benützte meistens die Schreibmaschine der Frau Schmidt und schrieb jene Adressen, bei denen Anrede, Name und Wohnort nicht untereinander, sondern auf dem Briefumschlag nach rechts abgestuft, niedergeschrieben sind. Mein Bruder dagegen benützte die Schreibmaschine des «Alex» und schrieb auf den Umschlägen Anrede, Name und Ort genau untereinander. Die notwendigen Adressen von Wien, Salzburg, Linz, Augsburg, Stuttgart und Frankfurt haben in der Hauptsache mein Bruder und ich im Deutschen Museum aus den dort aufliegenden Adressbüchern der Städte, Jahrgänge 39-41 herausgeschrieben. Einmal hat auch «Alex» solche Ad-

ressen mit herausgeschrieben. Die Briefe mit Flugblättern zur Verbreitung in den Städten ausserhalb Münchens, haben wir in einem Zeitraum von etwa 14 Tagen postversandfertig gemacht und erst dann die Briefe an den einzelnen Orten aufgegeben. Am 25. Januar 1943 fuhr ich nachmittags um 15 Uhr mit dem Schnellzug nach Augsburg, wo ich eine Stunde später ankam. In einer Aktentasche führte ich rund 250 Briefe an in Augsburg wohnende Adressaten mit. Da etwa 100 dieser Briefe nicht frankiert waren, kaufte ich mir beim Bahnpostamt in Augsburg 100 Briefmarken à 8 Pfennig und habe die unfrankierten Briefe mit Marken versehen und bei der Bahnpost eingeworfen. Ungefähr die Hälfte der Briefe habe ich in den Schalterbriefkasten geworfen und die andere Hälfte in den Hausbriefkasten vor dem Postgebäude. Danach fuhr ich am gleichen Abend um 20 Uhr 15 von Augsburg zurück nach München, wo ich mit dem um 21 Uhr 6 ankommenden Schnellzug eintraf. [...]

Schlussfrage: Während der Gesamtvernehmung, die sich über zwei volle Tage erstreckte, haben wir zwischendurch, wenn auch nur streiflichtartig, verschiedene politische und weltanschauliche Fragen besprochen. Sind Sie nach diesen Aussprachen nun nicht doch zu der Auffassung gekommen, dass man Ihrer Handlungsweise und das Vorgehen gemeinsam mit Ihrem Bruder und anderen Personen gerade in der jetzigen Phase des Krieges als ein Verbrechen gegenüber der Gemeinschaft insbesondere aber unseren im Osten schwer und hart kämpfenden Truppen anzusehen ist, das die schärfste Verurteilung finden muss.

Antwort: Von meinem Standpunkt aus muss ich diese Frage verneinen. Ich bin nach wie vor der Meinung, das Beste getan zu haben, was ich gerade jetzt für mein Volk tun konnte. Ich bereue deshalb meine Handlungsweise nicht und will die Folgen, die mir aus meiner Handlungsweise erwachsen, auf mich nehmen.

Hans Scholl

Soll ich Hochverrat begehen oder nicht?

In seinen Verhören zwischen dem 18. und dem 20. Februar 1943 berichtete Hans Scholl mehrfach über seine Motive:

Nachdem ich geglaubt hatte, dass durch die militärische Lage nach der Niederlage an der Ostfront und dem ungeheueren Anwachsen der militärischen Macht Englands und Amerikas eine siegreiche Beendigung des Krieges unsererseits unmöglich sei, gelangte ich nach vielen qualvollen Überlegungen zu der Ansicht, dass es nur noch ein Mittel zur Erhaltung der europäischen Idee gebe, nämlich die Verkürzung des Krieges. Andererseits war mir die Behandlung der von uns besetzten Gebiete und Völker ein Greuel. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass nach diesen Methoden der Herrschaft eine friedliche Aufbauarbeit in Europa möglich sein wird. Aus solchen Erwägungen heraus, wuchs in mir die Skepsis gegen diesen Staat und weil ich bestrebt sein wollte, als Staatsbürger dem Schicksal meines Staates nicht gleichgültig gegenüber zu stehen, entschloss ich mich, nicht nur in Gedanken, sondern auch in der Tat meine Gesinnung zu zeigen. So kam ich auf die Idee, Flugblätter zu verfassen und zu verfertigen. [...]

Ich bin der Ansicht, dass in Deutschland in der Zeit von 1918-1933 und vor allem 1933 nicht zu sehr die Masse des Deutschen Volkes politisch versagt hat, sondern gerade diejenige Schicht eines Staates, die ein Volk politisch führen sollte, die Intelligenz. Obgleich sich in Deutschland ein Gelehrten- und Spezialistentum auf allen Gebieten des geistigen Lebens zu voller Blüte entwickelte, waren gerade diese Menschen nicht in der Lage, die einfachsten politischen Fragen richtig zu beantworten. Nur aus diesem Grunde ist es erklärlich, dass Massenbewegungen mit ihren einfachen Parolen jede tiefere Gedankenarbeit übertönen konnten. Ich empfand, dass es höchste Zeit war, diesen Teil des Bürgertums auf seine staatspolitischen Pflichten aufs Ernsteste hinzuweisen. Hätte die aussenpolitische Entwicklung zunächst noch friedlichere Bahnen verfolgt, so wäre ich sicher nicht vor die Alternative gestellt worden: Soll ich Hochverrat begehen oder nicht? Sondern ich hätte versucht, inner-

halb dieses Staates die positiven Kräfte derart zu mobilisieren, dass sie im Laufe der Zeit alles Negative überflügelt hätten und zu einem Staatswesen übergeleitet hätten, welches erstrebenswert geworden wäre. [...]

Zurückkommend auf meine Schrift «Die weisse Rose» möchte ich auf Befragen, warum ich diesem Flugblatt gerade diese Überschrift gegeben habe, Folgendes erklären: Der Name «Die weisse Rose» ist willkürlich gewählt. Ich ging von der Voraussetzung aus, dass in einer schlagkräftigen Propaganda gewisse feste Begriffe da sein müssen, die an und für sich nichts besagen, einen guten Klang haben, hinter denen aber ein Programm steht. Es kann sein, dass ich gefühlsmässig diesen Namen gewählt habe, weil ich damals unmittelbar unter dem Eindruck der spanischen Romanzen von Brentano «Die Rosa Blanca» gestanden habe. Zu der «Weissen Rose» der englischen Geschichte bestehen keine Beziehungen. Dass früher einmal eine Mädchenorganisation unter diesem Namen bestanden hat, wusste ich gar nicht.

Alexander Schmorell

Politisches Bekenntnis

Alexander Schmorell verfasste mit Hans Scholl die ersten vier Flugblätter der Weissen Rose, ehe beide gemeinsam mit Willi Graf nach Russland abkommandiert wurden. Knapp eine Woche nach der Verhaftung von Hans und Sophie Scholl wurde auch er festgenommen, am 19. April 1943 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und im Strafgefängnis München-Stadelheim hingerichtet. Am 8. März 1943 schrieb er für die Geheime Staatspolizei sein «Politisches Bekenntnis» nieder:

Wenn Sie mich fragen, welche Staatsform ich bevorzuge, so muss ich antworten: Jedem Land die seine, die seinem Charakter entsprechende. Eine Regierung ist doch meiner Ansicht nach lediglich die Vertreterin des Volkswillens – sie soll es jedenfalls sein. In einem solchen Falle findet sie dann auch selbstverständlich das Vertrauen des Volkes, das Volk hat sie gerne – es ist ja seine Vertreterin, die Vertreterin seiner Gedanken und seines Willens – das Volk selber. Gegen eine solche Re-

gierung kann das Volk gar nicht sein. Aber sie soll auch seine Führerin sein, denn der einfache Mann kann nicht alles selbst begreifen, selbst entscheiden, er masst es sich auch gar nicht an, er vertraut seinen Führern, der Intelligenz, die es besser versteht, als er. Unbedingt muss aber diese Intelligenzschicht verwachsen sein mit ihrem Volk, muss dasselbe denken und fühlen, wie dieses, denn sonst begreift sie ihr Volk nicht und treibt ihre eigene Politik, ohne auf das einfache Volk zu achten, ohne seine Interessen zu verfolgen, von jenem Volk, das doch in jedem Falle die Mehrzahl bildet. Ich bin deshalb auf keinen Fall ein entschiedener Verfechter der Monarchie, der Demokratie, des Sozialismus, oder wie alle die verschiedenen Formen heissen mögen. Was für das eine Land gut ist, sogar das Beste, ist für das andere Land vielleicht das Verkehrteste, das ihm am wenigsten entsprechende. Überhaupt sind ja alle diese Regierungsformen nur Äusserlichkeiten.

Wenn ich mich schon öfter als Russen bezeichnet habe, so sehe ich für Russland als die einzig mögliche Staatsform unbedingt den Zarismus an. Ich will damit nicht sagen, dass die Staatsform, wie sie in Russland bis 1917 geherrscht hat, mein Ideal war – nein. Auch dieser Zarismus hatte Fehler, vielleicht sogar sehr viele – aber im Grunde war er richtig. Im Zaren hatte das russische Volk seinen Vertreter, seinen Vater, den es heiss liebte – und mit Recht. Man sah in ihm nicht sosehr das Staatsoberhaupt, als vielmehr den Vater, Fürsorger, Berater des Volkes (und wiederum mit vollem Recht, denn so war das Verhältnis zwischen ihm und dem Volk). Nicht in Ordnung war in Russland fast die ganze Intelligenz, die die Fühlung mit dem Volke vollständig verloren hatte und sie nicht mehr fand. Aber trotz dieser todkranken Intelligenz, also auch der Regierung halte ich für Russland als die einzig richtige Form den Zarismus.

Selbstverständlich wird es in einem Staate, wie ich ihn mir vorstelle, auch eine Opposition geben, immer wird es diese geben, da selten ein ganzes Volk nur einer Meinung ist – aber auch diese muss geduldet und geachtet werden. Denn diese deckt die Fehler der bestehenden Regierung auf – und welche Regierung macht keine Fehler – und übt Kritik. Diese Fehler gezeigt zu bekommen, um sie gut zu machen, dafür müsste die Regierung direkt dankbar sein.

Sie fragen mich weiter, warum ich mit der nat. soz. Regierungsform

nicht einverstanden bin. Weil sie meinem Ideal, wie mir scheint, nicht entspricht. Meiner Ansicht nach stützt sich die nat. soz. Regierung zu sehr auf die Macht, die sie in Händen hat. Sie duldet keine Opposition, keine Kritik, deshalb können die Fehler, die gemacht werden, nicht erkannt, nicht beseitigt werden. Dann glaube ich, dass sie nicht eine reine Ausdrucksform des Volkswillens darstellt. Sie macht es dem Volk unmöglich, seine Meinung zu äussern, sie macht es dem Volke unmöglich, etwas an ihr zu ändern, wenn es (das Volk) auch damit nicht einverstanden ist. Sie ist geschaffen worden, und an ihr darf nicht kritisiert, nichts mehr geändert werden – und das finde ich nicht richtig. Sie müsste mit dem Volksdenken mitgehen, elastisch – nicht nur befehlen. Meiner Ansicht nach müsste eine Regierung, wenn sie sieht, dass das Volk mit ihr in irgendeinem Punkt nicht einverstanden ist, es erstens dem Volk ermöglichen, sich zu äussern und zweitens dann diesen Fehler auch ausbessern. Denn sonst entspricht sie ja dem Volkswillen nicht, arbeitet ihm manchmal vielleicht sogar entgegen – und dann ist es keine Vertretung des Volkes mehr. Meiner Ansicht nach hat jetzt jeder Bürger direkt Angst, irgendetwas bei den Regierungsbehörden auszusetzen, weil er sonst bestraft wird. Und das müsste vermieden werden. Ich bin sogar geneigt, der autoritären Staatsform fast immer vor der demokratischen den Vorzug zu geben. Denn wohin uns die Demokratien geführt haben, haben wir alle gesehen. Eine autoritäre Staatsform bevorzuge ich nicht nur für Russland, sondern auch für Deutschland. Nur muss das Volk in seinem Oberhaupt nicht nur den politischen Führer sehen, sondern vielmehr seinen Vater, Vertreter, Beschützer. Und das, glaube ich, ist im nat. soz. Deutschland nicht der Fall.

Und als der Krieg begann, hatte ich das Gefühl, dass die deutsche Regierung auf eine Vergrößerung seiner Landbesitzungen durch Gewalt hinarbeitet. Das entspricht auf keinem Fall meinem Ideal. Ein Volk ist wohl berechtigt, sich an die Spitze aller anderen Völker zu stellen und sie anzuführen zu einer schliesslichen Verbrüderung aller Völker – aber auf keinen Fall mit Gewalt. Nur dann, wenn es das erlösende Wort kennt, es ausspricht, und dann alle Völker *freiwillig* folgen, indem sie die Wahrheit einsehen und an sie glauben. Auf diesem Wege wird, dessen bin ich sicher, schliesslich eine Verbrüderung ganz Europas und der Welt kommen, auf dem Wege der Brüderlichkeit, des freiwilligen Fol-

gens. Sie können sich vorstellen, dass es mich besonders schmerzlich berührte, als der Krieg gegen Russland, meine Heimat, begann. Natürlich herrscht drüben der Bolschewismus, aber es bleibt trotzdem meine Heimat, *die Russen bleiben doch meine Brüder*. Nichts sähe ich lieber, als wenn der Bolschewismus verschwände, aber natürlich nicht auf Kosten des Verlustes so wichtiger Gebiete, wie sie Deutschland bisher erobert hat, die ja eigentlich fast das ganze Kernrussland umfassen. Ich glaube, Sie würden als Deutscher nicht anders denken, wenn angenommen Russland einen so grossen Teil Deutschlands erobert hätte, wie es Deutschland im Osten getan hat! Das ist doch ein ganz selbstverständliches Gefühl – es ist direkt ein Verbrechen, wenn man seinem Vaterlande gegenüber in einem solchen Falle andere Gefühle entgegenbrächte. Das würde doch besagen, dass man ein heimatloser Mensch ist, irgendein internationaler Schwimmer, bei dem es sich nur darum dreht, wo es ihm am besten geht.

Willi Graf

Jeder Einzelne trägt die ganze Verantwortung

Willi Graf eng mit Hans und Sophie Scholl befreundet, versuchte, den Kreis der Weissen Rose auch in anderen Städten zu vergrössern. Über ihn berichtet seine Schwester:

Mein Bruder nahm von jeher seine Freunde ganz für sich in Anspruch. Der Familie wurden sie nur selten vorgestellt, da ihm schon jede Begrüssungszeremonie als lästige Zeitvergeudung erschien. Schon vor 1935 hatte ich den Eindruck, die Zusammenkünfte meines Bruders und seiner Freunde glichen Verschwörungen, an denen kein anderer, und schon gar nicht ein Mädchen, teilnehmen dürfe. Die Vorbehalte gegen Familie und Schwestern hängen sicher auch damit zusammen, dass Willi stark von einer männerbündisch orientierten Lebensform geprägt war. Andererseits bat er mich im Sommer 1942 darum, mit ihm gemeinsam in München zu studieren; hier machte er mich auch mit dem Freundeskreis der Weissen Rose bekannt. Er hat allerdings mir gegenüber nie etwas über seine Beteiligung an den Widerstandsaktionen verlauten las-

sen; zum einen, um mich nicht in Gefahr zu bringen, zum andern wohl aus grundsätzlichen Erwägungen. Sowohl einem Freund, wie einem Gestapobeamten, als auch mir gegenüber erklärte er – mit unterschiedlicher Akzentuierung und Absicht –, dass solche Aktionen «nichts für Frauen» seien.

Was unsere geschwisterlichen Beziehungen betrifft, herrschte während unserer Jugendjahre ein heiter-ironischer Umgangston zwischen uns. Im Laufe der Zeit indessen wurde Willi zu meinem unermüdlichen Mentor und Berater. Und er ging in seinen vielen Briefen nachdrücklich auf meine persönlichen und religiösen Probleme ein. Manche dieser Briefe enden mit der Zusicherung: «Auf mich kannst Du Dich in jedem Fall verlassen.» Als wir dann von November 1942 an in München zusammenwohnten, gingen wir gemeinsam zu Vorlesungen, besuchten Lesabende und Konzerte. Bei ausgiebigen abendlichen Gesprächen liess Willi mich teilhaben an seinem Bemühen um die religiöse Durchdringung und Gestaltung seines Lebens.

Christsein war für meinen Bruder von Jugend auf der existentielle Grund des Lebens, doch nicht der durch eingefahrene Wege gewiesene, sondern der durch persönliche Erfahrung in freier Verantwortung und durchaus nicht immer im Einvernehmen mit der Amtskirche gewählte. Er liess keinen Zweifel daran, dass Nationalsozialismus und Christentum unmöglich miteinander in Einklang zu bringen wären, es also Kooperation und Kompromisse mit diesem gottwidrigen System niemals geben dürfe. Die Erkenntnis, dass Christsein und Menschsein eine Einheit bilden, forderte ihn als politisch denkenden und handelnden Christen.

So war für ihn der Kampf gegen diesen Staat die zwangsläufige Folgerung einer Maxime, die er im Juni 1942 in einem Brief an mich formulierte: «Jeder Einzelne trägt die ganze Verantwortung. Für uns aber ist die Pflicht, dem Zweifel zu begegnen und... eine eindeutige Richtung einzuschlagen.» Zu dieser Art des Christseins gehörte auch eine kritisch wache Auseinandersetzung mit unserer religiösen Erziehung: Sie sei, so schrieb er mir, «denkbar schlecht und voller Unmöglichkeiten», und er fuhr fort: «Urteilkraft und lebendige Überzeugung haben wir nicht mitbekommen, um in der Lage zu sein, diese Weltanschauung zu verteidigen.» Er selber besass eine unzerstörte Wahrnehmungsfähigkeit für

Recht und Unrecht, für wahr und unwahr und einen unbestechlichen Willen, für das einzutreten, was er als wahr und richtig erkannte.

So fand Willi Graf den Weg zu einem Christentum der Tat, das weder durch kirchliche Ambivalenz verstellt, noch durch untätiges Abwarten blockiert und durch taktisches Agieren eingengt war.

Es ist hier nicht der Ort, über die Verstrickungen, Versäumnisse und verhängnisvollen Irrtümer der Kirche während der nationalsozialistischen Zeit zu rechten. Hier soll nur das Ausserordentliche der Weissen Rose verdeutlicht und am Beispiel von Willi Graf der Prototyp eines jungen revolutionären Katholiken geschildert werden, der nicht wegen, sondern trotz seiner katholischen Sozialisation zum Widerstand ging; mein Bruder wuchs hinaus über Forderung und Anspruch seiner Kirche, der Obrigkeit bedingungslos untertan sein zu müssen, auch wenn sie böse wäre. Er wandte Massstäbe christlicher Ethik an, die seinem eigenen Gewissen entsprachen und ihn zwangsläufig dazu brachten, auch ohne kirchlich-institutionelle Rückendeckung das Böse zu bekämpfen.

Was mag Willi wohl von den Älteren und auch von vielen Kirchenvertretern gehalten haben, die Klugheit predigten, doch Stillsein und Sich-Anpassen meinten, die Gehorsam verlangten, wo Aufruf zur Opposition das Gebot der Stunde gewesen wäre?

Willi Graf

Abschied

In der Haft konnte Willi Graf noch kurz vor seiner Hinrichtung an seine Familienangehörigen schreiben:

Gefängnisse München
Strafgefängnis München-Grubhofen

Zur Beachtung!

8 2

Das Gefängnis ist ein Anstalt und Behörde, welche mit einem bestimmten Zweck, nämlich der Erziehung der Straftäter, beauftragt ist. Sie ist ein Anstalt, welche mit einem bestimmten Zweck, nämlich der Erziehung der Straftäter, beauftragt ist. Sie ist ein Anstalt, welche mit einem bestimmten Zweck, nämlich der Erziehung der Straftäter, beauftragt ist.

Name:

Str. 2-24

München, den 12. 5. 43

Rechtsnummer 1

Meine geliebten Eltern, meine liebe Mettilda u. Ameliese
an diesem Tag werde ich aus dem Leben scheiden und
in die Ewigkeit gehen. Vor allem schmerzt es mich, daß ich
Euch, die Ihr weiterleben werdet, diesem Schmerz bereiten
muss. Aber Trost und Stärke findet Ihr bei Gott, davon werde
ich bis zum letzten Augenblicke beten, denn ich weiß, daß
es für Euch schwer sein wird als für mich. Ich bitte Euch, Vater
und Mutter von Herrn, mir zu versichern, was ich Euch in Leid
und Enttäuschung angefügt habe, ich habe oft und gerne zu
Euch im Gefängnis besetzt, was ich Euch angefügt habe. Wer
achtet mich und betet immer wieder für mich! Behaltet mich in
guten Andenken! Seid stark und gefügt und verlaßt auf Gottes
Hand, der Alles zum Besten lenkt, wenn es auch im Augenblicke
bitteren Schmerzes bereitet. Wie sehr ich Euch geliebt habe, konnte
ich Euch im Leben nicht sagen, nun aber, in den letzten Stunden
sage ich Euch, leider nur auf diesem mickrigen Papier, daß ich
Euch Alles von Herrn liebe und Euch verheißt habe. Für Alles,
was Ihr mir im Leben geboten habt und was Ihr mir durch Eure
Frömmigkeit und Liebe ermöglicht habt. Schließt Ihr übrigen Euch eng
zusammen und steht in Liebe und Vertrauen zueinander! Die Liebe
Gottes hilft uns umfaßt und wir vertrauen seiner Gnade, möge
Es uns ein gütiger Richter sein. Mein letzter Gruß Euch Allen, lieber
Vater und geliebte Mutter, Mettilda, Ameliese, Josephine, alle
Verwandten und Freunde. Gottes Segen über uns, in Ihm sind
wir und leben wir. Lebet wohl und seid stark und voller
Gottvertrauen! Ich bin in Liebe immer
Euer Willi

12.5.43

Falk Harnack

Todesstrafe rechts in die Ecke

Falk Harnack, Mitangeklagter im zweiten Prozess gegen die Weisse Rose, berichtet über die Urteilsverkündung und die Stunden unmittelbar nach dem Urteil:

Gegen 10.30 Uhr abends wurden wir wieder gefesselt in den grossen Schwurgerichtssaal mit seiner lächerlich geblühten Tapete geführt. Die Urteilsverkündung begann. Freisler erhob sich, hinter ihm das Bild mit der widerlichen Fratze Hitlers. Mit geniesserisch rhetorischer Breite formulierte er die Urteilsbegründung, die nicht schriftlich vorlag.

Alexander Schmorell, Prof. Huber und Willi Graf wurden mit dem Tode bestraft, Grimminger mit 10 Jahren Zuchthaus. Er war also gerettet. Und nun folgten die anderen Angeklagten mit längeren oder kürzeren Freiheitsstrafen. Zum Schluss kam ich an die Reihe und obwohl der Oberreichsanwalt 5 Jahre beantragt hatte, wurde ich mangels Beweisen freigesprochen. Die Freunde, die ihr Todesurteil vernommen hatten, waren still und gefasst, keine Träne, aufrecht.

Freisler verliess mit seinen sogenannten Richtern mit der Befriedigung den Saal, der Öffentlichkeit wieder ein «glänzendes Schauspiel» gegeben zu haben.

Mir wurde mitgeteilt, dass ich am nächsten Tage der Gestapo ausgeliefert würde.

Wieder umringte uns der Polizeikordon. Wir wurden aus dem Verhandlungssaal hinuntergeführt, wo der Gefängniswagen bereitstand. Wir stiegen ein.

Ich kam neben Grimminger zu sitzen, gratulierte ihm und sagte (es war der 19. April): «In höchstens zwei Jahren ist der Krieg vorbei und Du bist frei. Die 10 Jahre sind jetzt gleichgültig, Hauptsache, dass Du Deinen Kopf gerettet hast.»

Nun begann eine Rundfahrt durch München, denn alle Angeklagten waren ja in den verschiedensten Gefängnissen untergebracht und mussten nun ihre sogenannte «Habe» holen. So fuhren wir zuerst ins Neudeck-Gefängnis, warteten eine Viertelstunde, dann kamen Schmo-

rell und Huber und die anderen mit ihrer Habe zurück in den Wagen. Weiter ging die Fahrt zum Cornelius-Gefängnis, wo Graf und ich aussteigen mussten. Wir kamen in die «Aufnahme» herein, die Justizbeamten hatten schon unsere kleinen Pakete zurechtgestellt und hatten uns sogar das Abendessen, obwohl es nun schon 12 Uhr nachts war, aufgehoben. Graf und ich waren ausgehungert. Wir versuchten zu essen, es gelang uns nicht. Langsam begann ein Gespräch zwischen uns. Da ich nun meine «Habe» in der Hand hatte, in der sich auch Zigaretten befanden, holte ich Zigaretten heraus. Der Wachtmeister wollte eigentlich Einspruch erheben. Wir sahen ihn an und Graf sagte zu ihm: «Nun ist's genug.» Da liess er uns ruhig rauchen. Willi fragte mich: «Falk, Du weisst ja von Deinem Bruder Bescheid. Wie lange dauert es denn nun bis zur Hinrichtung? Hoffentlich recht bald, denn das Warten ist entsetzlich.» Ich antwortete ihm: «Gib noch nicht alle Hoffnung auf, da Du ja nicht der Initiator dieser Aktion bist, besteht doch die Möglichkeit, dass ein Gnadengesuch für Dich Erfolg hat. Im Übrigen glaube ich, dass die Wartezeit, da dieser Prozess soviel Aufsehen im In- und Auslande erregt hat, nicht lang sein wird.» (Heute weiss ich, dass Willi Graf die schwerste Zeit durchmachen musste. Er war der Letzte, der hingerichtet wurde, und zwar am 12. Oktober 1943.)

Der Justizbeamte trieb uns zur Eile, wir packten unsere Sachen zusammen, gingen die steile Treppe hinunter in den Gefängnishof und stiegen zu den Freunden in den Wagen. Die Polizeibeamten im Wagen liessen uns ruhig gewähren.

Prof. Huber sass still in sich gekehrt. Schmorell und Graf nahmen lebendigen Anteil. Die anderen waren innerlich noch so hochgespannt und aufgeputscht, dass eine nicht zu schildernde Atmosphäre entstand. Da alle ihre Habe bei sich hatten, hatten wir genug zu rauchen, alle rauchten in tiefen Zügen. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Hinaus an die Peripherie von München ging es: nach München-Stadelheim.

Nach ca. 25 Minuten stoppte der Wagen, man hörte die grossen Gefängnistore kreischen, der Wagen fuhr in den Hof des Strafgefängnisses München-Stadelheim. Die Tür öffnete sich und wir wurden in den grossen Empfangsraum des Gefängnisses geführt. Dort stand ein Justizin-

spektor mit der Strafliste in der Hand und sortierte die Einzelnen wie Waren in einem Kaufhaus je nach seiner Strafkategorie.

«Todesstrafe rechts in die Ecke, Zuchthaus links in die Ecke, Gefängnis auf die andere Seite.» Dann stand ich allein im Raum. Er wandte sich zu mir und sagte: «Sie gehen in die Ecke zu den Todeskandidaten.» Ein Justizwachtmeister trat vor uns und die Todeskandidaten marschierten los.

Der Abschied ist nicht zu beschreiben. Dies «Lebewohl» von allen Fünfzehn wird man nie vergessen können.

Dann ging der Weg durch endlose Korridore, die hellerleuchtet waren, um viele Ecken herum, bis wir vor einer schweren eisenbeschlagenen Tür standen, die aufgeschlossen wurde. Wir wussten, es ist das Todeshaus. Wir traten in diesen Korridor ein. Links und rechts an den Zellentüren hingen schwarze Täfelchen mit weisser Aufschrift: TU. Todesurteil. Vor den Zellen lagen Kleiderpakete. Die Delinquenten mussten nackt schlafen, gefesselt.

Ich drückte Prof. Huber die Hand. Was sollte man sagen. Viel hatte man auf dem Herzen, ohne jedoch das rechte Wort zu finden. Es war zu schwer. Ich sagte ihm: «Wir werden immer an Euch denken. Es war nicht vergeblich.» Prof. Huber sagte zu mir: «Hoffentlich kommen Sie bald heraus, Sie müssen viel mitgemacht haben, und Sie wissen, was Sie dann zu tun haben.»

Dann kam der Abschied von Alexander Schmorell, mit dem mich eine Freundschaft verband. In seiner jünglinghaften Art sagte er mir noch: «Grüsse Lilo recht herzlich von mir, ich habe viel an sie gedacht.» Wir gaben uns fest die Hand.

Dann kam der Abschied von Willi Graf. Ehe wir aber den Mund auf-tun konnten, waren schon die Gefängnisbeamten zwischen uns, zogen uns auseinander. Ich kam in die Zelle, hinter mir wurde abgeschlossen. Ich war allein. Der Kopf dröhnte. Nach kurzer Zeit wurde die kleine Klappe geöffnet und herein guckte mit einer gleichmütigen Miene ein Gefängnisbeamter: «Auch Todesurteil?» «Nein», sagte ich, «ich komme zur Gestapo zurück.» «Na, viel Vergnügen.» Die Klappe war wieder zu.

Die ganze Nacht ging ich in der Zelle auf und ab, rastlos an die Freunde denkend, die in den Nebenzellen untergebracht waren. Bruder, Schwägerin, Freunde, die schon durch den Henker umgebracht waren, standen lebendig vor mir. Die Nacht zog sich endlos hin und das überreizte Gehirn glaubte jede Minute das Fallbeil des Henkers zu hören. Wa-

ren doch die Geschwister Scholl und Probst kurz nach ihrer Verhandlung hingerichtet worden.

Am nächsten Morgen um 11 Uhr wurde ich herausgeholt und zur Gestapo in die Briennerstrasse gebracht. Quälende Ungewissheit: Freiheit oder Konzentrationslager oder Transport nach Berlin zu den noch immer laufenden Prozessen der «Roten Kapelle»? Mittags um 2 Uhr kamen zwei Gestapobeamte auf mich zu und erklärten, die Entscheidung sei gefallen, ich sei aus der Haft entlassen und habe sofort zum Militär zurückzukehren.

Diese Entlassung erscheint einem naiven Menschen kaum glaubhaft, aber sie war Taktik der Gestapo, wie die Katze die Maus aus den Fängen lässt, um sie nach einer gewissen Zeit wieder einzufangen. Man wollte einfach feststellen, was für Verbindungen ich nach diesem Prozess wieder aufnehmen würde.

Zwei Tage später kehrte ich zu meinem Ersatztruppenteil zurück. Im August kam ich mit einer neuen Einheit nach Athen, und am 20. Dezember 1943 erreichte die Kompanie mein persönliches Vernichtungsurteil von Himmler. Im letzten Moment gelang es mir, auf dem Flugplatz Athen-Tatoi von der bereitstehenden Maschine zu flüchten und den antifaschistischen Kampf in der Folgezeit in Athen und in den griechischen Bergen gemeinsam mit den griechischen Freiheitskämpfern fortzusetzen.

Kurt Huber

Mein Handeln wird der Gang der Geschichte rechtfertigen

Kurt Huber lernte im Juni 1942 Hans Scholl und seine Freunde um die Weisse Rose kennen. Huber half Hans Scholl beim Text des fünften Flugblatts der Weissen Rose und entwarf Anfang Februar 1943 das sechste und letzte Flugblatt. Er wurde am 27. Februar 1943 verhaftet, am 19. April 1943 vom Volksgerichtshof im selben Prozess wie Willi Graf und Alexander Schmorell zum Tode verurteilt und am 13. Juli 1943 im Strafgefängnis München-Stadelheim hingerichtet.

Kurt Huber hätte für die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof ein eindringliches Schlusswort vorbereitet:

Was ich bezweckte, war die Weckung der studentischen Kreise nicht durch eine Organisation, sondern durch das schlichte Wort, nicht zu irgendeinem Akt der Gewalt, sondern zur sittlichen Einsicht in bestehende schwere Schäden des politischen Lebens. Rückkehr zu klaren sittlichen Grundsätzen, zum Rechtsstaat, zu gegenseitigem Vertrauen von Mensch zu Mensch, das ist nicht *illegal*, sondern umgekehrt die *Wiederherstellung der Legalität*. Ich habe mich im Sinne von Kants kategorischem Imperativ gefragt, was geschähe, wenn diese subjektive Maxime meines Handelns ein allgemeines Gesetz würde. Darauf kann es nur *eine* Antwort geben: Dann würde Ordnung, Sicherheit, Vertrauen in unser Staatswesen, in unser politisches Leben zurückkehren. Jeder sittlich Verantwortliche würde mit uns seine Stimme erheben gegen die drohende Herrschaft der blossen Macht über das Recht, der blossen Willkür über den Willen des sittlich Guten. Wir würden im Einzelnen zu manchen Forderungen zurückkehren, die die Partei noch vor zehn Jahren mit Recht gestellt hat. Sie haben sich im Laufe dieser Jahre nicht nur nicht erfüllt, sondern in ihr Gegenteil verkehrt. Die Forderung der freien Selbstbestimmung auch des kleinsten Volksteils ist in ganz Europa vergewaltigt, nicht minder die Forderung der Wahrung der rassischen und völkischen Eigenart. Die grundlegende Forderung wahrer Volksgemeinschaft ist durch die systematische Untergrabung des Vertrauens von Mensch zu Mensch zunichte gemacht. Es gibt kein furchtbareres Urteil über eine Volksgemeinschaft als das Eingeständnis, das wir uns alle machen müssen, dass keiner sich vor seinem Nachbarn, der Vater nicht mehr vor seinen Söhnen, sicher fühlt.

Das war es, was ich wollte, musste.

[In der Handschrift durchgestrichen: Innerhalb der Partei war keine Möglichkeit, zum Worte zu kommen. So musste ich mich ausserhalb, in Widerspruch zur Partei setzen und offene Kritik üben. Eine Kritik, die gehört werden soll, muss sich an eine Mehrheit wenden, ich habe diesen allein offenstehenden Weg des Flugblattes gewählt, und dies aus einem klaren Grunde:]

Es gibt für alle äussere Legalität eine letzte Grenze, wo sie unwahrhaftig und unsittlich wird. Dann nämlich, wenn sie zum Deckmantel einer Feigheit wird, die sich nicht getraut, gegen offenkundige Rechtsverletzung aufzu treten. Ein Staat, der jegliche freie Meinungsäusserung unterbindet und jede, aber auch jede sittlich berechtigte Kritik, jeden

Verbesserungsvorschlag als «Vorbereitung zum Hochverrat» unter die furchtbarsten Strafen stellt, bricht ein ungeschriebenes Recht, das im gesunden Volksempfinden noch immer lebendig war und lebendig bleiben muss. Mit allen Mitteln der Aufrüttelung eingeschlafener Gewissen, der Einsicht in die Verdrehung einer ungeschriebenen, für jeden geltenden Rechtsordnung zu dienen, ist höchste vaterländische Pflicht.

Ich bitte und beschwöre Sie in dieser Stunde, diesen jungen Angeklagten gegenüber im wahren Wortsinn schöpferisch Recht zu sprechen, nicht ein Diktat der Macht, sondern die klare Stimme des Gewissens sprechen zu lassen, die auf die *Gesinnung* schaut, aus der die Tat hervorging. Und diese Gesinnung war wohl die uneigennützigste, idealste, die man sich denken kann! Das Streben nach absoluter Rechtlichkeit, Sauberkeit, Wahrhaftigkeit im Leben des Staates. Für mich selbst aber nehme ich in Anspruch, dass meine Mahnung zur Besinnung auf die allein dauerhaften Fundamente eines Rechtsstaates, zur Rückkehr zum wahren, germanischen Führerstaat das oberste Gebot der Stunde ist, dessen Überhören nur den Untergang des deutschen Geistes und zuletzt des deutschen Volkes nach sich zieht. Ich habe das eine Ziel erreicht, diese Warnung und Mahnung nicht in einem privaten kleinen Diskutierklub, sondern an verantwortlicher, an höchster richterlicher Stelle vorzubringen. Ich habe vergeblich gebeten, sie dem Führer persönlich vortragen zu können. Ich setze für diese Mahnung, für diese beschwörende Bitte *zur Rückkehr* mein Leben ein. Ich fordere die Freiheit für unser deutsches Volk zurück. Wir wollen nicht in Sklavenketten unser kurzes Leben dahinfluten, und wären es goldene Ketten eines materiellen Überflusses.

Ich hinterlasse eine gebrochene Frau und zwei unglückliche Kinder in Not und Trauer. Wollen Sie meiner armen Familie wenigstens einen Lebensunterhalt gewähren, der meiner Stellung als deutscher Hochschullehrer entspricht. Sie haben mir den Rang und die Rechte des Professors und den «summa cum laude» erarbeiteten Doktorhut genommen und mich dem niedrigsten Verbrecher gleichgestellt. Die innere Würde des Hochschullehrers, des offenen, mutigen Bekenner seiner Welt- und Staatsanschauung kann mir kein Hochverratsverfahren rauben. Mein Handeln und Wollen wird der ehrene Gang der Geschichte rechtfertigen; darauf vertraue ich felsenfest. Ich hoffe zu Gott, dass die geistigen Kräfte

te, die es rechtfertigen, rechtzeitig aus meinem eigenen Volke sich entbinden mögen. Ich habe gehandelt, wie ich aus einer inneren Stimme heraus handeln musste. Ich nehme die Folgen auf mich nach dem schönen Wort Johann Gottlieb Fichtes:

Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge,
Und die Verantwortung wär dein.

VII.

Die Rote Kapelle



Arvid und Mildred Harnack in Saalfeld, 1930

Schon in den dreissiger Jahren bildeten sich um den Berliner Oberregierungsrat Dr. Arvid Harnack und den Mitarbeiter des Reichsluftfahrtministeriums Harro Schulze-Boysen Widerstandskreise, denen sich im Laufe der Jahre mehr als einhundert Gegner des Nationalsozialismus ganz unterschiedlicher sozialer Herkunft und weltanschaulicher Traditionen anschlossen. Die aus diesen Kreisen entstehende Organisation um Harnack und Schulze-Boysen wurde zu einer der grössten deutschen Widerstandsgruppen der frühen vierziger Jahre.

Die Gestapo ermittelte gegen sie im Sommer 1942 unter dem Sammelnamen «Rote Kapelle» und wollte diese Widerstandsgruppe vor allem als eine Spionageorganisation der Sowjetunion beurteilt wissen. Bis heute übernehmen viele diese Deutung und wollen die Gruppen um Harnack und Schulze-Boysen auf deren Kontakte zum sowjetischen Nachrichtendienst reduzieren. Damit werden sie jedoch den eigentlichen Beweggründen und Zielen der Roten Kapelle nicht gerecht. Ende 1942 fällte das Reichskriegsgericht die ersten Todesurteile; insgesamt wurden mehr als fünfzig Mitglieder dieser Gruppe hingerichtet.

Egmont Zechlin

Meine Bekanntschaft mit Arvid Harnack

Arvid Harnack war von einem stark durch Goethe beeinflussten Humanismus zum sozialistischen Gedankengut gekommen und hielt in den zwanziger Jahren ein Gesellschaftsmodell auf planwirtschaftlicher Grundlage für die Lösung der bestehenden Wirtschaftsprobleme. Bereits seit 1932 führte Harnack erste grundsätzliche Diskussionen mit späteren Mitgliedern der Widerstandsgruppe um ihn und Harro Schulze-Boysen.

Egmont Zechlin schilderte 1945 seine Bekanntschaft mit Arvid Harnack:

Arvid Harnacks Idee, wie er sie mir immer wieder entwickelt hat, seitdem wir uns 1930 in Marburg kennenlernten, war, auf eine kurze Formel gebracht, dass Deutschland sich zwischen dem sozialistischen Osten und dem kapitalistischen Westen entscheiden müsse und dass aus ethischen, wirtschaftlichen und politischen Gründen nur die Anlehnung im Osten zum Heil führen könne. Obgleich seine Frau Amerikanerin war, war dies seine Überzeugung. Sie kam wohl im wesentlichen aus seiner Beschäftigung mit der Arbeiterfrage, über die er seine Doktorarbeit geschrieben hatte und die auch das Thema seines Rockefelleraufenthaltes in Amerika gewesen war. Besonders auch durch die Universität Wisconsin, auf der er auch seine Frau kennengelernt, hatten sich seine sozialistischen Interessen verdichtet. Im Zusammenhang damit verfolgte er «planwirtschaftliche» Studien und hatte auch einmal eine Gesellschaft «Arplan» d.h. «Arbeitsgemeinschaft für Planwirtschaft» gegründet. Ich war auch gelegentlich dort, es war im Hotel «Deutscher Kaiser» in der Friedrichstrasse, und er brachte mich auch ein paar Mal mit zu Einladungen in die Sowjetbotschaft. Da waren von den Deutschen meist Leute von der «Widerstandsbewegung»; ich erinnere mich an den Schriftsteller Salomon, den Maler Weber, dann Niekisch, bei Harnack zu Hause hatte er mich einmal mit Ernst Jünger und dem rumänischen Schriftsteller Valerescu eingeladen, ach richtig, auch einmal mit dem kommunistischen Soziologen Wittfogel, dem Chinamann, der mir besonders interessant war, weil ich in China vergeblich versucht hatte, zu den chinesischen Kommunisten zu kommen, die mich besonders interessierten. Dabei wird mir erst recht bewusst, wie harmlos manches 1933 noch war. Ich wurde von Holfelder, dem späteren Ministerialdirektor im Erziehungsministerium, gefragt, ob man wohl Wittfogel aus dem Konzentrationslager herauslassen könne. Holfelder, der nie ein wilder Nazi war und dessen ganze Amtsführung so war, dass er für das anständige und vernünftige sich einsetzte, hatte damals so einen Spezialauftrag und benutzte den in gutem Sinne. Und dem leuchtete mein Argument ein: «Es ist so schwierig, in das chinesische Kommunistengebiet zu kommen, dass man einen Mann, der wie Wittfogel hineingelassen wird, unbedingt freilassen muss, damit man auf diese Weise einmal erfährt, was da eigentlich los ist.» Später hörte ich, dass Wittfogel tatsächlich freigelassen wurde und las dann auch, dass er in New York arbeitet.

Aber Harnacks Interessen waren von vornherein auch stark aussenpolitisch. Und hier hatten wir nun verschiedene Ansichten. Wenn er für die Option für Russland plädierte, dann pflegte ich schon in den Marburger Gesprächen, also 1930, dagegenzuhalten, dass bei einer Frontbildung proletarischer Osten gegen kapitalistischen Westen Deutschland Schlachtfeld würde – also am Rhein – ausserdem innerer sozialer Krieg – und dass wir dann unsere Souveränität verlieren und ein Anhängsel Russlands werden würden. Russland würde nach Bismarcks Worten «am längeren Ende des Hebelarmes sein», eine «societas leonina»! Dagegen vertrat ich schon damals eine Politik der «freien Hand», die möglichst mit allen Grossmächten in solchen Beziehungen stand, dass sie, wenn einmal eine Option nötig wäre, noch die Freiheit des Entschlusses hätte, mit dem zu gehen, der uns das grösstmögliche Mass von nationaler Freiheit lassen würde. [...]

Es wird mir erst heute recht bewusst, wie wir in den elf oder zwölf Jahren von 1931 bis 1942 beide konstant an unseren Ansichten festgehalten haben und auch in unserem Handeln davon bestimmt wurden. Nur dass der Lauf der Dinge die Probleme immer schärfer hervortreten liess. Harnack war im Laufe der Jahre immer sehr erfreut, wenn ich in einem Zeitungsartikel oder in einem Vortrag etwas sagte, was seinen Bestrebungen entsprach. Und da sich in den Kriegsjahren unsere Büros unmittelbar gegenüberlagen, seines im Wirtschaftsministerium in der Behrenstrasse und meines Ecke Behrenstrasse-Charlottenstrasse 48, sahen wir uns in manchen Zeiten fast täglich und assen nicht nur zusammen, sondern besuchten uns auch gegenseitig schnell einmal für ein paar Minuten zwischen den Besprechungen. Die beiden Harnacks fühlten sich auch immer besonders wohl bei uns in Wannsee, blieben wohl auch über Nacht, wenn wir noch spät abends auf unserem Boot gefahren waren und der Lärm der Grossstadt von fern zu uns drang. So kommt es, dass wir in den verschiedensten Phasen des Krieges, besonders auch in den Monaten, die dem Russlandkriege vorangingen, unsere Ansichten an einander prüften. Immer wieder predigte er seine Auffassung von der Kraft und Macht der Sowjetunion, wie es auch Hoetzsch getan hatte, insbesondere als unter dem Eindruck der Frankreichoperationen die These verbreitet wurde, die Russen würden laufen wie die Hasen, würden froh sein, die Sowjetherrschaft loszuwerden, der Krieg würde in drei

Monaten zu Ende sein, so dass nach planmässiger Durchführung der Operationen bis zum Kaukasus das Heer wieder zurückgenommen werden könnte, um im Westen zur Verfügung zu stehen und dergleichen. [...]

Als sich dann im Winter 1941/42 deutlich zeigte, dass der Krieg im Osten ein Fehlschlag war und sein Ende nicht abgesehen werden konnte, prophezeite Harnack in konsequenter Durchführung seiner seit Marburg entwickelten Auffassung und, wie man heute sagen muss, geradezu visionärer Vorausschau, dass jeder von uns sich einmal entscheiden müsse, ob er östlich oder westlich der Elbe leben wolle. Er liess sich auch die Elbe nicht ausreden, obgleich ich ihn wenigstens noch zur Oder zu bekehren versuchte. Darüber wurde im Laufe des Sommers 1942 immer wieder gesprochen. Seine Grundthese war, dass Stalin eher Interesse daran hätte, sich mit uns zu verständigen als mit den Angelsachsen. Denn sonst käme es so, dass sich die Deutschen und die Russen gegenseitig auffrassen zu Gunsten der Engländer. Um dies zu verhindern, würde uns Stalin auch Konzessionen machen und an irgendeiner Grenze, die er auch damals nannte, ich weiss nicht mehr, ob es die Curzonlinie war, stehenbleiben. Er sprach das mit solcher Sicherheit aus, als ob er es genau Punkt für Punkt bereits wisse.

Arvid Harnack

**Was übriggeblieben ist, das sind Menschen,
die einsam in der Welt umherirren**

Im Sommer 1939 wandte sich Arvid Harnack an seinen Schwager:

23. VII. 39

Mein lieber Johannes!

Dank für Deinen Brief, über den ich mich sehr freute wie auch Mildred über die ihr gesandten Grüsse.

Mir kam es so vor, als ob aus Deinen Worten ein gewisser Vorwurf herausklang. Du irrst, wenn Du meinst, dass die Liebe erst jetzt zu mir gekommen ist. Ich besass früher genau so ein Herz, wie ich es jetzt besitze. Meine Opposition war immer nur zu einem sehr geringen Grade gegen Dich persönlich gerichtet. Ich schätzte Dich immer, weil ich

wusste, dass in Dir im positiven und teilweise auch im negativen Sinne mehr steckt als in den langweiligen anderen Jenensern. Meine Abneigung beruhte auf unpersönlichen Dingen. Ich sah, wie alle die alten Verbindungen, die alten Gemeinschaften, auf denen unsere vergangene Kultur beruhte, mögen sie nun Gemeinschaften wirtschaftlicher, politischer oder religiöser Art gewesen sein, dahinschwinden. Du standest von meinem Gesichtspunkt aus auf der auflösenden Seite. Diesen Gemeinschaften gehörte meine ganze Liebe und ich hasste die rein rationelle Ordnung, die an ihre Stelle trat. Ich machte nur einen Fehler, und der war, dass ich etwas liebte, was nicht mehr lebt. Der alte preussische Staat, die alte Religion, die alte ständische Wirtschaftsordnung sind endgültig dahin. Was übrig geblieben ist, das sind Menschen, die einsam in der Welt herumirren. Sie sollen froh sein, wenn sie einmal jemand Vernünftiges finden, von dem sie glauben, dass er ein Baustein für neue menschliche Gemeinschaften – weitere als die alten engen – sein kann. Ich glaube, wir können hinfort Schwager sein, die einander vertrauen.

Eines möchte ich noch hinzufügen: Eine Tätigkeit, die sich zum Ziele steckt, den verhungerten europäischen Arbeitern zu helfen, erfordert so viel Liebe als die Deine. Dein Arvid

Arvid Harnack

Die drei Wurzeln meiner Kraft

An die Mitglieder seiner Familie schrieb Arvid Harnack noch am Tage seiner Hinrichtung, dem 22. Dezember 1942:

Meine Lieben –

In den nächsten Stunden scheidet mich aus dem Leben. Ich möchte Euch noch einmal für alle Liebe danken, die Ihr mir erwiesen habt, gerade auch in der letzten Zeit. Der Gedanke an sie hat mir alles Schwere leicht gemacht. Ich bin ruhig und glücklich. Auch denke ich an die gewaltige Natur, mit der ich mich so verbunden fühle: Heute Morgen habe ich laut vor mir hergesagt: ‚Die Sonne tönt in alter Weise / Vor allem aber denke ich daran, dass die Menschheit sich im Aufstieg befindet. Das sind die

3 Wurzeln meiner Kraft. Eine besondere Freude war mir zu erfahren, dass es in der nächsten Familie voraussichtlich bald eine Verlobung gibt. Ich möchte gerne, dass mein Siegelring, der von meinem Vater stammt, an F. fällt. Seinen Siegelring kann dann L. erhalten. Der Siegelring wird Euch mit meinen Sachen zugehen.

Heute Abend werde ich noch eine kleine Weihnachtsfeier veranstalten, indem ich mir die Weihnachtsgeschichte vorlese. Und dann kommt der Moment des Scheidens.

Gerne hätte ich Euch alle noch einmal gesehen, aber das geht nun leider nicht. Meine Gedanken sind aber bei Euch allen, und ich vergesse dabei keinen; das muss jeder fühlen, besonders Mutter.

Seid alle noch einmal umarmt und geküsst von Eurem Arvid Weihnachten müsst Ihr richtig feiern. Das ist mein letzter Wille. Singt dann auch: ‚Ich bete an die Macht der Liebe‘.

Mildred Harnack

Ein Nationalsozialist ist ungefähr dasselbe wie ein Ku-Klux-Klan-Mitglied

Mildred Fish lernte ihren späteren Mann Arvid Harnack während dessen Studienaufenthalt in den Vereinigten Staaten kennen. 1926 heiratete sie, 1929 folgte Mildred Harnack ihrem Mann nach Deutschland. Sie lehrte am Berliner Abendgymnasium sowie an der Berliner Universität und gehörte gemeinsam mit ihrem Mann zu den wichtigsten Angehörigen der Roten Kapelle. 1942 wurde sie zusammen mit Arvid Harnack verhaftet, im ersten Prozess zu einer sechsjährigen Haftstrafe verurteilt und auf Weisung Hitlers am 16. Januar 1943 zum Tode verurteilt.

In Briefen an ihre Mutter Georgina Fish beschrieb Mildred Harnack ihre Situation in Deutschland:

Die Leute in unserer Nachbarschaft sind Nationalsozialisten – ein Nationalsozialist in Deutschland ist ungefähr dasselbe wie ein Ku-Klux-Klan-Mitglied, ein ‚100%-Amerikaner‘ oder ein Mitglied der ‚American Legion‘ – d.h. er ist eine Person, deren patriotische Gefühle ohne wirkli-

che vernünftige Gründe aufflammen, die sich auf der Basis ihres Nationalismus moralisch und überlegen fühlt und die in der Regel ignorant und ohne Kenntnis der wirklichen Zustände ist und deshalb zu einem Werkzeug in den Händen der mächtigen finanziellen und wirtschaftlichen Interessen wird. (18. Juni 1932)

Fünfter Jahrestag – Arvid und ich haben ihn mit Torte und Kerzen, mit Blumen und Ananaseis und vielen anderen guten Sachen gefeiert. Wir feierten ihn zwei Tage hintereinander und heute haben wir einen schönen Ausflug in die Berge, Buchen- und Nadelwälder unternommen. Unterwegs kamen wir in ein Tal, in dem unser Weg zwischen hochgewachsenen purpurroten Blumen verlief. Für Arvid war dies das Allerschönste. Die vergangenen fünf Jahre sind es wert, gefeiert zu werden. Wir sind einander in unserer tiefen Liebe mehr und mehr ans Herz gewachsen. Wir sind stärker und unsere Ideale sind klarer geworden. Wir sind tüchtiger und klüger. Unsere Arbeit bringt uns mehr Erfüllung. (9. August 1931)

Ich sitze hier im Abendgymnasium und habe gerade eine Pause zwischen zwei Unterrichtsstunden. Die Arbeit hier ist leicht und die Schüler sind freundlich und fleissig. Es sind erwachsene Leute, die tagsüber arbeiten und abends zum Unterricht kommen. Da ist nur eine Sache, an der sich der gesunde Menschenverstand reibt, nämlich dass diese Schule auf der Annahme basiert, dass es für Arbeiter und Angestellte möglich sei, durch Fortbildung in höhere Positionen aufzusteigen. Dies ist eine Annahme, für die es im heutigen Deutschland keinerlei Garantien gibt. Glückliche Einzelne mögen vielleicht den Aufstieg schaffen, aber dies sind nur wenige. Wenn man von der Gesellschaft als Ganzem spricht, ist es eine Lüge zu sagen, dass ein Aufstieg für Arbeiter und Angestellte möglich ist. In einem erheblichen Masse sind sie eher zum sozialen Abstieg verurteilt, als dass sie Aufstiegsmöglichkeiten hätten. Es gibt kaum Arbeitsplätze für sie, sie verlieren ihre Positionen, ihre Arbeitslosenversicherung hört nach einer bestimmten Zeit auf, und sie fallen in ein Loch ohne soziale Absicherung. Wenn sie keine andere Unterstützung haben, sind langsamer Ruin und Hunger die Folge [...] Es ist offensichtlich, dass wir eine Gesellschaft brauchen, die auf anderen und gerechteren Prinzipien basiert, und wir müssen danach streben, eine solche zu erreichen. Die nächste Frage ist: Wie? (29. September 1932)

Heinrich Scheel

Meine Bekanntschaft mit Harro Schulze-Boysen

Heinrich Scheel schrieb in einem Brief an Ricarda Huch vom 29. Juni 1946 über Harro Schulze-Boysen:

Die Bekanntschaft von Harro Schulze-Boysen machte ich nach Abschluss des deutsch-russischen Freundschaftspakts im Jahre 1939. Viele aktive Gegner witterten in diesem Pakt einen Verrat, der umso schwerer zu wiegen schien, da die Sowjetunion der einzige Staat war, der bis dahin eine konsequent feindliche Haltung Hitler gegenüber gezeigt hatte. Auch unsere Gruppe war durch diesen Schock wie gelähmt. Um unsere Aktivität wieder herzustellen, vermittelte die Bibliothekarin Lotte Schleif (1943 zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt) ein Zusammentreffen zwischen Schulze-Boysen und mir in ihrer Wohnung. Ausserdem waren anwesend der Bildhauer Kurt Schumacher und seine Frau Elisabeth. Schulze-Boysen, in sportlichem Zivil, wurde mir als Hans vorgestellt. Sicher und ohne Umschweife lenkte er das Gespräch auf unser Problem: den deutsch-russischen Pakt. Nachdem ich meine Befürchtungen mitgeteilt hatte, setzte er seine Überzeugung dagegen. Er tat es mit Takt und ohne konziliante Gesten. Er war ein Diskussionsredner von geradezu faszinierender Beredsamkeit... Wenn er diskutierte, versuchte er die Einstellung des anderen ganz zu erfassen und in sich aufzunehmen, um alle Einwürfe selbst zu machen und auch gleich zu beantworten. Für seine intellektuelle Redlichkeit und für seinen Scharfsinn spricht, dass er Gegengründe so exakt und vorurteilslos vorwegnehmend umriss, wie sie sein Gegner in der Diskussion nicht besser formuliert hätte. Er hatte Freude daran, die Einwürfe wie Bausteine zu säubern, indem er sie treffender umschrieb, und aus ihnen ein Gebäude aufzurichten, um es dann mit seinen überlegenen geistigen Argumenten zu zerstören.

Harro Schulze-Boysen

Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk!

Im Februar 1942 versandte die Rote Kapelle an mehrere hundert Adressen in Berlin und ganz Deutschland das von Harro Schulze-Boysen verfasste Flugblatt «Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk!» Die Gestapo kam den Urhebern der Flugschrift erst nach der Aufdeckung der Roten Kapelle im Herbst 1942 auf die Spur.

DIE SORGE UM DEUTSCHLANDS ZUKUNFT GEHT DURCH DAS VOLK

Vergeblich müht sich Minister Goebbels, uns immer neuen Sand in die Augen zu streuen. Die Tatsachen sprechen eine harte, warnende Sprache. Niemand kann mehr leugnen, dass sich unsere Lage von Monat zu Monat verschlechtert. Niemand kann noch länger die Augen verschließen vor der Ungeheuerlichkeit des Geschehens, vor der uns alle bedrohenden Katastrophe der nationalsozialistischen Politik.

Die grossen militärischen Erfolge der ersten Kriegsjahre haben kein entscheidendes Ergebnis gezeitigt. Die meisten deutschen Armeen befinden sich zur Zeit im Rückzug. Allen Fälschungen des OKW zum Trotz steigt die Zahl der Kriegsoffer in die Millionen. In fast jedem deutschen Haus herrscht Trauer. Die Werktätigen sind immer ärgerer Antreiberei und Überanstrengung ausgesetzt. Die letzten Reserven werden aus dem Volkskörper herausgepresst. Es gibt kaum noch etwas zu kaufen. Das Geld verliert seinen Wert. Immer neue Hunderttausende schluckt die Armee. Industrie und Landwirtschaft leiden empfindlich unter dem Mangel an Arbeitskräften. Zehntausende von Betrieben brechen unter der Last der Kriegsverhältnisse zusammen. Früchte jahrzehntelangen Fleisses gehen verloren. Die Frauen trauern dem entschundenen Familien- und Liebesglück nach. Der häusliche Frieden ist zerrissen. Die Tage vergehen freudlos, ohne dass den Menschen eine Hoffnung winkt. Zeit und Nervenkraft gehen verloren mit den immer knapperen Rationen, die die Regierung dem Volk noch zugesteht. Die Allgemeinheit leidet zudem unter den Unverschämtheiten und Schikanen der Behörden

und Parteistellen. Die staatliche Bürokratie in ihrer infamen Dummheit ist kaum noch imstande, die ihr zufallenden Aufgaben zu lösen. Die Korruption in der Verwaltung, im Wirtschaftsleben, in der Wehrmacht, vor allem aber innerhalb der Gliederungen der Partei hat ein ekelhaftes Ausmass erreicht. Während der Arbeitnehmer gezwungen wird, zu immer schlechteren Bedingungen seine Arbeitskraft zu verkaufen und oft fernab von den Seinen ein graues Dasein als Arbeitssklave zu führen, gibt es immer noch genug Bonzen und Kriegsgewinnler, die ihre Aufgabe darin sehen, die Massen mit den staatlich vorgeschriebenen Lügen zu füttern. Damit auch nur keiner in Versuchung kommt, selbständig nachzudenken, wird auch noch die Freizeit der Werktätigen dem braunen Zwang unterworfen. Eine volksentfremdete Schicht von albernen, aber schädlichen Schwindlern und Angebern spielt heute die erste Rolle im Leben des Volkes. In schwerster Notzeit der Nation kommen diese Leute recht gut auf ihre Kosten. Das Gewissen aller wahren Patrioten aber bäumt sich auf gegen die ganze derzeitige Form deutscher Machtausübung in Europa. Alle, die sich den Sinn für echte Werte bewahrten, sehen schauernd, wie der deutsche Name im Zeichen des Hakenkreuzes immer mehr in Verruf gerät. In allen Ländern werden heute täglich Hunderte, oft Tausende von Menschen standrechtlich und willkürlich erschossen oder gehenkt, Menschen, denen man nichts anderes vorzuwerfen hat, als dass sie ihrem Lande die Treue halten, wie das ehemals in Deutschland Männer wie Hofer, Schill und Palm auch taten. Im Namen des Reiches werden die scheusslichsten Quälereien und Grausamkeiten an Zivilpersonen und Gefangenen begangen. Noch nie in der Geschichte ist ein Mann so gehasst worden wie Adolf Hitler. Der Hass der gequälten Menschheit belastet das ganze deutsche Volk.

Sind wir schwach und kleinmütig, machen wir uns zu Unrecht Sorgen, lassen wir die Führung charakterlos im Stich?

Es ist ganz natürlich, dass man sich Gedanken macht. Die Millionen, die im Augenblick der Machtergreifung durch die NSDAP in der Opposition standen und denen seitdem mit den Mitteln des Terrors der Mund verschlossen wurde, sie haben nichts abgestrichen von dem tiefwurzelnden Verdacht, dass hinter allen völkischen Phrasen der Wille zum imperialistischen Krieg, zu einem neuen Weltkrieg im Interesse einer Clique

stünde, die sich die Ausplünderung anderer Völker zur bequemen Richtschnur ihres Handelns machte. Der alte Verdacht hat sich bestätigt. Angesichts des harten Sterbens ringsum ist die Erinnerung an die Zeit erwacht, da die heute kriegführende Partei dem deutschen Volke selbst die Freiheit nahm. Bevor man Europa in Ketten legte, versklavte man Deutschland. Mit welchem Ideal vor Augen soll das Volk den Krieg führen? Die allgemeine Unfreiheit, der totale Rückschritt, das sind keine Ideale, für die man freudig stirbt, ihr Herren! Das Volk weiss, dass es sich eines Tages vor der Geschichte, vor sich selbst und vor der Welt wird verantworten müssen. Das Volk will nicht länger mit oberflächlicher «Leichter Muse» und mit verlogenen PK-Berichten in Stimmung gehalten werden. Sehr schnell ist man über den Schottlandflug des Reichsministers Hess zur Tagesordnung übergegangen, aber das dumme Volk hat nicht vergessen, dass der Mann, der sich gestern noch Stellvertreter des Führers nannte, am anderen Tage des Wahnsinns bezichtigt wurde. Über die Hintergründe des Selbstmords des Generalobersten Udet hat man nichts verlauten lassen; aber das dumme Volk weiss genau, dass es in kritischer Weise an Flugzeugen und Benzin mangelt. Mit allen möglichen Täuschungsmanövern sucht man den Eindruck zu erwecken, als habe sich ausser einigen Erkrankungen unter den Feldmarschällen nichts ereignet. Aber das dumme Volk möchte wissen, warum nicht die Köpfe der russischen Marschälle rollten, wie es die deutsche Presse schon sieghaft verkündete, sondern die deutschen Armeeführer von ihren Posten abberufen wurden. Das dumme Volk ist beunruhigt, da den Herrn von Reichenau plötzlich der Schlag rührte. Man hat uns nichts berichtet vom Selbstmord des Reichsministers Kerrl, nichts vom Abgang des Preiskommissars Wagner, aber das dumme Volk fragt, warum die Herren sich zurückzogen, wenn doch alles nach Wunsch ging. Der Kulturkampf, so beteuerte man, war ein einmaliger Missgriff Bismarcks, aber das dumme Volk hat die warnenden Kanzelreden des katholischen Bischofs von Münster und des evangelischen Landesbischofs von Württemberg nicht überhört. Kein Wunder nach alledem, dass Unruhe sich weitester Schichten bemächtigt.

Bisher hat man uns mit der Hoffnung auf den Endsieg getröstet. Man hat von der Unfehlbarkeit des Führers und von den Errungenschaften des Dritten Reiches gesprochen. Wo alle Stricke rissen, da machte man uns Angst mit der Gestapo, da holt man immer noch einmal die alte Plat-

te vom Bolschewistenschreck aus der Rumpelkammer, da spricht man von der entsetzlichen Rache, die das ganze deutsche Volk für die Taten der bisherigen Regierenden über sich werde ergehen lassen müssen. Man will uns Angst vor der Zukunft einflößen.

Mögen sich diejenigen weiter belügen lassen, die zu schwach sind, die Wahrheit zu erfahren. Mögen diejenigen weiter untätig bleiben, die zu träge sind, die Wahrheit zu suchen. Alle Verantwortungsbewussten müssen mit den Tatsachen rechnen:

Ein Endsieg des nationalsozialistischen Deutschland ist nicht mehr möglich.

Jeder kriegverlängernde Tag bringt nur neue unsagbare Leiden und Opfer. Jeder weitere Kriegstag vergrößert nur die Zeche, die am Ende von Allen bezahlt werden muss. [...]

Das ist die Wahrheit. Und diese Wahrheit wird sich nicht mehr verdrängen lassen. Die mächtigsten Herren im Land sind heute die Herren Himmler und Goebbels. Aber der grösste Terror des Herrn Himmler kann auf die Dauer nicht die Wahrheit bezwingen. Die grösste Lüge, der grösste Bluff des Dr. Goebbels können uns nicht mehr retten. Vor furchtbarem Unheil kann uns nur eine tiefgreifende Erneuerung bewahren.

Was soll werden?

Auch heute noch liesse sich die Frage nach der Zukunft des Landes zufriedenstellend beantworten. Aber dazu braucht Deutschland eine Regierung, die sich auf diejenigen Volksteile stützt, die die Fähigkeit und die Macht haben, dem Volk und der Welt gegenüber eine neue deutsche Politik zu vertreten. Das sind natürlich nicht diejenigen, die Hitler an die Macht gebracht haben. Das sind nicht die Nutzniesser des Regimes. Das sind vielmehr diejenigen Soldaten, die bereit sind, das Wohl des Volkes höher zu stellen als die Existenz von Staat und Wehrmacht in ihrer heutigen Form. Das sind weiter die sich ihres geschichtlichen Auftrages bewussten Arbeiter in Stadt und Land, die bereit sind, die Sache der Nation zu ihrer eigenen zu machen. Das ist die vom Hitler-Regime verfeimte Intelligenz aller Berufe, die bereit ist, auf revolutionärem Wege voranzugehen.

Das deutsche Volk braucht eine sozialistische Regierung der Arbeiter, der Soldaten und der werktätigen Intelligenz. Nur durch das entschlossene Zusammengehen der volksverbundenen Kräfte in der Wehr-

macht mit den besten Teilen der Arbeiterklasse und der Intelligenz kann der herrschenden Partei das Heft aus der Hand gerissen werden. Mögen diejenigen, die noch schwanken, sich der Worte Adolf Hitlers aus dem Jahre 1925 erinnern: «Im Allgemeinen soll nie vergessen werden, dass nicht die Erhaltung eines Staates oder gar die einer Regierung höchster Zweck des Daseins der Menschen ist, sondern die Bewahrung ihrer Art. Ist aber einmal diese selber in Gefahr, unterdrückt oder gar beseitigt zu werden, dann spielt die Frage der Legalität nur mehr eine untergeordnete Rolle. Es mag dann sein, dass die herrschende Macht tausendmal sogenannter ‚legaler‘ Mittel sich in ihrem Vorgehen bedient, so ist dennoch der Selbsterhaltungstrieb der Unterdrückten immer die erhabenste Rechtfertigung für ihren Kampf mit allen Waffen. Menschenrecht bricht Staatsrecht... In einer Stunde, da ein Volkskörper sichtlich zusammenbricht und allem Anschein nach der schwersten Bedrückung ausgeliefert wird, Dank des Handelns einiger Lumpen, bedeuten Gehorsam und Pflichterfüllung diesen gegenüber nur Formalismus und Wahnwitz, wenn andererseits durch Verweigerung von Gehorsam und ‚Pflichterfüllung‘ die Errettung eines Volkes vor seinem Untergang ermöglicht würde...» (Adolf Hitler, «Mein Kampf», S. 105 & 593)

Jawohl, erst die Verweigerung von Gehorsam und Pflichterfüllung bringt die Voraussetzung für die Errettung des Volkes vor dem Untergang.

Sobald sich das Volk eine neue Regierung gegeben hat, muss es sich nach neuen Freunden und Bundesgenossen in der Welt umsehen. Diese finden sich nicht unter denjenigen, die ein Interesse an der Wiederherstellung des europäischen Zustandes von 1918 bis 1939 und an einer mehr oder weniger offenen Demütigung des deutschen Volkes haben, – also nicht unter den reaktionären Kreisen in Europa. Die Politik gewisser deutscher Feudaler, Diplomaten, Bankiers usw., welche davon träumen, nach einem Staatsstreich dem Lande durch die blutige Verfolgung aller bisher an der Macht Beteiligten eine neue politische Grundlage zu geben und alsdann ein restauriertes Deutschland auf Kosten Russlands mit den «Plutokraten» zu versöhnen, hat keinen Boden unter den Füßen und bringt nicht den Frieden. Mit Hass, Demagogie und rückschrittlicher Gesinnung wird keine Zukunft gezimmert. Freunde unseres Volkes finden sich vielmehr unter den fortschrittlichen Kräften Europas und in der

UdSSR. Die Zusammenarbeit mit diesen Kräften muss die kommende deutsche Regierung suchen. Diese Kräfte muss sie unterstützen, und sie tut dies am besten durch Übergabe der Macht in den besetzten Gebieten an freie und unabhängige Regierungen, durch sofortige Räumung der besetzten Gebiete der Sowjetunion, durch Aufkündigung des Bündnisses mit Italien und Wiedererneuerung des Freundschaftspaktes und Handelsabkommens mit der UdSSR. Auf dieser Basis wäre ein Friede möglich, bei dem die Unversehrtheit des deutschen Reiches in den Grenzen vom Frühjahr 1939 gewahrt bleiben könnte. Das deutsche Volk muss verlangen, dass es in umfassenden Handelsverträgen und Abkommen an den Gütern der Erde beteiligt wird.

An jeder Abrüstung wird es in gleichem Masse teilzunehmen bereit sein wie alle Anderen. Noch hätte, nach Überwindung der nationalsozialistischen Krankheit, das deutsche Volk hinreichend eigene Kräfte und genug Freunde in der Welt, um seinen ehrlichen Willen zu wirklicher Neuordnung und zu dauerhafter Sicherung des Friedens auch gegen den Widerstand feindlicher Mächte durchzusetzen.

Die These des Ministers Goebbels «Nicht wann, sondern wie» ist grundfalsch. Das *WIE* des Friedens hängt vom *WANN* ab.

Was geschieht, wenn die Dinge weiter treiben? Was geschieht, wenn der Krieg Adolf Hitlers weiter fortgesetzt wird? Dann wird der Zusammenbruch ein Ausmass annehmen, im Vergleich zu dem der November 1918 eine Lächerlichkeit war. Deutschland würde in den Offensiven des Sommers 1942 seine letzten Reserven opfern. Millionen Menschen würden dann noch durch Bomben und Granaten fallen oder an Hungerkrankheiten und Seuchen zugrundegehen. Am Ende aber würden die Panik und der Reichszerfall stehen.

Wer einer solchen Entwicklung gegenüber untätig bleibt, macht sich mitschuldig. Er verdient nichts anderes als mit seinen Nachkommen ein nicht zu beneidendes Dasein, ehrlos unter fremder Herrschaft, zu fristen.

Was kann der Einzelne tun, um seinen Willen zur Geltung zu bringen?

Jeder muss Sorge tragen, dass er – wo immer er kann – das Gegenteil von dem tut, was der heutige Staat von ihm fordert.

Wir müssen uns und andere herausreißen aus dem Sumpf der Lüge

und des feigen Zweckoptimismus, in den uns die Herren des Dritten Reiches hineingezogen haben. Wir dulden es nicht länger, dass dem Volke die Wahrheit vorenthalten wird. Wir dulden es nicht länger, dass eine Hand voll anmassender und durch den Gang der Ereignisse tausendmal kompromittierter Personen weiterhin die wachsten Kräfte der Nation zu gängeln trachtet. Wir müssen endlich Schluss machen mit dem alten deutschen Irrglauben, der Staat sei ein höheres Wesen, dem man sich blind anvertrauen dürfe. Der Staat ist heute nichts als ein grosser Apparat, der in die Hände einiger Ehrgeizig-Skrupelloser gefallen ist. Diese bedienen sich der Staatsapparatur, um die ganze Welt nach ihren unreifen und schiefen Vorstellungen umzukrempeln und sich und ihresgleichen zu bereichern.

Die Wahrheit über die wirkliche Lage muss ins Volk dringen. Lasst darum keine Gelegenheit vorübergehen, der Propaganda entgegenzutreten. Lest alte Führerreden! Erinnert Euch Eurer alten Zeitungen und vergleicht die Versprechungen, die man vor einem Jahr dem Volke machte, mit den harten Tatsachen der Gegenwart. Gebt die Briefe von der Ostfront weiter; sie strafen die verlogenen Darstellungen der Nazi-propaganda Lügen, sie zeigen, wie der Krieg wirklich aussieht. Schreibt Euren Soldaten ins Feld, was sich in der Heimat tut! Immer offener wird heute überall davon gesprochen, dass wir nicht länger gewillt sind, das Joch der Parteibonzenherrschaft zu ertragen. Wir fordern die Wiederherstellung der Überzeugungsfreiheit. Ein Volksgericht für diejenigen, die uns in den Wahnsinn des Russlandfeldzuges und damit des Zweifrontenkrieges gehetzt haben, die für die beispiellos leichtfertige Unterschätzung der Sowjets und die völlig unzureichenden Vorbereitungen verantwortlich zu machen sind. Sie verschulden den sinnlosen Tod in Eis und Schnee von Hunderttausenden.

Wendet Euch gegen die Fortsetzung eines Krieges, der im besten Falle nicht das Reich allein, sondern den ganzen Kontinent zum Trümmerfeld macht.

Es genügt nicht zu «meckern» oder dumme Witze zu machen. Jeder Einzelne muss sich zu einem klaren JA oder NEIN entschliessen.

Seht Euch die Zeitung, die Wochenschau mit Verstand an! Bedenkt, dass man alles tut, um Euch ein gefärbtes Bild von der Lage zu geben. Protestiert immer lauter, wenn Ihr an allen Ecken und Enden Schlange

stehen müsst! Hört auf damit, Euch alles gefallen und bieten zu lassen. Lasst Euch nicht länger einschüchtern!

Stellt Euch der allgemeinen Angst entgegen! Immer wieder hört man die Redewendung: «Wir müssen durch! Wenn wir jetzt nicht siegen, geht es uns allen schrecklich an den Kragen, dann müssen wir alle für die Untaten der Nazis büssen!» Dies ist das Gerede, das die derzeitigen Machthaber selbst verbreiten, um ihre Herrschaft zu festigen. Natürlich ist diese ganze Betrachtungsweise falsch, denn die Weltgeschichte wird auf keinen Fall ihren tieferen Sinn verlieren und das Unmögliche wird nicht möglich dadurch, dass wir uns in Verkennung der Dinge bemühen, dem Verbrechen und dem Wahnwitz zum Siege zu verhelfen, nur weil Verbrechen und Wahnwitz sich zur Zeit in Deutschland eingenistet haben. Wir retten uns und das Land nur dann, wenn wir den Mut finden, uns in die Kampffront gegen Hitler einzureihen und damit den Beweis zu liefern, dass Faschismus und Kriegswahnsinn keine deutschen Erscheinungen sind, sondern Ergebnisse eines ungesunden Systems, an dem die ganze Welt mitschuldig ist und das daher von den aufbauenden Kräften der ganzen Welt einschliesslich Deutschlands überwunden werden muss. Wenn daher die NSDAP schreit, die siegreichen Amerikaner oder die Bolschewisten würden alle Deutschen sterilisieren, so verbreiten sie, wie immer so auch hier, bewusst die Unwahrheit. Die Herrschaften bangen um ihr eigenes Fell, und in der Tat werden die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen werden. Denen aber, die aufrecht ihrem Willen zu einer neuen Politik Ausdruck geben, wird kein Haar gekrümmt werden.

Straft die SS mit Verachtung! Lasst es sie fühlen, dass das Volk Mörder und Spitzel aus tiefster Seele verabscheut! Hört endlich auf mit dem Unfug, Winterhilfsabzeichen zu sammeln! Jeder Groschen, jede Hilfeleistung an das herrschende Regime, verlängert den Krieg und führt uns alle nur noch tiefer ins Elend! Schluss mit Gedankenlosigkeit und Gefühlsduselei.

Alles, was zu sagen ist, lässt sich zusammenfassen in die Aufforderung, endlich Ernst zu machen!

Schickt diesen Brief in die Welt hinaus, so oft Ihr könnt! Gebt ihn an Freunde und Arbeitskameraden weiter! Ihr seid nicht allein! Kämpft zunächst auf eigene Faust, dann gruppenweise. MORGEN GEHÖRT UNS DEUTSCHLAND!

Liane Berkowitz

Briefe an die Mutter

Liane Berkowitz und ihr Verlobter Friedrich Rehmer waren an der Klebeaktion gegen die nationalsozialistische Propagandaausstellung «Das Sowjetparadies» im Mai 1942 beteiligt. Harro Schulze-Boysen schützte die Aktion in Uniform. Ende September 1942 wurde Liane Berkowitz (im dritten Monat schwanger), am 29. November 1942 auch Friedrich Rehmer verhaftet. Am 18. Januar 1943 wurden beide vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt. Friedrich Rehmer wurde am 13. Mai 1943, Liane Berkowitz am 3. August 1943 hingerichtet, nachdem am 12. April ihre Tochter Irina geboren worden war. Irina Berkowitz wurde vermutlich im Rahmen der nationalsozialistischen Krankenmord-Aktionen am 16. Oktober 1943 in Eberswalde/Mark getötet.

Aus der Haft konnte Liane Berkowitz mehrere Kassiber und Briefe an ihre Mutter herausschmuggeln:

BRIEF VOM 23. NOVEMBER 1942

Meine liebste gute Mamotschka!

Obwohl Dein Namenstag längst vorbei sein wird, wenn Du diesen Brief bekommst, gratuliere ich Dir nachträglich herzlichst und wünsche Dir alles Gute, vor allem Gesundheit. Deinen Brief vom 4. des Monats sowie die lieben Zeilen von Remus habe ich bekommen und mich wahnsinnig gefreut. Du kannst Dir nicht denken, was hier, wo man von allem abgeschlossen ist und nur wie zum Hohne die Geräusche der Stadt hört, eine Nachricht von aussen bedeutet. Ich fange an, mich hier einem Problem der Kleider gegenübergestellt zu sehen. Mein grauer Rock passt mir zwar noch, aber ich sehe, dass dies höchstens noch 2-3 Wochen dauern wird. Ich trage hier zwar meistens lange Hosen, weil es wärmer und bequemer ist, brauche aber natürlich was zum Anziehen, wenn ich zur Vernehmung usw. komme. An den Röcken die ich zu Hause habe, ist ja nichts weiter zu machen, und das grüne Wollkleid lohnt sich nicht zu verderben und es wäre auch nicht bequem, von den anderen Sachen ganz zu schweigen. Es wird das Beste sein, wenn Du Stoff kaufst, blau oder

braun, am besten blau und mir einen Rock machen lässt, den man noch beliebig weiter machen kann. Es ist natürlich schwer, eine Schneiderin zu finden, da Frau Eugenie natürlich überlastet ist, aber vielleicht kann Frau Rehmer uns helfen. Grüsse Sie bitte von mir und sage, ich lasse ihr für alles danken. Grüsse bitte auch Gretl und Frau von Rinos. Ich danke für die Bücher über die Mongolei und China, diese Sachen interessieren mich ja sehr. Ich wohne jetzt in einer wärmeren Zelle und habe etwas Mut gefasst. Ich darf mich ja jetzt wirklich nicht mehr aufregen, wenn ich mein Kind heil zur Welt bringen will. Ich denke immer an Dich und hoffe, wir werden uns doch noch wiedersehen. Schone nur Deine Gesundheit, überarbeite Dich nicht. Sag Fridolin, wenn sie ihre Liane nur ein bisschen liebt, dann soll sie Dir jetzt etwas helfen und keine treulose Tomate sein. Grüss und küss mir meinen Remus und sage ihm, er soll mich nicht vergessen und bald gesund werden. Ich habe mir grosse Sorgen um ihn gemacht. Dir danke ich tausendmal für Deine Fürsorge. Liebste Mama, ich umarme und küsse Dich. Du bist der liebste und wichtigste Mensch für mich (sage es aber nicht Remus), und eines Tages komme ich zu Dir zurück. Lana

BRIEF VOM 19. JANUAR 1943

Meine einzig geliebte Mamotschka!

Auf die Knie möchte ich vor Dir fallen, und Dich um Verzeihung bitten für das schreckliche Leid, das ich Dir angetan habe. Von allen meinen Sünden wiegt dies am schwersten vor Gott und ich bitte ihn täglich dafür um Vergebung. Alles hast Du für mich getan und geopfert, was nur möglich war. Gestern habe ich Remus für immer Lebewohl gesagt. Weiter brauche ich Dir wohl nichts zu sagen, denn Du wirst gefühlt haben, wie es in diesen letzten Tagen in meinem Herzen aussah. Ich habe Remus versprochen, das meine zu tun, um unserm Kind, das wir lieben, bevor es geboren ist, das Leben zu geben und falls es ein Junge ist, Arno-Alexander nennen zu lassen. Es wird also auf den Namen Alexander in der russischen Kirche getauft werden. Mamico, ich beschwöre Dich, sei stark und lebe für mein Kind, verlasse mein Kind nicht. Liebe es, wie Du mich geliebt hast, Du wirst an ihm mehr Freude als an mir haben. Im Namen Gottes und Jesus Christus, die ewige Liebe und Versöhnung ge-

boten haben, bitte ich Dich, vergib mir und bete für mich, so wie ich [es] stündlich für Dich tue. Ich glaube an Gott fest und unerschütterlich und an Gottes ewige Liebe und Barmherzigkeit. Vera und Frau Eugenie, Ira und Sergej lege ich mein Kind ans Herz. Grüsse meine Freunde und bitte sie, an mich zu denken. Schicke mir bitte eine von Deinen Ikonen. *Bitte doch Vater Sergej, zu mir zu kommen*, vielleicht wird man es erlauben. Ich habe hier eine Passphotographie von Dir bei mir, weisst Du, die letzte, die Du hast machen lassen. Das ist mir ein grosser Trost und gewissermassen mein Zufluchtsort. Aber ich hoffe, wir werden uns noch sehen. Ich denke an Dich, ich träume von Dir, ich [habe] Dich so furchtbar lieb. Mamotschka, meine geliebte, ich weiss, Du liebst mich und vergibst mir. Ich umarme und küsse Dich tausend Mal, meine gute Koschka-Mama und bleibe Deine Lanuschka

BRIEF VOM 5. AUGUST 1943

Meine einzige teure geliebte Mamotschka!

Es ist aus. Heute, wenn es dunkel geworden sein wird, lebt Deine Lanka nicht mehr. Mein Trost und meine Hoffnung ist meine kleine Irka, die ja Gott sei Dank keine Ahnung hat von allem, was um sie vorgeht.

Mamico, Du warst mir die beste Mutter von der Welt. Alles, was man nur tun konnte, hast Du für mich getan und ich danke Dir. Verzeih mir meinen Tod, verzeih mir jede Kränkung, die ich Dir zugefügt, jedes hässliche Wort, ich bitte Dich, ich flehe Dich an. Kröne Dein Werk als Mutter und sei stark!!! Bleibe gesund und am Leben, lebe für meine Irka, die als Vollwaise in der Wiege liegt. Beschütze sie, behüte sie, liebe sie, lebe für sie. Durch Dich sterbe ich in der festen Überzeugung, dass meine Süsse in guter Hut ist. Du wirst den letzten Wunsch Deines sterbenden Kindes erfüllen. Erzieh' Irka zu einem klugen, tüchtigen Menschen, lasse sie so viel wie möglich lernen. Lehre sie, unerschütterlich an Gott zu glauben und an Gottes ewige Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Sie soll das Andenken ihrer Eltern lieben und achten. Lasse sie in der griechisch-orthodoxen Kirche taufen. Hebe meine Haarlocke, Photo und Briefe von Remus, meine Bücher und Kleinigkeiten gut für sie auf. Meine Kleider verteile zwischen Vera und Gerda. An Frau Rehmer meine herzlichen Grüsse und Küsse. Sie soll gut für Irka sorgen.

Dies war ja auch der letzte Wunsch ihres Sohnes, wie sie in seinem letzten Brief an mich lesen kann. Onkel Mitja, Ira, Serjoscha, Tante Lena, Vera, Tante Jenny und alle, alle meine Freunde meine letzten besten Grüsse und die Bitte, in der Stunde der Not sich Irkas anzunehmen. Ich glaube an Gott, an das ewige Leben und daran, dass wir uns wiedersehen werden. Ich werde im Jenseits für Dich und für Inotschka beten und euch beschützen. Ich bin ruhig und gefasst und ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Alles, worauf ich durch Verfügungen von Henry Berkowitz Anspruch hatte, hinterlasse ich an Ira, mit der Bitte, dass Du das verwaltest, ausserdem bestimme ich Dich (und im Falle Dir etwas zustösst, Frau Rehmer und Dr. Dmitri Jewsiejenko) zu Iras Vormund. Die letzten Monate besonders die Zeit seit der Trennung von Ira waren mir unerträglich schwer und ich freue mich einesteils, dass diese Quälerei jetzt bald zu Ende ist. Gott war mir sehr gnädig. Er hat mich alles erfahren lassen, was eine Frau erfahren kann: Er hat mir ein Kind gegeben. Ich bin wenigstens, wenn auch nur kurze Zeit, Mutter gewesen, und dies ist das Schönste, was es gibt. Nochmals, Mamico, sei stark, sei tapfer, liebe Dein Kind und lebe für Irka. Jetzt wende ich meine Gedanken und Sinne Gott zu und bereite mich vor, zu Christus zu gehen in Vertrauen auf Seine Liebe und Gnade. Ich bekreuzige Dich und Ira. Nimm Ira zu sich [soll heissen: zu Dir], sobald die Bombengefahr vorüber [ist], damit sie ein Heim hat und eine so schöne Kindheit wie ich. Ich küsse und knutsche meine Irka und ihre süssen Händchen und Füsschen. Ich umarme, grüsse, küsse Dich zum letzten Mal, küsse Deine Hände und empfangе Deinen Segen Deine ruhige, unglückliche
Lanka

Helmut Himpel und Maria Terwiel

Bleibt Euren Grundsätzen treu!

Maria Terwiel, eine junge Juristin, und der Zahnarzt Helmut Himpel kamen über John Graudenz in den Kreis der Roten Kapelle. Gemeinsam mit ihm vervielfältigten sie die Flugschrift «Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk!». Maria Terwiel schrieb in Berlin aber auch die Predigten des Bischofs von Galen gegen die Krankenmorde ab

und verbreitete sie in vielen hundert Exemplaren. Im September 1942 wurden Helmut Himpel und Maria Terwiel verhaftet und 1943 vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet. Hier ihre Abschiedsbriefe an die Geschwister von Maria Terwiel:

Lieber Gerd, mein liebes Urselchen!

29.1.1943

Das wird ja nun der letzte Brief sein, den ich Euch schreiben kann. Hoffentlich wird er Euch ausgehändigt. Gestern, als ich gerade so Hunger hatte, kam schon wieder ein Paket von Euch. Ich danke Euch für alles, auch dass Ihr Helmut, wie er mir erzählte, genauso gut versorgt habt. Schliesslich habt Ihr es Euch doch vom Munde absparen müssen. Auf Helmut hat die Haft so gewirkt, dass er kaum noch 110 Pfund wiegt, ganz im Gegensatz zu mir. Aber das ist ja nun alles gleichgültig. – Leider konnte ich nicht wie versprochen den Anwalt veranlassen, dass er sich mit Euch in Verbindung setzte, denn er hat es noch nicht mal der Mühe wert gehalten, mich vorher aufzusuchen. Es war auch alles entsprechend. – Die grösste Sorge, die ich habe, ist Mutter. Ich dachte mir, dass es am besten wäre, wenn Tante Marie einen Brief schreibt u. ein Flugzeugunglück mitteilt, bei dem wir beide schmerzlos ums Leben kamen. Vielleicht fällt Euch noch etwas besseres ein. – Bitte denkt nicht, dass ich hier aufgelöst sitze. Ich habe gut aus Eurem Paket gefrühstückt, Zeitungen gelesen und bin ganz ruhig und absolut nicht aufgeregt, wie mich überhaupt alles Erlebte in den letzten Wochen nicht erstaunte. Man sollte nur an verschiedenen Stellen den berühmten Spruch aus Dantes Göttlicher Komödie anbringen. – Ein Testament habe ich geschrieben, u. ich hoffe, dass alles so gut geregelt ist. Ich brauche ja nicht zu bitten, dass Ihr immer zusammen halten werdet u. vor allem für Mutter sorgt. Lieber Gerd, Dich bitte ich ganz besonders, *sei mir zuliebe ganz besonders nett zu Ursel* u. hilf ihr, wo Du nur kannst. Andere Leute kommen erst in zweiter Linie, denk immer daran! Seid tapfer im Leben und lasst Euch nicht immer an die Seite drücken wie bisher. Schade, dass ich nicht Euren Werdegang miterlebe[^] aber ich werde von oben aufpassen und versuchen, Euch zu helfen. [...] Seit Wochen hatte ich mich auf den Prozess gefreut, nicht des Prozesses wegen, der mich übrigens nicht weiter betrafte, sondern weil ich hoffte, Helmut noch einmal zu sprechen. Und es hat tatsächlich geklappt! Nur hatte ich für ihn einen anderen Ausgang

erwartet. Helmut, der wie ich nicht eine Spur aufgeregt war, war vernünftig wie immer, u. das war für mich eine grosse Beruhigung, denn ich fürchtete, dass er nicht informiert wäre. – Ich bedauere so sehr, dass man mir nicht ein einziges Mal Sprecherlaubnis gegeben hat, so dass wir uns nicht ein einziges Mal mehr sehen konnten. Aber einmal sehen wir uns ja alle wieder. Und glaubt mir, Gerd und Urselchen, ich habe absolut keine Angst vor dem Tode und schon gar nicht vor der göttlichen Gerechtigkeit, denn die brauchen wir jedenfalls nicht zu fürchten. Bleibt Euren Grundsätzen treu und haltet immer und ewig zusammen.

Eure Schwester Marie

Liebe Ursel, lieber Gerd!

11. Mai 1943

Gestern war ein glücklicher Tag. Die ganze Zeit, aus undefinierbaren Gründen, war ich fabelhaft aufgelegt. Zudem waren gestern auch einige der Herren Pastoren bei uns zu Besuch, u. so gehen die Stunden schneller. Auch fühlt man sich durch den guten Willen, der allein schon aus den Besuchen spricht, so gehoben, dass allein dadurch ein freundlicher Schein auf den Tag fällt. Ach so, ich sage: *wir*. Seit einigen Tagen habe ich nämlich wieder einen Kameraden, – der *medicus rusticus* ist vor 3 Wochen abgereist –. Ihr werdet staunen, er ist ein kathol. Geistlicher aus Malmédy. Oft denke ich an Pascals Ausspruch [...], wo er sagt, dass bestimmte Begegnungen Schicksal seien! So auch hier. Ihr glaubt kaum, wie glücklich ich über diese Begegnung bin. Viele, sehr viele Fragen, die mich seit Langem bewegen, konnten früher wegen «Zeitmangels» (im Grunde eine lächerliche Ausrede) nicht mit den entsprechenden Leuten besprochen [werden]; Euer Vater z.B. hätte über das Meiste authentische Auskunft geben können. Hier oder in Spandau die Geistlichen mit derartigen Dingen zu bemühen, ging auch nicht an. Und nun habe ich einen rat- u. massgebenden Mann Tag für Tag hier. Das ist beinahe mehr, als ich vom lieben Gott zu bitten wagte. Aber abgesehen vom fachlichen, ist er auch sonst ein feiner Mann; sehr belesen, gereist, musikalisch u. dabei absolut nicht einseitig oder gar eifernd. Persönlich sehr ruhig und kaum zu spüren.

Kurzum: Kaum möglich, sich einen besseren Kumpan auszudenken. – So bin ich also auch imstande, Dir mit gutem Gewissen beizupflichten,

in Bezug auf das «körperliche» Problem. Tatsächlich scheint auch mir der gute alte Sokrates wesentlich übers Ziel zu schiessen, wenn er den Körper geradezu als Ballast bezeichnet. Die Wahrheit wird auch hier, wie so oft, genau in der Mitte liegen. Nehmen wir uns also ruhig ein Stückchen von Herrn Epikur dazu, so werden wir in der Synthese dahinkommen, wohin die *ecclesia catholica* kommt, wenn sie von der Auferstehung des Leibes spricht. Denn schliesslich ist uns diese Hülle vom lieben Gott bestimmt nicht nur als notwendiges Übel gegeben worden, wie auch alle die anderen Dinge, die das Leben verschönen, nicht nur als Versuchungen uns geschaffen sind. So sind also Künste und Wissenschaften, Musik u. Theater, gutes Essen u. reinliche, schöne Kleidung zwar sicherlich für das Jenseits entbehrliche, ja sogar höchst überflüssige Dinge. Trotzdem bin ich überzeugt, dass sie uns gegeben sind, dass wir sie geniessen, so gut als möglich, ohne an unserer Seele Schaden zu nehmen. Das vielmehr halte ich für entscheidend, dass man Abstand zu diesen Dingen hat u. sich ihres «Wertes» wohl bewusst ist. Man muss das alles entbehren können, wenn man es nicht haben kann, sich dessen aber freuen, so man in seinem Besitz ist, und auch mit Freuden wieder darauf verzichten, wenn es von einem genommen wird. So ist's mit den Dingen, so ist's mit dem Körper. Freilich ist man Mensch genug, nicht gerade Freude zu empfinden, wenn dieser einem genommen wird, und auch wieder Philosoph (– u. gläubig –) genug zu entsagen ohne Hader! 12.5./Z.Zt. lese ich ein wunderbares Buch: Die Kirche Christi, von Pater Lippert (S. J.), Herder Frbg. Das ist ein Buch, in dem Du, lb. Gerd, alles das findest, was vielleicht noch unklar ist. Sicher ist es auch authentisch u. massgebend. Ich studiere es mit viel Freude u. Interesse. Ein anderes (aus protestantischer Sicht) gutes Werk hab' ich da: Deutschland innerhalb der religiösen Weltlage, v. Heinrich Frick (D.Dr. Prof. theol.) Verl.: A. Töpelmann Bin. Da sind vor allem wunderschöne Vorschläge zur guten Lösung d. Problems Kirche-Staat. Ob diese allerdings nach Kriegsende noch nötig sein werden in dieser Form? Interessant ist mir vor allem, dass der Verfasser im Hauptpunkt fast völlig genau Goethes Programm (aus Wilhelm Meisters Wanderjahre, II. Buch, Kap. 1.2.) der pädagogischen Provinz propagiert. Lies beide, wenn möglich; dann will ich sehen, ob auch Du zu der Überzeugung kommst, dass, wie dort so hier, die Synthese der möglichste Weg sei. Wäre ich ein grosser Geist

mit Einfluss in der religionspolitischen Sphäre, ich wollte all meine Kraft in dieser Richtung geltend machen. Glaubst Du, dass Leibniz oder Spinoza, Bossuet oder D'Arnault [sic] kleine Geister waren? Und deren vornehmlichster Wunsch war, die beiden Konfessionen wieder unter ein Dach zu bringen. In letzter Zeit habe ich soviele schöne Beweise der Verständigungsbereitschaft erhalten u. höre jeden Tag von meinem Leidensgefährten, wie sehr sich von der anderen Seite auch die Gegensätze mindern, dass ich Hoffnung habe. Frage mal D. oben danach. Das wäre wirklich ein guter Erfolg unserer Zeit, wenn sie nur dies eine erreichte durch ihre Religionsgegnerschaft. (Da fällt mir wieder Goethe ein, Faust; Mephisto – ich bin ein Teil von jener Kraft...!)

Grüsst alle Freunde von mir.

Dir, liebes Urselchen u. Dir, lieber Gerd, kurz vor dem Abreisen
viele liebe Grüße!

Immer Euer Helmut.

VIII.

Wege zum 20. Juli 1944



Claus Schenk Graf von Stauffenberg und Albrecht Ritter Mertz von Quirnheim, 1942 im Führerhauptquartier Winniza

Als sich 1943 wiederholt Attentatspläne zerschlugen und schliesslich im Sommer 1944 enge Mitverschwörer wie Adolf Reichwein und Julius Leber verhaftet wurden, entschloss sich Claus Graf Schenk von Stauffenberg Anfang Juli 1944, trotz seiner schweren Verwundung und seiner Schlüsselrolle in Berlin, selbst den Anschlag auf Hitler zu wagen. Am 20. Juli 1944 gelang es ihm, eine Bombe in das scharf bewachte Führerhauptquartier Wolfschanze nahe dem ostpreussischen Rastenburg einzuschleusen und in der Lagebesprechung explodieren zu lassen. Bereits seit 1938 hatte sich aber die militärische Opposition formiert.

Ludwig Beck

Aussergewöhnliche Zeiten verlangen aussergewöhnliche Handlungen!

Ludwig Beck, Chef des Generalstabes des Heeres, war die zentrale Gestalt der militärischen Opposition. Er befürchtete, dass ein von Hitler begonnener Krieg unausweichlich in die militärische Niederlage und damit in die nationale Katastrophe führen werde. Im Sommer 1938 versuchte Beck immer wieder, die NS-Führung von ihren Kriegsplänen abzubringen. Als dies scheiterte, demissionierte Beck am 18. August 1938. Er wurde zum führenden Kopf der ersten Staatsstreichplanungen im Herbst 1938 und versuchte in ständiger Abstimmung mit Carl Friedrich Goerdeler, die vielfältigen Ziele und Motive des Widerstands auf die gemeinsame Tat zu lenken. In einer Vortragsnotiz vom 16. Juli 1938 fasst Beck seine Position klar zusammen:

Der Führer hält anscheinend eine gewaltsame Lösung der sudetendeutschen Frage durch Einmarsch in die Tschechei für unabwendbar; er wird in dieser Auffassung bestärkt durch eine Umgebung verantwortungsloser, radikaler Elemente. Über die Einstellung von Göring ist man geteilter Auffassung. Die einen glauben, dass er den Ernst der Lage erkennt und versucht, auf den Führer beruhigend einzuwirken, die anderen mei-

nen, dass er wie in dem Falle Blomberg und Fritsch ein doppeltes Spiel treibt und umfällt, wenn er vor dem Führer steht.

Alle aufrechten und ernsten deutschen Männer in staatsverantwortlichen Stellungen müssen sich berufen und verpflichtet fühlen, alle erdenklichen Mittel und Wege bis zur letzten Konsequenz anzuwenden, um einen Krieg gegen die Tschechei abzuwenden, der in seinen Auswirkungen zu einem Weltkrieg führen muss, der das finis Germaniae bedeuten würde.

Die höchsten Führer in der Wehrmacht sind hierzu in erster Linie berufen und befähigt, denn die Wehrmacht ist das ausübende Machtmittel der Staatsführung in der Durchführung eines Krieges.

Es stehen hier letzte Entscheidungen für den Bestand der Nation auf dem Spiel; die Geschichte wird diese Führer mit einer Blutschuld belasten, wenn sie nicht nach ihrem fachlichen und staatspolitischen Wissen und Gewissen handeln.

Ihr soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehles verbietet.

Finden ihre Ratschläge und Warnungen in solcher Lage kein Gehör, dann haben sie das Recht und die Pflicht vor dem Volk und vor der Geschichte, von ihren Ämtern abzutreten.

Wenn sie alle in einem geschlossenen Willen so handeln, ist die Durchführung einer kriegerischen Handlung unmöglich. Sie haben damit ihr Vaterland vor dem Schlimmsten, vor dem Untergang bewahrt.

Es ist ein Mangel an Grösse und an Erkenntnis der Aufgabe, wenn ein Soldat in höchster Stellung in solchen Zeiten seine Pflichten und Aufgaben nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufträge sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volke bewusst zu werden.

Aussergewöhnliche Zeiten verlangen aussergewöhnliche Handlungen!

Andere aufrechte Männer in staatsverantwortlichen Stellungen ausserhalb der Wehrmacht werden sich auf ihrem Wege anschliessen.

Wenn man die Augen und Ohren offenhält, wenn man sich durch falsche Zahlen nicht selbst betrügt, wenn man nicht in dem Rausch einer Ideologie lebt, dann kann man nur zu der Erkenntnis kommen, dass wir zurzeit wehrpolitisch (Führung, Ausbildung und Ausrüstung), wirt-

schaftspolitisch und stimmungspolitisch für einen Krieg *nicht* gerüstet sind.

Der Gedanke eines «Blitzkrieges» (nach 2 Tagen in Prag?) ist ein unsinniger Traum; man sollte aus der modernen Kriegsgeschichte gelernt haben, dass überfallartige Überraschungen kaum jemals zu einem dauernden Erfolg geführt haben.

Unsere Vorbereitungen (Westen) sind oder werden so klar erkennbar, dass mit Präventivmassnahmen der Gegner gerechnet werden muss. Die Kriegspropaganda in der ausländischen Presse hat bereits eingesetzt. (Artikel Konrad – Reichenau – Pierre Cot).

Für den Fall, dass es durch Einspruch berufener Männer noch gelingen sollte, einen Krieg zu vermeiden, ist mit erheblichen innerpolitischen Spannungen zu rechnen.

Man wird von radikaler Seite erklären, dass die Durchführung der Absichten des Führers an der Unfähigkeit der Wehrmacht und ihrer Führer gescheitert ist. Erneute und verstärkte Diffamierungen werden einsetzen. Hier gilt es, ein wachsames Auge und Ohr zu behalten.

Der Führer soll in kleinem Kreise erklärt haben, den Krieg gegen die Tschechei muss ich noch mit den alten Generalen führen, den Krieg gegen England und Frankreich führe ich mit einer neuen Führerschicht.

Man wird sich daher entschliessen müssen, in unmittelbarer oder nachfolgender Verbindung mit einem Einspruch nunmehr eine klärende Auseinandersetzung zwischen Wehrmacht und SS herbeizuführen.

Auch wäre hierbei eine brutal klare Schilderung der wahren Stimmung im Volke am Platze, die sehr wesentlich durch die aufkommende Bonzokratie im Dritten Reich hervorgerufen ist.

Über den Zeitpunkt dieser Massnahmen ist zu sagen:

Man kann wohl damit rechnen, dass im Laufe der Sommermonate (August) eine vielleicht noch in versöhnendem Tone gehaltene englische und französische Note eingehen wird, der dann in einem gewissen Abstände eine in Form eines Ultimatums abgefasste Note folgen wird, die der Staatsführung ein Ausweichen oder Nachgeben nicht mehr möglich macht, wenn nicht ohnehin Präventivmassnahmen vom Gegner ergriffen werden.

Infolgedessen erscheint der Zeitpunkt: *unmittelbar nach Eingang* der ersten Note – für evtl. Massnahmen als der günstigste.

Schliesslich darf noch eine Überlegung angedeutet werden: ob man sich nicht bewusst auf den Standpunkt stellen sollte, dass die augenblickliche Einstellung des Führers und die von ihm befohlenen Massnahmen nur als ein beabsichtigter grosser Bluff dem Gegner gegenüber anzusehen sind, und sein Verhalten darauf einstellt: d.h. dass man nicht glauben kann, dass die befohlenen Massnahmen wirklich zu einem Krieg führen sollen, sondern sie nur für einen genialen Bluff hält.

Allerdings könnte diese Einstellung ein gefährliches Spiel bedeuten.

Carl Friedrich Goerdeler

Das Ziel

Die zentrale Gestalt des zivilen Widerstandes gegen Hitler, der frühere Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler, legte seinen Mitverschorenen mehrfach Denkschriften über die zukünftige Neugestaltung Deutschlands vor. Nicht alle von ihm vertretenen Positionen waren innerhalb der Gruppen, die auf den Umsturz hinwirkten, konsensfähig. Heftig wurde über die künftige Gestalt eines Deutschland nach der NS-Diktatur gerungen. Ende 1941 schrieb Goerdeler:

DAS ZIEL

Friedrich der Grosse gab 1759 dem Gedanken Ausdruck: dass Tapferkeit ohne Klugheit nichts bedeute und dass der berechnende Geist über die Kühnheit siegen würde, dass der Erfahrene und der Wissende dem sich nur auf das Können Verlassenden überlegen sein dürfte.

I. DIE TOTALITÄT DER POLITIK

Aufgabe jedes Staates ist es, die auf Erhaltung und Verbesserung des Lebens gerichtete naturgesetzlich gebotene Arbeit seiner Bürger zu schützen, *alle* dieser Tätigkeit dienenden Kräfte zu stärken, sie vor Entartung zu bewahren und ihnen eine möglichst lange Dauer sicherzustellen.

len. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern er hat eine Seele. Daher gelangt er zur höchsten Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten, auch dem wirtschaftlichen nur, solange es gelingt, die seelischen Bedürfnisse zu befriedigen. Das gilt für sein religiöses Streben und Sinnen, das gilt für seine Ehrliebe, das gilt für sein Nationalbewusstsein, für seinen Hunger nach Wahrhaftigkeit und für vieles andere.

Die Tätigkeit, die Staatsführung und Volk dieser umfassenden Staatsaufgabe widmen, nennt man Politik. Die Wirtschaftspolitik ist nur ein begrenzter Teil dieser allgemeinen Staatspolitik. Nur Stümper, Schönredner und Schwadronneure können daher in eine Erörterung darüber eintreten, ob der Wirtschaft oder der Politik das Primat im Leben des Staates gebühre. Kurzes Nachdenken schliesst jede solche Erörterung aus. Politik ist die umfassende, Wirtschaft die begrenzte Tätigkeit. Aber aus dem gleichen Grunde darf die Politik des Staates niemals die wirtschaftlichen Kräfte der Bürger ausser Acht lassen; von ihnen lebt der Staat, ohne sie verfällt er dem Tode. Wirtschaften heisst immer, mit den Kräften der Natur, also auch mit anderen Menschen ringen. Kein Volk lebt allein auf dieser Welt; Gott hat auch noch andere Völker geschaffen und sich entwickeln lassen. Eine rein materialistische Betrachtung, die aber graue Theorie ist, könnte zu der Annahme führen, dass der Staat am besten seine Aufgabe erfüllt, der sich allen anderen gegenüber rücksichtslos auch mit Gewalt durchsetzt. Eine solche Betrachtung entspricht aber weder unserem seelischen Bedürfnis noch auch den Erkenntnissen der Vernunft. Ewiger Kampf bedeutet dauernde Kräftevergeudung. Ewige Unterdrückung anderer widerspricht offenbar ebenso den Geboten Gottes wie der vernünftigen und durch die Geschichte bewiesenen Erkenntnis, dass nur freie Menschen höchste Leistungen vollbringen und dass nur deren gegenseitiger Austausch dauernd Leben erhält und verbessert.

Nie wird der Mensch vollkommen sein. Dauernd wird er zwischen dem Naturgesetz, das ihm gebietet, sein Leben im Kampf mit den Kräften der Natur, also auch mit anderen Menschen zu erhalten, und jener Erkenntnis hin- und herwandern. Erfolg wird diejenige Staatsführung haben, die dieses Hin- und Herschwanken auf ein Mindestmass begrenzt und immer wieder mit weisen Mitteln einem Ausgleich zwischen den beiden Kräften zustrebt.

Die Geschichte lehrt daher auch klar, dass zu den Voraussetzungen erfolgreicher Staatsführung gehören: die Anerkennung und Ausnutzung aller Naturkräfte und Naturgesetze, ihre durch nichts behinderte Erforschung, daher die Freiheit des Geistes; die Befriedigung der seelischen Bedürfnisse, daher die Freiheit des Gewissens, der harmonische Ausgleich zwischen Trieb und Seele, daher Recht und Gerechtigkeit; die Pflege aller körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte in Vaterlandsliebe und menschlichen Tugenden; die Einordnung in die Schöpfung Gottes, daher die Rücksicht auf die Anschauungen und Interessen anderer sowie die Nächstenliebe und nicht zuletzt das ewige Suchen nach dem Sinn des Lebens und die dauernde Unterwerfung unter die Allgewalt Gottes. Nur *die* Perioden, in denen der naturhafte Lebens- und Gestaltungswille der Menschen und Völker von der Erkenntnis dieser Voraussetzungen und ihrer harmonischen Erfüllung durchdrungen waren, waren glückliche.

Politik muss daher immer die Erfüllung und beste Gestaltung *aller* dieser Voraussetzungen umfassen; sie muss total sein, wie die Natur es ist. Die Natur sucht aber auch ständig ein Gleichgewicht zwischen den ringenden Kräften herzustellen. Der ganze Kampf ist auf die Erringung des Gleichgewichts gerichtet. Der Ausbruch des Vulkans bedeutet nichts weiter als dass im Ringen der Naturkräfte ein Streben nach neuem Ausgleich sich vollzieht. Der Mensch ist ein Teil der Natur und ihren ewigen Gesetzen unterworfen. Auch die Politik muss den ehrenhaften und nützlichen Ausgleich der skrupellosen Machtanwendung vorziehen.

Das politische Ringen der Menschen und der Staaten vollzieht sich teils mit friedlichen, teils mit kriegerischen Kampfmitteln; ein Ringen bleibt es immer. Die Totalität, die der Inbegriff der Politik sein muss, hat daher sowohl im Frieden wie im Kriege zu wirken. Diese Gedankengänge, die sich bemühen, in den Grenzen mathematischer Beweisbarkeit zu bleiben, rücken die in den letzten Jahrzehnten verbreiteten Auffassungen von der Totalität des Krieges in das rechte Licht. Es gibt nicht eine Totalität des Krieges als solchen, sondern es gibt nur eine Totalität der Politik im Kriege wie im Frieden. Nur das Versagen der politischen Führung seit fünfzig Jahren hat den verhängnisvollen Irrtum ermöglicht, von dem totalen Krieg in dem Sinne zu sprechen, dass im Kriege jedes Mittel erlaubt sei. Hier liegt eine schwere logische Verirrung vor. Da die

Politik zu keiner Sekunde die ihr innewohnende Totalität leugnen kann und darf, so muss sie auch im Kriege an das «Ziel», an das neue, von Natur und Seele verlangte Gleichgewicht, also an den folgenden Frieden denken. Allgemeine Rezepte von ewiger Gültigkeit lassen sich weder für die Art der Kriegsführung, noch für die Entscheidung der Frage aufstellen, ob im Einzelfalle der rein militärische oder ein anderer Gesichtspunkt in den Vordergrund zu stellen ist. Es ist eben die Kunst der Politik, elastisch für jeden Schritt der Entwicklung das richtige zu finden und zu bestimmen. Sie gestattet daher dem Soldaten nicht jede Art der Kriegsführung; z.B. sie muss bedenken, ob die mit Zerstörung erzielte Wirkung dem gedachten und möglichen Ziel des günstigen Friedens sowie seiner gewollten Gestaltung näherführt und seiner Erhaltung zu dienen vermag oder nicht.

Zuletzt in unserer Geschichte verkörpert sich solche Staatsführung in Bismarck. Er schied aus ihr mit der beklemmenden Sorge, ja Voraussicht, dass nach ihm die Bahnen einer totalen Politik verlassen werden würden. Er hat recht behalten. Wer auch nur die *deutschen* Dokumente zum Kriegsausbruch 1914 liest, ist über den Mangel an Voraussicht und Entschlossenheit, über das Unmass von Illusionen und Vertrauensseligkeit, über die falsche Einschätzung der in dieser Welt wirksamen Kräfte aufs Tiefste erschüttert. Es bleibt nichts anderes übrig, als die seit dem Abgange Bismarcks sich durchsetzende Politik als naiv, oberflächlich und leichtfertig zu bezeichnen. Letzten Endes vollendete sich in ihr die Überbewertung der materiellen Lebensgestaltung und damit auch der materiellen Macht, zu der die Entwicklung der Technik Veranlassung gegeben hat. Es ist nicht die sogenannte liberalistische Weltanschauung, die unser Vaterland schliesslich in die Gefahren der Gegenwart hineingeführt hat; jener Ausdruck ist ein Schlagwort ohne jeden deutbaren Sinn. Es ist auch nicht der Verlust jener hohen sittlichen Ideale, die die deutschen Schöpfer der preussischen Erhebung gegen Napoleon erfüllte und ihre Gestalten so rein und lauter erscheinen lässt; jene Ideale waren noch im deutschen Volke lebendig, als es in den Krieg 1914 eintrat. Es ist letztlich die fortschreitende religiöse Verkümmernng unseres täglichen Lebens. [...]

Die Gefahr besteht nicht nur hierin, sondern sie wird vergrössert durch die Tatsache, dass die rein materielle Betrachtung und Gestaltung des Lebens sich bei allen Kulturvölkern als unfruchtbar erwiesen hat; in

allen Völkern ist eine wachsende Sehnsucht lebendig, die seelischen Bedürfnisse vollkommener zu befriedigen und sich ihren Wert nicht durch die Technik rauben zu lassen. *Es wird also ein Wettkampf um eine neue Besinnung auf möglichst harmonische Erfüllung menschlichen Lebens anheben. Es ist hohe Gefahr, dass unser Vaterland diesen nicht unedlen Wettbewerb verliert.* Das würde dann sinnfällig auch in einer Erschütterung der Stellung zum Ausdruck kommen, die unser Volk braucht, um seine materiellen Bedürfnisse in dieser Welt befriedigen zu können.

Lichtblicke sind vorhanden. Auch die meisten anderen Völker haben noch nicht erkannt, dass die Lösung nur gefunden werden kann, wenn die Menschen sich den Gesetzen der Natur unterwerfen. Auch sie suchen noch nach bequemeren Auswegen; auch sie wollen noch nicht die Unentrinnbarkeit jener von Gott geschaffenen Naturgesetze erkennen. Die deutsche Jugend fängt an, zu begreifen, worum es geht. Sie bringt mit Abscheu die Erscheinungen der Korruption zur Sprache. Die jungen Menschen werden sich in ihrem Kreise klar, dass es an ihnen liegt, durch saubere Lebensführung Vorbilder zu werden. Mancher ältere Mensch kann sich vor dieser Erkenntnis einer nach Wahrhaftigkeit dürstenden Jugend schämen.

Soll unserem Volke eine gesicherte Stellung geschaffen werden, so müssen die eingangs dargelegten Voraussetzungen erfüllt, so müssen alle unsere Kräfte, die seelischen, geistigen und körperlichen, zu einer Sinfonie vereinigt werden. Wir müssen im Kampfe des Lebens die Gesetze der Natur, die Gebote Gottes beachten; sie richten sich an Geist, Körper und Seele. Dass sie jetzt nicht beachtet werden, ist in den Betrachtungen über den Stand der Finanzen, über den moralischen Zustand, über den Stand des Bildungswesens und über den Stand von Wirtschaft und Verwaltung dargelegt. Es besteht auch weder Erkenntnis noch Wille, die Harmonie etwa nach dem Kriege herzustellen.

Auf der unabdingbaren Grundlage der Totalität der Politik sind die aussen- und innenpolitischen Ziele aufzubauen. Es müssen neue Ziele sein; ein Zurück gibt es in der Geschichte niemals. Alle Bestrebungen, den bekannten, wenn auch erprobten und damals als ideal empfundenen Zustand wieder herzustellen, sind stets gescheitert. Aber die harten Lehren der Vergangenheit müssen selbstverständlich ebenso ausgenutzt werden wie die unabänderlichen Gesetze der Natur, die Erfahrung und das Wissen.

II. DAS AUSSENPOLITISCHE ZIEL

Die Zusammenfassung der Völker hat sich in der bisher bekannten Geschichte im wesentlichen in folgendem Auf und Ab vollzogen: Die erste Zusammenfassung bildete sich um die Familie, Sippe, Rasse; die so geeinten Menschen gleichen Blutes und gleicher Sprache, gleicher Kultur und gleicher Weltanschauung geraten in Kämpfe mit anderen nationalen Völkern. Einzelne Völker erweisen sich als überlegen und beherrschen die anderen in einem neuen Staat, der nicht mehr national begrenzt ist. Diese Staaten fallen mehr oder minder schnell wieder auseinander, weil ihnen die oben ahgedeuteten natürlichen Bindungen der Menschen untereinander fehlen. Der Zusammenbruch erfolgt umso schneller, je rücksichtsloser das überlegene Volk die Unterlegenen behandelt, entrechtet, ausbeutet. Denn in diesem Zustand büsst das herrschende Volk geistige, seelische und physische Kräfte ein, das beherrschte aber gewinnt sie. Eine neue Zusammenfassung in grössere Nationalstaaten geht vor sich. Wieder geraten sie nach gewissen Zeiträumen teils aus nationalem Erhaltungstrieb, teils aus übertriebenem Machttrieb heraus in Kämpfe miteinander.

Das 19. Jahrhundert ist in Europa ganz klar von der Entwicklung zu solchen Nationalstaaten beherrscht. Diese Entwicklung war um die Jahrhundertwende auf dem Balkan noch nicht abgeschlossen, aber sonst im wesentlichen beendet. Die Frage, die uns seitdem gestellt wird, ist, ob diese Nationalstaaten längeren Zeitraum hindurch friedlich nebeneinander bestehen können oder ob wieder die Ablösung des gewonnenen Zustandes durch Vorherrschaft des einen oder anderen Volkes eintreten muss. Der erste Weltkrieg hat sie nicht geklärt, jetzt muss sie geklärt werden, wenn nicht mit Europa auch unser Vaterland in lange Verelendung versinken soll.

Die technische Entwicklung zwingt zu *grossen Wirtschaftsräumen*. Das Flugzeug, das von Kleinstaat zu Kleinstaat hüpfen müsste, wäre ein wirtschaftlicher Unfug. Die Entwicklung treibt also geradezu den Menschen auf den Weg der Grossraumentwicklung. Könnte der Grossraum nur dadurch gewonnen werden, dass der Gedanke des Nationalstaates aufgegeben wird, so müsste die Technik in immer schärferen Widerspruch zu den nationalen Gefühlen treten. Dann würde sie selbst zu Still-

stand und Rückentwicklung gezwungen werden; denn sie beruht ja darauf, dass höchst leistungsfähige Menschen höchst hingebungsvoll an und in ihr arbeiten. National unterdrückte Menschen aber büssen an Leistungsfähigkeit ein.

So kann *eine vernünftige und glückhafte Entwicklung nur erreicht werden, wenn es gelingt, den Gedanken der Nationalstaaten mit der Notwendigkeit des Grossraumes zu vereinen*. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich auch das *politische Ziel* für unser deutsches Vaterland. Dieses Ziel ist umso fruchtbarer, als Deutschland, im Zentrum Europas gelegen, durch die Natur zwischen Kälte und Wärme, zwischen Meer und Kontinent gestellt ist, und daher die verhältnismässig besten Eigenschaften zum Kampf in und mit der Natur entwickeln konnte, d.h. also die besten Eigenschaften zur Sicherung und Fortentwicklung des Lebens. Es ist kein Zufall, dass Deutschland der Welt so viele Dichter, Denker und Musiker geschenkt hat. Auch dies hängt mit der Tatsache zusammen, dass ein besonders leistungsfähiges Volk von der Natur zu ewigem, aber aussichtsvollem Kampf um das Leben gezwungen ist und über dem Kampf die Kräfte der Seele nicht vernachlässigt hat. [...]

Ob *das deutsche Volk* die Fähigkeit entwickeln kann, die realen Gegebenheiten, die grossartigen Möglichkeiten auszunutzen, in die wirtschaftliche und damit schliesslich auch die politische Führung Europas hineinzuwachsen, darüber kann man streiten. Aber es besteht keinerlei nachweisbare Berechtigung, die Möglichkeit abzuleugnen, dass das deutsche Volk eine solche politische Fähigkeit erreichen kann. Es ist oberflächlich zu sagen, dass das deutsche Volk jeweils *die* Führung hat, die es verdient. Es hat zu allen Zeiten Staatsführungen gegeben, die sich mit unredlichen Mitteln in den Besitz der Macht gesetzt und gehalten haben, ohne die auf klarer Unterrichtung und Urteilsbildung gewonnene Zustimmung des Volkes hinter sich zu haben. Die preussische Geschichte war von solchen Verirrungen bisher frei. Preussen hat nur der Kern Deutschlands werden können, weil es im wesentlichen stets Recht, Moral, ein klares politisches Ziel und eine ausreichende Staatsführung hatte. Von den drei Generationen jedes Jahrhunderts waren in Preussen immer zwei richtig geführt. Als die Hohenzollern in die Mark kamen, begann die Geschichte Brandenburg-Preussen. Weshalb?

Weil die Hohenzollern die für die Politik entscheidende Aufgabe ihrer Zeit damals richtig erkannten: Recht und Ordnung im Staat.

Diese stellten sie allen widerstrebenden Elementen gegenüber her. Damit gewann Preussen im damaligen Zustand Deutschlands eine weit über die Kraft der Bürger und die Grösse des Landes hinausgehende Geltung und Anziehungskraft. *Diese*, eine der entscheidendsten politischen Grundlagen staatlichen Bestandes, sind in Preussen bisher niemals verlassen. Auf dieser Grundlage allein konnte sich die eminente sittliche Kraft des freien Gewissens entwickeln. Ihm verdankt schon Brandenburg im Zeitalter der beginnenden Religionskriege beruhigenderen Einfluss und Anziehungskraft. Die gleiche Stabilisierung und Festhaltung der Grundlage von Recht und Ordnung erfolgte fast zur gleichen Zeit im Ordensstaat Preussen. Der Grosse Kurfürst erkannte klar als nächste politische Aufgabe die Zusammenfassung der sich in den Grundlagen so ähnlich gewordenen Länder Brandenburg und Preussen zu *einer* politischen Macht auf, eben dieser Grundlage. Er erkannte ferner, dass diese Zusammenfassung nur möglich war, nachdem die durch die Religionskriege hereingeschwemmten fremden Heere aus dem Lande hinausgedrückt waren. Sein Sohn mehrte den brandenburgpreussischen Besitz durch Erbschaften und Verträge. Rechtzeitig wandte sich dessen Sohn, Friedrich Wilhelm I., wieder der entscheidenden Aufgabe zu, *dem Recht und der Ordnung* in den auseinandergerissenen Teilen des preussischen Staates in einer einfachen, klaren und sauberen Verwaltung und in einer Wirtschaftspolitik, die von strenger Achtung aller Naturgesetze erfüllt war, gesunde Grundlagen zu geben. Ohne den naturhaft klaren und sauberen Wirtschaftssinn des Vaters, ohne dessen organische Organisationsgabe, ohne dessen Sparsamkeit und ohne dessen Verzicht auf alle Ruhmredigkeit wäre die Politik Friedrichs des Grossen nicht möglich gewesen. Auch er setzte der Politik ein klares, begrenztes Ziel; er hat es erreicht, weil er rechtzeitig die Gefahr einer improvisierten Politik erkannte, zu der er im Beginn seiner Regierung nach eigenen Worten aus Ruhmsucht neigte, und die Politik in ihrer ganzen Totalität zur Anwendung brachte. *So* gewann Preussen die Stellung einer europäischen Grossmacht. Weil Preussen diese Stellung nicht missbrauchte, sondern der Durchsetzung der Kraft immer wieder die Pflege der Seele, die Pflege sittlicher Tugenden und höchster idealer Kräfte folgen liess, ist es schliesslich der Magnet geworden, auf den im Zeitalter einer von der Dampfmaschine diktierten Entwicklung zum Grossraum alle anderen

deutschen Landesteile zustrebten. Auch ohne den Krieg von 1914 wäre bei dem Zusammenbruch, dem der österreichische Staat durch Erstar-
kung des Nationalgedankens entgegengehen musste, Deutsch-Öster-
reich schliesslich zum deutschen Nationalstaat hingewandert. [...]

Aber weder mit jenem bewusst angewandten brutalen Wechsel äus-
serster Gegensätzlichkeiten, noch mit Improvisationen kann man einen
grossen Staat durch eine Welt führen, deren Kampffelder und Kräfte
schon für den erfahrenen Mann nur schwer übersehbar sind. Man kann
sich nicht solchen Improvisationen geradezu in die Arme stürzen, nur
weil man es vorzieht, die seelischen Kräfte der Menschen für nichts zu
erachten und sich dem sehr viel einfacheren aber auch sehr viel gefäh-
licheren Wahn der ausschliesslichen Achtung der physischen Kräfte hin-
zugeben. Diese sogenannte Politik hat sich überhaupt nicht mit den Leh-
ren der Geschichte beschäftigt. Sie weiss daher nicht, welch ungeheure
Kraft im *Vertrauen* liegt. Genau so wenig, wie sie dies Vertrauen als
unentbehrliche Grundlage zwischen den Angehörigen einer Parteiorga-
nisation, zwischen den Offizieren unter sich, zwischen den Bürgern ei-
nes Staates erkannt hat – vielleicht konnte sie es nicht erkennen, weil
Zwang Misstrauen erzeugt –, ebensowenig hat sie bemerkt, dass die
fruchtbarsten Epochen politischer Staatsführung diejenigen waren, in
denen es gelungen ist, auch Vertrauen nach aussen zu gewinnen. Nun ist
es sehr leicht, dieser Tatsache die Tatsache gegenüberzustellen, dass un-
sere Gegner nach dem ersten Weltkrieg im Diktat von Versailles ja
selbst die Saat des Misstrauens gesät und Vertrauen für nichts erachtet
haben. Aber dieser Einwand wird widerlegt durch die Erkenntnis, dass
ja dieses Versailles schon zusammenbrach, als die Franzosen von den
Engländern gezwungen wurden, das Ruhrgebiet aufzugeben und die
Räumung der besetzten Rheingebiete wesentlich früher durchzuführen,
als im Diktat vorgesehen. Von 1924 an bewegt sich für diejenigen, die
sehen und hören wollen, die ganze politische Entwicklung auf das Ziel
hin, wieder das für die Politik jedes Volkes unentbehrliche Vertrauen
herzustellen. Es wäre daher Hosenmatzpolitik, wenn man nur deshalb,
weil andere noch vor verhältnismässig kurzer Zeit sinnlos gewesen sind,
sich selbst vernunftwidrig benehmen wollte.

Der gesunde Gedanke einer für kurze Zeiträume erforderlichen dik-
tatorischen Durchsetzung der Vernunft gegenüber dem Irrtum ist in den

letzten Jahren vollkommen entwertet durch die totalitäre Durchsetzung der Unvernunft und der Unmoral. Eine totale Politik einer wirklich verantwortlichen organischen totalen (nicht organisierten totalitären) Führung wird sich für die Erreichung des politischen Zieles wieder organische Organisationen herstellen und dem Unsinn der organisierten Mechanismen schleunigst und entschlossen den Abschied erteilen müssen.

Unter Berücksichtigung aller Erkenntnisse unserer eigenen Geschichte, der Geschichte anderer Völker, der in der Welt wirkenden Kräfte und der gegenwärtigen Lage lassen sich folgende aussenpolitische Bestandteile [des] politischen Totalzieles herausstellen:

1. *Alle zusammenwohnenden Deutschen gehören in einen Nationalstaat*; dabei ist es keine Schwächung, sondern im Gegenteil eine Stärkung deutscher Geltung, wenn auch ausserhalb der so zu bestimmenden Grenzen des Deutschen Reiches starke deutsche Teile wohnen. Diese Teile können aber nur Träger des Deutschtums bleiben, wenn sie sich in den fremden Nationalstaat einordnen. Nur dann haben sie und das Deutsche Reich die Möglichkeit, ihnen Erhaltung und Pflege des deutschen Wesens zu sichern.

2. Die Natur der Menschen und die zentrale Lage Deutschlands in einem Kreis anderer Nationalstaaten zwingt das Deutsche Reich zur Erhaltung einer ausreichenden starken Wehrmacht. Sie ist auch aussenpolitisch durchzusetzen. Ob sie später der Kern europäischer militärischer Kräfte werden kann, muss der Entwicklung vorbehalten bleiben. Möglichkeit und Ziel sind ins Auge zu fassen. Die Erhaltung der deutschen Wehrmacht ist so wichtig, dass dieser Gesichtspunkt für Zeit und Art der Beendigung dieses Krieges in den Vordergrund zu stellen ist. Die Wehrmacht ist auch als innenpolitische Klammer und als Erziehungsschule des Volkes unerlässlich; sie bedarf aber hierzu der vollen Wiederherstellung und Achtung soldatischer Tugenden. Diese kann sie nur auf einer sittlich reinen Grundlage haben und erhalten.

3. Die Entwicklung der Technik verlangt *grössere wirtschaftliche Räume*, als sie das 19. Jahrhundert geschaffen hat. Diese Erkenntnis ist heute Gemeingut fast aller Menschen der weissen und gelben Rassen. Europa war vor diesem Kriege zu einer solchen Zusammenfassung bereit und hat bereits ausserhalb Deutschlands die verschiedensten Ansätze in dieser Richtung gemacht (Oslogruppe, Balkanbund). Der für

Deutschland in Betracht kommende Grosswirtschaftsraum ist sicherlich *Europa*. Aber abgesehen davon, dass er zumindest für die beiden nächsten Jahrzehnte infolge der Rückständigkeit Russlands nicht ausreicht, wäre es schwächerer Verzicht, wenn wir nicht unsere Leistungsfähigkeit auch in den übrigen Teilen der Welt ausnutzen wollten. Setzen wir sie in diesem Sinne eroberungslustig um den Erdball herum in allen Richtungen ein; nur hüten wir uns vor der Annahme, dass diese Art der Eroberung irgendetwas mit militärischer Eroberung zu tun hätte!

Der *Wirtschaftsraum Europa* kann mit Aussicht auf lange dauernden Bestand nur durch organische Zusammenfassung selbständiger europäischer Nationalstaaten erreicht und nicht durch Zusammenraffung erreicht werden. Auch hierzu sind, wie vor einem Jahrhundert seitens Preussens in Deutschland geschehen, die geistigen, wirtschaftlichen und seelischen Kräfte in erster Linie einzusetzen. Die zentrale Lage, die zahlenmässige Stärke und die hochgespannte Leistungsfähigkeit verbürgen *dem deutschen Volk die Führung* des europäischen Blocks, wenn es sie nicht durch Unmässigkeit oder durch Machtsuchtmanieren verdirbt. Es ist dumm und anmassend, vom deutschen Herrenmenschen zu sprechen. Es ist töricht, für sich selbst Achtung vor der nationalen Ehre und Selbständigkeit zu verlangen und sie anderen zu versagen. In die Führung Europas wird diejenige Nation hineinwachsen, die gerade die kleinen Nationen achtet und ihre Geschicke mit weisem Rat und weiser Hand, nicht mit brutaler Gewalt zu leiten versucht. Die Sachlichkeit der Gesichtspunkte muss entscheiden. Berechtigte Interessen müssen klug und weitschauend ausgeglichen werden. Tut man gar alles, um die Führung unsichtbar zu machen, lässt man anderen bei Äusserlichkeiten betont den Vortritt, so kann man spielend die europäischen Staaten zum gemeinsamen Wohle führen. In diesem Falle – und nur in diesem Falle – wird es in verhältnismässig kurzer Zeit sogar gelingen, auch die militärischen Kräfte der europäischen Nationalstaaten zusammenzufassen.

Hierzu war, wie gesagt, Europa schon vor diesem Kriege reif. Durch diesen Krieg ist es dem Ziele nicht nähergekommen, sondern hat sich weiter von ihm entfernt. An dieser Tatsache ändert nichts die jetzige äusserliche Gleichschaltung. In Wahrheit ist sie eine Gleichschaltung

auf Zwangssystem, Währungszerrüttung, Entbehrung und schliesslich Hunger. Die Seelen und Geister anderer Völker sind uns heute viel weiter entfremdet als im ersten Weltkrieg. Daraus ergibt sich, dass für die Durchsetzung dieses Zieles überhaupt nur Raum ist, wenn Deutschland *rechtzeitig durch freien Entschluss* den falschen politischen Mitteln entsagt und sich zum verstehbaren politischen Ziel und zu tragbaren Mitteln entschliesst.

Die Zusammenfassung Europas darf nicht roh und rücksichtslos durch Gleichschaltung erfolgen, sondern kann nur geschehen, wenn sie von der Weisheit getragen wird, die Bismarck bei der Zusammenfassung Deutschlands verkörperte. *Die Nationalstaaten Europas müssen volle Freiheit haben, ihre inneren Verhältnisse so zu gestalten, wie sie es ihren Eigenarten und Bedürfnissen entsprechend tun wollen;* volle Freiheit selbstverständlich auf allen Gebieten des Geistes und der Seele. Nötig ist zunächst nur eine Arbeitsgemeinschaft, deren Mitglieder sich auf einheitliche Spielregeln, auf Ausgleich ihrer öffentlichen Haushalte, damit auf Sicherung ihrer Währungen, auf allmählichen Abbau aller Zollgrenzen und Reisebehinderungen, auf ständige gemeinsame Beratungen zum Ziele der Aufeinanderabstimmung der Volkswirtschaften, auf Angleichung der Verkehrseinrichtungen usw. usw. beschränken. Von dieser Arbeitsgemeinschaft aus schreitet man in wenigen Jahren zu Zollbindungen, zu Zusammenschlüssen, zu Währungsregelungen usw. Von ihnen aus wird der Staatenbund mit militärischen Abmachungen entwickelt und so fort. Es ist nicht zu kühn gesagt, dass bei rechtzeitigem Handeln, d.h. Abbruch des Krieges zugunsten eines sinnvollen politischen Systems der europäischen Staatenbund unter deutscher Führung in 10-20 Jahren Tatsache sein wird. Wird der Zeitpunkt verpasst, so ist an die deutsche Führung überhaupt auf lange Zeit gar nicht zu denken.

Diese Bedachtsamkeit, die Voraussetzung erfolgreicher Politik und Vollstreckung aller kühnen und schöpferischen Ideen ist, muss auch für die räumliche Begrenzung der europäischen Zusammenfassung gelten. Im Norden, Süden und Westen sind die europäischen Grenzen klar, wobei es Ländern wie Spanien und Portugal in aller Ruhe überlassen bleiben kann, wohin sie das Schwergewicht ihrer Entwicklung legen wollen. Denn nicht das Einheitsschema ist das Ideal, sondern das Wohlbefinden aller, weil dann der Frieden am glücklichsten und dauerhafte-

sten sein wird. Im Osten kann eine *fruchtbare* wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit mit einem *bolschewistischen* Russland sich nicht entfalten. Es kann jederzeit festgestellt werden, dass das bolschewistische System des Kollektivismus, der Seelenlosigkeit, des mechanischen Organisierens und der Gottlosigkeit die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des russischen Volkes nicht so entwickelt hat wie es bei diesem an Naturschätzen reichen Lande möglich gewesen wäre. Alle Erfahrungen der Geschichte warnen uns vor militärischen Zwangseingriffen. Er kann ungeahnte nationale Kräfte auf den Plan rufen. Unter allen Umständen empfiehlt sich ständige Fühlung mit England, USA, China und Japan. Das Ziel muss sein, Russland allmählich in eine europäische Zusammenfassung einzubeziehen; denn in seinen weiten Räumen liegen die Rohstoffe und Nahrungsmittelmöglichkeiten, die die Lage eines zusammengefassten Europa allen anderen Weltteilen gegenüber erheblich verbessern.

4. Es ist nützlich, dass das Deutsche Reich *Kolonien* hat. Die Annahme, dass dies notwendig sei, ist von reinen materiellen Erwägungen aus irrig. Wir können alle kolonialen Produkte im freien Wettbewerb in allen Ländern der Welt ebenso billig und ebenso gut kaufen wie in eigenen Kolonien. Wer vom Standpunkt der Währung aus Kolonien verlangt, lebt in der phantastischen Vorstellung, dass dann alle Wirtschaftsnot ein Ende hätte und man unbesorgt wie bisher das Geld mit Händen zum Fenster hinauswerfen könne. Das ist nachgewiesener Unsinn, ob Kolonien oder nicht. Auch die Kolonien können nur Werte schaffen und tauschen, wenn die Währung in Ordnung gehalten wird. Geordnete Währung hängt einzig und allein davon ab, dass der Staatshaushalt im Gleichgewicht gehalten wird. Gelegenheiten zu neuen bequemen Tuschenspielerkunststücken und Gaukeleien auf dem Gebiete der Finanzen gibt es also bei einem Kolonialbesitz nicht. Auch der Ausbeutungsgedanke muss ausscheiden, da er sehr schnell die Kolonien ruiniert. Es sind also weniger wirtschaftliche oder politische Gesichtspunkte, sondern im wesentlichen seelische Kräfte, die bei der Kolonialfrage als wirksam erkannt werden müssen. Das deutsche Volk wird sich, nachdem es einmal Kolonialbesitz hatte, immer gedemütigt fühlen, wenn es vom Kolonialbesitz ausgeschlossen bleibt. Auch ist nicht zu verkennen, dass die Betätigung in Kolonien dem Landwirt, dem Kaufmann, dem

Industriellen, dem Beamten, dem Soldaten die Möglichkeit bietet, überschüssige Kräfte unter schweren Bedingungen einzusetzen, Erfahrungen zu sammeln, weiteren Blick zu gewinnen, und dass Kolonien der Pionierlust der Jugend ein Wirkungsfeld eröffnen.

Ein geschlossenes Kolonialgebiet in Afrika wird einem weit verzetelten im Allgemeinen vorzuziehen sein.

5. Auf diesen Grundlagen ist ein möglichst *freier Gütertausch* mit allen Teilen der Welt zu pflegen. Der Popanz, dass der freie Handel eine jüdische Erfindung sei oder sonst irgendetwas Unerfreuliches an sich habe, istbarer Unsinn. Freier Handel bedeutet freien Wettbewerb; freier Wettbewerb bedeutet Kampf zur Erzielung höchster Leistungen. Der freie Handel ist also nicht unerfreulich, sondern eher heldisch zu nennen. Gegen ihn sperren sich auch nur unfähige Menschen und unfähige Völker. [...]

10. Alle besetzten Gebiete werden sofort ausschliesslich militärischen Generalgouverneuren unterstellt, denen erfahrene charakterfeste Zivilbeamte und Beauftragte des Reichsaussenministers beigegeben und untergeordnet werden. So wird *eine* einheitliche Verantwortlichkeit geschaffen. Überflüssige Eingriffe in die Verwaltung dieser Gebiete und in das Leben ihrer Bürger werden *sofort* aufgehoben, die von der NSDAP und ihren Gliederungen aufgezogenen Organisationen und Einrichtungen *sofort* aufgelöst. In der Folgezeit wird die Selbstverwaltung dieser Gebiete so schnell wie möglich und mit den deutschen militärischen Sicherheitsinteressen vereinbar wieder hergestellt.

11. Eine Neuordnung der Stellung der *Juden* erscheint in der ganzen Welt erforderlich; denn überall sind Bewegungen im Gange, die sich ohne organische Ordnung nicht aufhalten lassen und die ohne eine solche Ordnung nur zu Ungerechtigkeiten, Unmenschlichkeiten und mindestens zur unbefriedigenden Unordnung führen. Dass das jüdische Volk einer anderen Rasse angehört, ist eine Binsenweisheit. Im jüdischen Volke selbst sind die Meinungen geteilt, ob es eine staatliche Selbständigkeit erstreben soll oder nicht. Die Zionisten haben schon seit jeher einen eigenen Jüdischen Staat verlangt und vorbereitet. Eine bedeutende Rolle haben sie bis 1933 nicht gespielt. Zur Ruhe wird die Welt aber doch nur kommen, wenn das jüdische Volk eine wirklich ausnützbare Möglichkeit erhält, einen eigenen Staat zu gründen und zu erhalten. Ein solches Gebiet lässt sich auf jeden Fall unter durchaus lebenswerten

Umständen entweder in Teilen Canadas oder Südamerikas finden. Ist diese Frage durch Zusammenwirken der Mächte gelöst, so ergibt sich für die deutschen Verhältnisse folgende natürliche Regelung: Der Jude ist Staatsbürger seines jüdischen Staates, er hat, wie jeder andere Fremdbürger in Deutschland, nach den für jeden anderen geltenden Gesetzen das Recht der gewerblichen Betätigung. Dagegen scheidet, wie für jeden Engländer, Franzosen usw. aus, öffentlicher Beamter zu werden, in die Volksvertretungen zu wählen oder gewählt zu werden. Auf der anderen Seite genießt er genau die gleichen Rechte wie jeder andere Ausländer, der in Deutschland wohnt und Vermögen hat oder nicht. Was die sogenannten Nürnberger Rassegesetze betrifft, so erledigen sie sich durch diese Regelung auch vollkommen. Die Frage der Rassenvermischung muss stets dem gesunden Sinn des Volkes überlassen bleiben. Eine Ehe zwischen einem Juden und einer Nichtjüdin zwingt diese, der Staatsangehörigkeit des Mannes zu folgen, wie wenn sie Französin oder Engländerin werden wollte! Auch umgekehrt tritt diese Rechtsfolge ein, aber nur wenn die Ehe vor den Nürnberger Gesetzen geschlossen war; andernfalls erhalten erst Enkel deutsche Staatsangehörigkeit. Keine Regel ohne Ausnahme! Deutsche Staatsangehörige sind Juden

a) die als deutsche Soldaten am Kriege teilgenommen haben und ihre direkten Nachkommen,

b) die oder deren direkte Vorfahren am 1.7.1871 deutsche Reichsangehörigkeit besaßen und ihre direkten Nachkommen,

c) die am 1.8.1914 die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen und christlichen Religionsgemeinschaften angehörten und noch angehören, sowie ihre direkten Nachkommen,

d) Abkömmlinge einer Mischehe, die vor dem 1.2.1933 geschlossen ist, sofern sie einer christlichen Religionsgemeinschaft angehören.

In den vergangenen Jahren ist zweifellos ein Unrecht durch Enteignung, Zerstörung usw. jüdischen Besitzes und Lebens in Deutschland gross gezogen, das wir vor unserem Gewissen und der Geschichte nicht verantworten können. Hier werden die Möglichkeiten einer Neuordnung erst dann geprüft und gelöst werden können, wenn der ganze Umfang des Geschehens feststeht. Es wird sich dann ergeben, dass wir im Hinblick auf unsere Stellung in der Welt und auf unser eigenes Gewissen

aus eigenem Antrieb den Weg zur Heilung beschreiten müssen. Neben der Verfolgung dieses Zieles müssen diejenigen So/ormmassnahmen ergriffen werden, die aus aussenpolitischen Gründen zur Entgiftung der öffentlichen Meinung notwendig, zur Wiederherstellung der deutschen Selbstachtung unerlässlich und aus klarem und uns vollkommen bewusstem Gerechtigkeitsgefühl geboten sind:

a) die Beschränkungen der Juden auf dem Gebiete des Ernährungs-, des Wohnungs- und des Fernsprechwesens, der kulturellen Betätigung, der Gesundheitspflege, der Namensgestaltung sind aufzuheben;

b) die Ghettos in den besetzten Gebieten sind menschenwürdig zu gestalten; über ihr weiteres Schicksal bestimmen die zuständigen einheimischen Behörden mit Genehmigung der Militärgouverneure, da z.B. die Polen zu der Frage anders stehen wie die Holländer.

III. INNENPOLITIK

Die innenpolitischen Bestandteile des politischen Totalzieles müssen selbstverständlich in Harmonie mit den aussenpolitischen erkannt und verfolgt werden.

Das preussische Gesetz über die Verhängung des Belagerungszustandes, kraft dessen dann alle Gewalten auf den kommandierenden General übergehen, wird sofort für das ganze Reichsgebiet in Kraft gesetzt. Es bedarf keines Hinweises, dass die ersten Reformschritte nur unter dem Belagerungszustand vor sich gehen können. Den kommandierenden Generalen werden die künftigen Oberpräsidenten sofort beigeordnet.

1. RECHTSWESEN

Als erstes sind Recht und Anstand wieder herzustellen. Die dazu erforderlichen Massnahmen sind denkbar einfach. Einzelne müssen *in Stunden* wirksam und sichtbar werden.

a) Diejenigen Bestimmungen der Strafprozessordnung und des Strafgesetzbuches sind *sofort* wieder in Kraft zu setzen, die die Freiheit der Person sichern. Verhaftungen dürfen also nur erfolgen, wenn richterlicher Strafbefehl vorliegt oder der Verbrecher auf frischer Tat ertappt wird; in diesem Falle ist er binnen 24 Stunden dem Richter vorzuführen,

der über die Weiterhaft entscheidet. Während des 'militärischen Ausnahmezustandes ist der Richter verpflichtet, Verwahrungsbefehl zu erlassen, wenn der Reichskanzler, der Reichsminister, der Reichsjustizminister oder der stellv. Kommandierende General es zur Sicherung des Reichs verlangen. Der Richter kann auf Antrag der gleichen Stellen auch Polizeiaufsicht anordnen.

b) Die Konzentrationslager werden *sofort* der Wehrmacht überantwortet. Der Reichsjustizminister führt die Insassen sofort dem Richter zu. Sind sie nicht straffällig, so kann der Reichsinnenminister ihre weitere Verwahrung anordnen, soweit diese während des Krieges zur Sicherheit des Reiches unerlässlich ist; anstelle der Verwahrung kann Polizeiaufsicht treten.

c) Das Strafgesetzbuch ist *sofort* von allen Bestimmungen zu befreien, die dem Richter irgendeine Willkürhandlung gestatten. Nicht der Richter ist zu irgendeiner Zeitepoche dazu berufen, die Strafgesetze unter Anwendung ihm garnicht bekannter, alle Monate wechselnder Weltanschauungsgrundsätze auszudehnen, sondern dieser Mühe muss sich schon der Gesetzgeber selbst unterziehen. Es ist unmöglich, die Gestaltung des Exerzierreglements Tausenden von Kompanieführern anzuvertrauen. Es ist ebenso unmöglich, die Ausdehnung von Strafgesetzen vielen Tausenden von Richtern zu überantworten. Die Bestimmungen, um die es sich handelt, sind bekannt.

d) Der Justizminister muss *sofort* den Oberreichsanwalt und die General-Staatsanwälte unter Ausmerzung ungeeigneter mit den erforderlichen Weisungen versehen. Der Justizminister beauftragt den Oberreichsanwalt oder Sonder-Staatsanwälte *sofort*, die Strafverfolgung derjenigen Personen ohne Rücksicht auf ihre Stellung einzuleiten und mit äusserster Beschleunigung durchzuführen, von denen bekannt und anzunehmen ist oder von denen behauptet wird, dass sie öffentliche Gelder veruntreut, insbesondere sich bereichert, ihre Amtsgewalt missbraucht oder sonstige Verbrechen begangen haben.

Im Übrigen haben die Weisungen dahinzugehen, dass alle dem Staatsanwalt auf irgendeinem Wege bekannt gewordenen oder bekannt werdenden und verfolgbaren Verletzungen der Gesetze *sofort* verfolgt werden. Staatsanwälte, die dieser Pflicht nicht nachkommen, werden *sofort* diszipliniert.

Auf Voruntersuchungen ist in weitestem Masse zu verzichten. Die Verfahren sind nicht mehr von irgendeinem Sondergericht, sondern vor dem ordentlichen Gericht, auch vor dem Schwurgericht (die Geschworenen werden einstweilen durch die Amtsrichter aus den Bürgern über 30 Jahre gelost) öffentlich abzuhalten. Nur durch sofortige öffentliche Wiederherstellung des Rechts ist das Vertrauen des Volkes in die Sicherheit der Rechtspflege wieder zu gewinnen.

Auch Richter, die strafbarer Rechtsbeugung schuldig geworden sind, bleiben von der Verfolgung nicht verschont.

e) An alle Organe der Rechtspflege, an alle Stellen der öffentlichen Verwaltung, an alle Organisationen und durch die Presse an das ganze Volk ergeht *sofort* die Verkündung, dass *anonyme Anzeigen* vernichtet werden, wo immer sie auch einlaufen, dass unrichtige Anzeigen bestraft werden. Damit wird dem Denunziantentum ein Ende gemacht. Ein Denunziant wird wieder das, wofür ihn das Volk unbeirrbar auch heute hält: ein Lump. Richtige Angaben dagegen unter Nennung seines Namens kann jeder in dem Vertrauen machen, dass sie geprüft werden. Damit wird der Anstand wieder in das öffentliche und private Leben eingeführt. Im Übrigen ist die Sicherung anständigen Verhaltens eine Angelegenheit, die vorgelegt und von der Staatsführung zum so selbstverständlichen Inhalt ihres Wirkens gemacht werden muss, dass sich auf den verschiedenen Wegen der Gesellschaftsgestaltung und des gesellschaftlichen Lebens der Anstandsbegriff wieder durchsetzt.

f) Die Akademie für Deutsches Recht wird *sofort* aufgelöst. Es ist Sache der Reichsregierung, Sachverständige nach Bedarf zuzuziehen.

2. GEISTESFREIHEIT

a) Alle Beschränkungen der Freiheit des Geistes, des Gewissens und der Forschung werden *sofort* aufgehoben. Das Volk muss sofort erkennen, dass der Tellshut entfernt ist. Nur dann, dann aber auch sicher, wird es wieder Tatsachen von Lügen unterscheiden lernen, Urteilsfähigkeit, Selbsterkenntnis, Bescheidenheit und Selbstachtung gewinnen, wenn die guten Elemente geistigen und sittlichen Schwung verbreiten. Von der Freimachung dieser Kräfte, die jetzt über künstlich gedrosselten

Überdruck stehen, ist mit Sicherheit der Auftrieb zu erwarten, der notwendig ist, um die nächsten materiell sehr harten 3 Jahre zu überstehen.

b) Das *künstlerische* Schaffen auf allen Gebieten wird freigegeben; es ist Sache freien Wettbewerbs, der Bildung, des Geschmacks, des Charakters, das Wertvolle von Schlechtem zu scheiden. Der Staat fördert nur jenes und verbietet von diesem nur das Gemeine. Während des Krieges müssen die Beschränkungen aufrecht erhalten bleiben, die zur Sicherheit des Staates unentbehrlich sind. Ein Referent im Reichserziehungsministerium sorgt dafür mit einem Beirat der Kulturkammer.

c) Presse und Schrifttum sollen grundsätzlich frei sein. Feige die Regierung, dumm das Volk, die diese Freiheit nicht vertragen. Aber der Grundsatz findet auch in Zukunft jene Begrenzungen, die aus dem Ethos der Freiheit hervorgehen; Freiheit gebührt nicht dem Verbrecher und dem Lumpen. Die Reichspressekammer wird Grundsatz und Begrenzung erarbeiten. *Sofort* ist sie durch den Reichsinnenminister zu reorganisieren. *Sofort* sind die Presseleiter zu beseitigen, denen die erforderlichen Charaktereigenschaften, ernstlichen Erfahrungen und sachliche Kenntnisse fehlen. *Sofort* sind die Eigentumsverhältnisse an den Zeitungen und Zeitschriften zu prüfen und verübtes Unrecht (Zwangsenteignungen usw.) wieder gutzumachen (Reichsinnen- und Justizminister). Hand in Hand mit der Wiedereinsetzung von Wahrheit, Anstand, Können und Recht in den ihnen gebührenden Stand wird die geistige Freiheit in Presse und Schrifttum wieder hergestellt. Dabei kann im Kriege nur bis an die Grenzen gegangen werden, die durch die Sicherheit des Reiches und die Reformaufgabe selbst bestimmt werden.

3. BILDUNGSWESEN

a) Im *Bildungswesen* wird der Lehrerstand wieder auf klare Grundlagen gestellt. Die Zwittergebilde der pädagogischen Akademien werden aufgelöst. Aus ihnen werden Lehrerbildungsanstalten. In sie werden künftig aufgenommen junge Männer mit Primäreife, auch solche Volksschüler, die in einem zweijährigen Schulungskursus sich das nötige Ergänzungswissen erworben haben, endlich besonders tüchtige, pädagogisch veranlagte Soldaten, die diesen Beruf zu ergreifen wünschen und durch

lange Dienstzeit Versorgungsansprüche erlangt haben. Auf Anstand des Charakters ist bei der Annahme besonderer Wert zu legen. Die Ausbildung dieser Lehrkräfte soll sich auf die Grundelemente dessen erstrecken und beschränken, die in der allgemeinen Schule gelehrt und gelernt werden müssen (Schreiben, Lesen, Rechnen, deutsche Sprache, Erdkunde, Geschichte, *Wirtschaftskunde*, Turnen). Den ganz unsachlichen, aus Eitelkeit und Geltungssucht gegründeten materialistischen Lehrwünschen ist ein Ende zu machen. Der Lehrerstand soll sich höchster Achtung des Staates erfreuen, aber er darf ebenso wenig wie die anderen Stände unsachliche Ansprüche stellen. Die Besoldung richtet sich nach dem Mass der Vorbildung und später des Könnens. Besonders befähigte Lehrer werden auf die höheren Schulen übernommen. Der unentbehrliche *Religionsunterricht* wird in Zukunft von dazu besonders ausgebildeten und geeigneten Kräften erteilt; es können Lehrer, es können Pfarrer, es können Laien sein. Aber sie müssen wirklich Wert und Wesen der Religion von innen heraus erkannt haben und ein entsprechendes Leben führen. Auf diese Weise erhält die Religion wieder den ihr von Gott zugewiesenen Sinn und natürliches Leben. [...]

Die Hochschulen erhalten sofort Selbstverwaltung unter Aufsicht des Reiches. Die 1924 geschaffenen Kuratoren werden zurückgezogen, ihre Aufgaben werden von den Oberpräsidenten übernommen. *Die Studenten erhalten ebenfalls Selbstverwaltung;* Satzungen und Vereinigungen bedürfen der Genehmigung des Staates. Im Übrigen behält sich der Staat bis auf Weiteres ein Aufsichts- und Eingriffsrecht vor, das der Rektor nach Weisungen des Erziehungsministers ausübt. Klare Verantwortlichkeiten und verständige, Dauer versprechende Grundsätze werden herausgebildet. Das Erziehungssystem des englischen College (Studierende erziehen sich in engen Gemeinschaften unter beratender Aufsicht jüngerer und älterer Dozenten!) verdient höchste Aufmerksamkeit. Die Zwangsorganisationen der Dozenten und Studenten werden aufgelöst, sie haben jede Autorität verwirrschaftet.

An der Zulassung von Frauen zu Berufen ist einstweilen nichts zu ändern; sie ergibt sich in einem gesunden Staate von selbst. Keine vorrangliche Frage. [...]

Helmuth James Graf von Moltke und Ulrich von Hassell

Kontroversen im Widerstand

Im Januar 1943 trafen sich Helmuth James Graf von Moltke, Peter Graf Yorck von Wartenburg und ihre Freunde mit Carl Goerdeler, Ulrich von Hassell und Ludwig Beck. In einem Brief Moltkes an seine Frau vom 9. Januar 1943 spiegelt sich die Begegnung wider:

Mein Abend dauerte bis 1 Uhr nachts. Es war merkwürdig, weil wir bis 11 Uhr überhaupt nicht recht zum Konflikt kamen, sondern jeder Versuch, auf die Grundsätze vorzustossen von der anderen Seite ins Leichte, Verbindliche umgebogen wurde. Schliesslich ergab sich eine Chance und zwar über das Thema, über das wir im Oktober in Kreisau die Nachtbesprechung hatten. Nach einigem Vorgeplänkel von uns kam eine wirklich tolle Erklärung heraus: platt, phantasielos u.s.w. Darauf nahm ich die Gelegenheit beim Wickel, erklärte, hierauf zu antworten hätte um 11.35 keinen Sinn mehr, denn nun beginne erst die wirkliche Diskussion. Wir würden also heute nicht antworten. Ich schoss dann noch einen lange im Köcher behaltene Giftpfeil «Kerenski-Lösung» ab, der auch tüchtig und sichtbar sass – und damit endete die Sache dramatisch und glücklicherweise nicht platt. Wir assen dann noch eine gelbe Erbsensuppe und Schnittchen. Um 12 waren die Anderen weg und wir hielten noch eine Manöverkritik: Trott, Eugen [Gerstenmaier], Peter [Graf Yorck von Wartenburg] & ich.

Mittags war Pape da – gestern –. Traurig, resigniert, elend aussehend, eingeschrumpelt. Er tut mir sehr leid, zumal man ihm gar nicht helfen kann. Er sitzt nun schon den zweiten Winter in einem Bunker ganz vorn. Sie tun nichts Vernünftiges, bauen Bunker, schippen Schnee, reparieren Strassen und er ist in der Schreibstube. Ein ähnlicher Fall wie Wend, nur noch schlimmer. – Danach kam Friedrich [Carlo Mierendorff]. Wohl, rund, zufrieden. In seiner Beurteilung unterstützt er meine schwärzesten Thesen voll. Das war mir immerhin interessant. Er ist von mir zum Onkel [Wilhelm Leuschner] gegangen und kommt heute Mittag mit dem Onkel zu mir.

Ähnlich schildert Ulrich von Hassell diese Begegnung, auf der die unterschiedlichen Standpunkte aufeinanderprallen:

Recht interessant, aber im Grunde wenig befriedigend eine grosse Aussprache der «Jungen» und der «Alten» bei [Yorck von] W[artenburg]. Die «Jungen», die im Gegensatz zu den «Alten» nach aussen als Einheit auftraten, wurden geistig von dem mir wenig sympathischen, angelsächsisch-pazifistisch[en] Gen[eralstabs]chef [Moltke] geführt. Am besten gefiel mir wieder Roggenmüller [Gerstenmaier], mit dem Geissler [Popitz] und ich schon vorher eine Aussprache hatten. Geibel [Beck] leitete sehr weich und zurückhaltend. Scharfer, von Pfaff [Goerdeler] bewusst, aber erfolglos verschleierter Gegensatz zwischen diesem und den Jungen, vor allem auf sozialem Gebiet. Pf[aff = Goerdeler] ist doch eine Art Reaktionär. Die Einheit der Jungen bezieht sich übrigens nicht auf Lehrberg [Schulenburg], der realpolitischer ist, allerdings einer von den «Saulussen».

Axel Freiherr von dem Bussche

Motive für den Widerstand

Axel von dem Bussche, Offizier im Potsdamer Infanterieregiment 9, wurde während des Kriegs Zeuge der Massenerschiessungen osteuropäischer Juden. Seit 1943 war er bereit, bei einem von Stauffenberg geplanten Anschlag zu sterben. Eine schwere Verwundung hinderte ihn an der Ausführung dieses Attentates. Über seine Entschlossenheit zum Widerstand berichtete von dem Bussche auf einer Tagung 1979:

Ich will mit meiner ursprünglichen Motivation beginnen. Sie müssen ein bisschen Geduld mit uns haben, da ich hier nicht, wie meine Vorredner, Gruppen im Auge habe. Der Einzelne muss sich entscheiden und er entscheidet sich aufgrund von Erlebnissen und Motivationen. Der Einzelne schliesst sich dann den Kommunisten an oder den Katholiken, aber diejenigen, die sich nirgends anbinden, sind nicht schlechter, sondern sie sind einfach individuelle Menschen, die beiseite stehen, dienen und überleben.

Ich möchte Sie als Historiker, aber besonders die Soziologen, warnen, zu sehr verallgemeinernd zu sprechen, und bitten, immer bei einzelnen Leuten auf die Motivation zurückzugehen. Meine Motivation, wie immer sie verwurzelt sein mag, stammt aus Polen. Und ich bin so froh, endlich einmal diese Gelegenheit zu haben, darüber zu reden. Auf Wegen, die hier nur als Fussnote interessant wären, bin ich einer der wenigen jungen Offiziere gewesen, die in Polen verkehrt haben im Kriege, im Hause, in Warschau. Ein Industrieller aus dem ehemaligen k.u.k.-Bestandteil der Republik Polen führte mich in die Problematik ein: Ausräumen einer Sacreccur-Mädchenschule, kollektive Verschleppung der Mädchen ins Saargebiet, wo sie Munitionsarbeit machen mussten und gezwungen wurden, nachts für Liebedienste zur Verfügung zu stehen; Ausrottung ganzer Schulklassen in den grossen Pausen, im Rahmen der Ausrottung der polnischen Intelligenzija; Messerstecherei in einem Lokal: ein deutscher Feldweibel wird von einem Polen erstochen, es wird eine Vergeltungsrate von 80 Leuten festgelegt, die Polizei findet keine 80 Leute, sie hält zwei Strassenbahnen, die vorbeifahren, an, und schießt 80 Leute aus der Strassenbahn tot.

Aus solchen Erfahrungen kam die Motivation auf der einen Seite. Auf der anderen Seite entstand sie so: Ich habe im Hause des Kommandanten von Modlin verkehrt; er war nicht da, er war in einem Lager in der Tschechoslowakei. Uns war im September 1939 erklärt worden: das heldenhafte Modlin ergibt sich nicht. Adolf Hitler habe freien Abzug mit Waffen genehmigt – noble Handlung: Tausende von Soldaten zogen aus Modlin im guten Glauben aus und jetzt in Polen erzählt mir die Frau des Kommandanten sechs Wochen später, ihr Mann sei mit allen Offizieren und allen greifbaren Soldaten abgeholt worden und sie befänden sich seither in der Tschechoslowakei in einem Lager.

Dann Dubno – Dubno ist eine Stadt im Südosten der polnischen Ukraine – Massenerschiessungen von Juden, vor den Gaslagern – Kopfschüsse. 1‘600 an einem Nachmittage, durch Sonderkommandos – mit Hilfe der ukrainischen Miliz.

Ein halbes Jahr später bin ich mit einer Einheit, die mir gegeben wurde, weil niemand sonst da war, an einem Strom, der heisst die Nawa. In dieser Einheit waren 40 Luxemburger, und das erste, was ich höre, ist, dass ich die Post lesen müsse, bevor sie nach Hause, nach Luxemburg geht. Unter den ersten Briefen, die ich gelesen habe, auf Franzö-

sich, war der Brief eines ohne Zweifel gebildeten jungen Mannes, der unter sarkastischen Fussnoten sagt: Also, es wäre doch so gewesen, der Gauleiter habe ja doch gleich nach der Besetzung öffentlich auf dem Marktplatz in Luxemburg erklärt, er habe gehört, die Luxemburger hätten Angst, dass sie eingezogen würden. Aber sie würden gar nicht eingezogen, denn wenn sie eingezogen würden, dann sei das ein sicheres Zeichen, dass die Deutschen den Krieg verloren hätten. Das stand in dem Brief drin. Ich habe mir gesagt: den muss ich kennenlernen. Ich bin den nächsten Tag an die Newa, und der Zugführer, ein Deutscher, meldet sich, und ich sage: wo ist der... Da sagt der Zugführer: er ist nicht mehr da, er ist heute Nacht über die Newa geschwommen und ist zum Russen übergegangen.

Der Weg in den *organisierten* Widerstand kommt aus dem Regiment, in dem ich war, aus dem sowohl Tresckow, wie Schulenburg, wie die Masse der deutschen Offiziere, die aufgehängt und erschossen wurden, stammten. Aber über den organisierten Widerstand wollte ich nicht sprechen, das können Sie nachlesen in dem Buch von Schlabrendorff: Offiziere gegen Hitler.

Dann haben sie mir's Bein abgeschossen in Russland; ich lag im Krankenhaus und bin dann finster entschlossen, weil zutiefst beschämt, wem ich da wie gedient hatte – aus dem Lazarett heraus, in Berlin umhergelaufen und zu meinem alten Freund Küttelhaus gegangen. Das ist ein künstlerischer, philosophischer Westfale aus Soest, und ich habe zu ihm gesagt: Jetzt muss ich alleine weitermachen. Da sagt er: Wie stellst du dir das vor? Ich sage: Ich sehe aus wie fünf SS-Offiziere, die nehmen mich sofort in irgendeines ihrer Büros, da kann ich von innen Widerstand machen. Und da sagt er: Das kannst du nicht, das schaffst du nicht, das dort auszuhalten, zu überleben. Ich bedaure immer noch, mich damals nicht auf diese Bahn begeben zu haben. Inzwischen habe ich ein bisschen – aber noch nicht genug – über einen Mann gelesen, der heisst Kurt Gerstein. Er ist meines Erachtens einer der interessantesten individuellen Widerstandskämpfer, der sich in das oberste politische Gremium der SS eingeschlichen hat. Soweit die SS irgendwelche rassistischen und sonstigen Probleme behandelte, hat er immer ganz munter Vorwarnung gegeben, die keiner geglaubt hat. Zum Schluss haben sie ihn erwischt und haben ihn umgebracht.

Sie müssten eigentlich sich mit diesem Problem befassen, wobei man

der Masse der Deutschen, die keinen individuellen Widerstand geleistet haben, zugute halten muss, dass die Deutschen einfach nicht konspirieren konnten, und, wie ich glaube, auch noch nicht sehr gut konspirieren können.

Meine Zielvorstellung war nicht die Erhaltung des Reiches im Status quo von 1937 oder 1918 oder so was. Meine Zielvorstellung war: das muss aufhören. Wir decken hier als Soldat oder in welchem Beruf auch immer Kriminalität ab, die unter christlichen Vorzeichen wahrscheinlich noch weniger abdeckbar ist als unter nationalen Vorzeichen. Das muss aufhören. Ich gebe zu, wenn man seine Verwandtschaft in Dänemark hatte, meine Familie mütterlicherseits war in Dänemark und war sehr gegen dieses Dritte Reich, dann war die Erkenntnis leichter, dass der Krieg sowieso verloren sei und wir jetzt nur das Blut und Unglück sparen müssen.

Wir sind gestern kurz auf die Frage Landes- und Hochverrat gekommen, eine sehr wesentliche Frage für einen Soldaten und einen in einer traditionellen patriotischen Erziehung grossgewordenen Mann. Hochverrat, einem kriminellen Staatsführer gegenüber mit einer ihm wie immer dienenden staatlichen Apparatur, war gar kein Problem. Über den Landesverrat, obwohl ich ihn hätte leicht begehen können durch meine dänischen Beziehungen, habe ich viel nachgedacht. Aber ich glaubte, dass mit Stalin doch alles wohl nicht so ganz in Ordnung sei, da waren Analogien, über die wir uns einig sind. Da hielt ich es für vertretbarer mit allen Möglichkeiten eines Schlaubergers, an die Ostfront zu gehen. Ich habe mich beruhigt, dass ich zum Landesverrat sowieso nicht geeignet sei, und dass er, wo immer ich den betreiben würde, sei es in der Heimat oder sei es dann nach Wechseln der Front über Dänemark nach England – eine angenehmere Lebensweise zur Folge hätte, als in Russland Kompaniechef und Bataillonsführer zu sein. Ich will aber sagen, dass die Diskussion über Hoch- oder Landesverrat angesichts der noch viel grösseren Verbrechen, die nach 1945 an den Tag gekommen sind, überhaupt nicht mehr diskutabel ist: wir hätten, wenn wir das alles in seinem ganzen Ausmass gewusst hätten, ohne Zweifel, aus moralischen sowohl als aus ethischen Gründen vor dem Landesverrat nicht zurückschrecken dürfen. Aber das ist post festum.

Annedore Leber

Den toten immer lebendigen Freunden

In einer Gedenkschrift hielt Annedore Leber, Witwe von Julius Leber, Erinnerungen an das politische Wirken ihres Mannes und seiner Freunde vor dem 20. Juli 1944 fest:

Das Tor des Konzentrationslagers Sachsenhausen hatte sich am 5. Mai 1937 geöffnet. Einem Mann war der Weg in die Welt zurück freigelegt. Der Sozialdemokrat *Julius Leber*, bis 1933 Mitglied des Deutschen Reichstages, hatte die Ränke und Hinterhalte der SS-Wachmannschaften, die besonders für ihn gebildeten Strafkompagnien und alle heimtückischen Angriffe auf sein Leben überstanden. Geistig und körperlich ungebrochen, verliess er nach ^{^/}jähriger Haft, davon ein Jahr in Dunkelarrest, das Lager. In diesem Jahr hatte man ihm in seiner kahlen und luftlosen Zelle alles verweigert: Pritsche, Stuhl, Tisch, Beschäftigung, Ausgang und warmes Essen. Sogar bei 18 Grad Kälte lag er nachts über ohne Decke, Stroh oder Mantel auf nacktem Boden.

Von einer weiten und kühnen Seele war hier der Glaube an die Idee getragen. Geist, Herz und physische Kraft hatten sich glücklich in diesem Mann vereint, der weder zage Bedenken noch Furcht, weder ängstliche Vorsicht noch Schwäche kannte, wenn die Stunde den Entschluss oder den Kampf oder den Widerstand forderte. Klar und bewusst strebte er seinem Ziel zu. Er besass die drei Eigenschaften, die die Substanz des echten Politikers sind: Vaterlandsliebe, den Willen zum Handeln und die ethischen Voraussetzungen zur Verantwortlichkeit. Von seiner geschlossenen Persönlichkeit strömte eine Energie aus, deren magnetischer Wirkung sich kaum einer, der in ihren Bereich geriet, entzog. Für ihn hiess Leben Politik und Politik Leben. Er war ein wirklicher Revolutionär, ein Freiheitsgeist von dynamischer Gewalt, ein von seiner Überzeugung durchglühter Kämpfer und Streiter.

Da er als einer der schärfsten und konsequentesten Widersacher von Hitler bis zum Jahre 1933 seine ganze Kraft zur Niederhaltung der nationalsozialistischen Idee eingesetzt hatte, konnte der Hass, mit dem ihn das neue Regime verfolgte, nicht verwundern. Weit erstaunlicher, um

nicht zu sagen, fast unverständlich wirkte die Nachsicht der Machthaber des Dritten Reiches, dass sie – als Fehler gegen sich selbst – ihm seine Freiheit wiedergaben. Glaubten sie tatsächlich daran, dass Männer dieses politischen Temperaments und dieses Gestaltungswillens von ihrer Mission als Vertreter ihrer Partei abgelenkt werden und den Kampf ihres Lebens für Wahrheit, Freiheit und Recht verraten könnten?

«Die Geschichte spricht unerbittliche Urteile. Mögen sich darüber die Machthaber, die jetzt ihre Stunde gekommen sehen, nicht täuschen. Aber lassen wir sich alles entwickeln, und wenn es mir nicht vergönnt sein sollte, wieder festen Boden in meinem Sinne zu bekommen, so bleibt mir immer noch der stolze Spruch Nietzsches: Gehe nur an ihm zugrunde! Ich weiss keinen besseren Lebenszweck als am Grossen und Unmöglichen, animae magnae prodigus, zugrunde zu gehen. Grüsse meine Freunde und sage ihnen, dass meine Stimmung gut und mein Humor ungebrochen ist, und dass ich mir eine Ehre daraus mache, in meiner Zelle zu sitzen, solange ich doch kein freier Mann sein kann.»

Die eigenen Worte von Julius Leber sprechen die deutlichste Sprache.

Als ihn zwei Tage nach seiner Rückkehr sein Freund Dahrendorf besuchte, sagte er nach einer mehrstündigen Unterhaltung zu ihm: «Da bin ich nun gekommen, um dich über das politische deutsche Leben von heute zu orientieren. Ihr Lagerinsassen scheint aber mehr zu wissen als wir. Eure Verbindungen sind besser als die unseren.»

[...]

Nach Dahrendorf traf als nächster der sozialdemokratische frühere Regierungspräsident *Ernst von Harnack* vom Regierungsbezirk Merseburg mit Leber zusammen. Harnack war ein Mann, dessen ganze Persönlichkeit von der höchsten männlichen Tugend, der Ritterlichkeit, durchdrungen schien. Wie er sich in den Jahren 1933/1944 unerschrocken vor der Gestapo zum Anwalt seiner verfolgten und eingekerkerten Freunde, ihrer hilflosen Frauen und Kinder, der Juden und Halbarier machte, so verweigerte er auch konsequent einem Staat der Willkür und Brutalität, der Unfreiheit und Unehrllichkeit Jede Mitarbeit. Was bei diesem Mann der Verzicht auf Wirksamkeit bedeutete, kann nur der verstehende, der den Hauch seines lebendigen und unruhig suchenden Geistes

zu spüren bekam. Aus einem Milieu bester deutscher Tradition war er mit seinen vielseitigen Interessen, seiner starken Empfindung für Kunst und Musik und seinem geistvollen Witz zum Mittelpunkt einer lebenswürdigen Geselligkeit geschaffen. Ungewöhnlich gross war seine Begabung im Umgang mit Menschen, welcher Herkunft und welchen Alters sie sein mochten. Aber man würde ihm nicht gerecht, wenn man nicht seines ehrfürchtigen Glaubens an den Wert der menschlichen Seele gedächte. Sein eigener Ausspruch beleuchtet sein Wesen und seine tiefe Religiosität, «ein System ohne Demut und Güte ist zum Scheitern verurteilt».

Ihm ist das Anbahnen jener Beziehungen zu Männern zu danken, zu denen im Sinne des Ganzen Wege gefunden werden mussten. Er vermittelte schon frühzeitig zwischen der Linken und Goerdeler, was zur Folge hatte, dass bereits zu Beginn des Krieges Leber zu dem General Falkenhausem nach Dresden fuhr, um ihn über die Einstellung der alten sozialdemokratischen Arbeiter zu der Diktatur Hitlers und dem Kriegsgeschehen aufzuklären. Harnack stellte die Verbindung zwischen Leber und John, dem juristischen Berater der Lufthansa, her, der nach verschiedenen vorherigen Versuchen noch zuletzt im Mai 1944 mit dem Auftrag nach Spanien ging, von dort aus ein Friedensangebot der deutschen Widerstandsbewegung den Alliierten zu unterbreiten. Ferner weckte er die Aufmerksamkeit gewisser rebellischer Kräfte im Generalstab, wie sie in Hansen, Canaris und Dohnanyi zu finden waren. Er suchte Einfluss auf Hammerstein und andere ausgeschaltete Generale zu gewinnen. Nur ein Besuch bei dem in dieser Zeit seines Amtes enthobenen Guderian verlief ergebnislos.

Ein zweiter Mittelsmann wurde *Ludwig Schwamb*. Als ehemaliger Staatsrat im hessischen Ministerium bei Leuschner, hatte er in Berlin sofort bei der ersten Möglichkeit wieder mit ihm und Carlo Mierendorff Fühlung genommen. Bei Schwamb fand die erste Begegnung zwischen Leuschner, Leber und Mierendorff statt, wie aber auch später unter seiner vorsichtig Umschau haltenden Obhut manches entscheidende Gespräch geführt wurde. Er war ein Freund seltener Art in schlechten wie auch in guten Tagen. Wo der Freund stand, stand er. Die Gefahr, die den Freund traf, traf auch ihn. Ebenso nahm er aber – frei von jeder Eignisucht und Eitelkeit – an dem Erfolg und dem Glück seiner Freunde teil, in einer Innigkeit, wie sie nur ein starkes und reiches Herz aufbringt.

Das schönste an seinem Wesen war seine scheue Empfindsamkeit, die ihn vor Fremden zwar manchmal gehemmt und kühl erscheinen liess. Dafür brach aber im engen Freundeskreis ein weiser und herrlicher Humor aus ihm hervor. «Ich bin ein friedlicher Mensch und liebe nicht den Konflikt», pflegte er gern zu sagen. In dieser spöttischen Selbstbeschreibung lag ein tiefer Ernst. Seine Natur wehrte sich gegen das Gewalttätige, Waghalsige und allzu Leidenschaftliche. Sein Weg musste klar sein, ungetrübt wie der Spiegel seiner Seele. Aber der Freund war stärker in ihm. Als Sinnbild der Freundschaftstreue ging er in seinen Tod.

Wilhelm Leuschner, der ehemalige Innenminister von Hessen, der schon seit Jahren mit alten Gewerkschaftsfreunden anderer politischer Richtung zu illegaler Arbeit vereint war, trat mit Leber zu den ersten Beratungen über die Frage der Haltung der Sozialdemokratie in einer zukünftigen Reichsordnung im Jahre 1938 zusammen. Trotz ihrer starken Verschiedenartigkeit – Leuschner, der Mann der Intensität im Organisatorischen, Leber der revolutionäre Geist mit dem politischen Ziel einer breiten Volksbewegung – hatten beide Männer volles Vertrauen zueinander. Über die politische Kameradschaft hinaus verbanden sie echte Freundschaftsgefühle.

Leber sah in Leuschner den unumstrittenen Führer der sozialdemokratischen Partei. Nach seiner Ansicht fiel Leuschner dieses Amt nicht nur wegen seiner persönlichen Werte und Voraussetzungen zu. Sondern die mutige Haltung Leuschners bei der im Frühjahr 1933 stattgefundenen Tagung des internationalen Arbeitsamtes in Genf, wo noch die Deutschen vertreten waren, hatte eine rückhaltlose Anerkennung für diesen Mann gefunden. Man wird sich erinnern, dass sich damals Ley des Ansehens Leuschners auf diesem Kongress bedienen wollte. Leuschner wurde gezwungen, mit Ley nach Genf zu reisen. Dort aber vertrat er nicht die von den Nationalsozialisten gewünschte und erwartete Linie. Er sprach als der Mann, der er war, als der Repräsentant der freigewerkschaftlich organisierten deutschen Arbeiterschaft. Das hatte bei seiner Rückkehr nach Deutschland dann seine Verhaftung und später die Überführung in das Konzentrationslager Lichtenburg zur Folge.

Ruhe und Sicherheit, Kraft und männliche Entschlossenheit zeichneten ihn aus. Trotzdem fehlte seiner Persönlichkeit nicht der Zauber des Schillernden, nicht so leicht Fassbaren und Undurchsichtigen. Zweifel-

los beruht auf dieser seltenen Mischung sein Erfolg am Verhandlungstisch. Mit seiner grossen Verhandlungskunst warb er auch heute hier, morgen da, unermüdlich für die Verbreiterung der politischen Aktionsbasis in der Provinz.

Der schon vor 1933 vertretenen Auffassung Lebers entsprach es, dass die sozialdemokratische Partei mit einem frischen und lebendigen Kampfgeist erfüllt werden müsse, um ihrer Aufgabe als Massenbewegung, die das Freiheitsrecht der Persönlichkeit gewährleistet, gerecht werden zu können. Eine solche Bewegung brauche das revolutionäre Feuer, brauche den stimmungsmässigen Glauben und die Kraft einer neuen Idee. Nur dadurch sei ein gefährlicher Radikalismus der Arbeiter zu verhindern. Er selbst schreibt 1933 aus der Schutzhaft: «Meine drei ersten Jahre des unerbittlichen Kampfes gegen die reaktionäre Indolenz bürgerlichen Durchschnittsgeistes und zugleich gegen die passive Mittelmässigkeit in den Reihen der eigenen Partei sind, gerade von heute aus gesehen, meine einheitlichsten und folgerichtigsten. Ich war revolutionär, was von den meisten mit radikal im Parteisinn gleichgesetzt wurde.» In dem gleichen Brief bezeichnet er die geistige Freiheit und das Recht der Persönlichkeit als die kostbare Erbschaft, die von der Geschichte als Frucht der revolutionären Bestrebungen des 19. Jahrhunderts der Sozialdemokratie anvertraut waren.

Auch später ist er von seiner politischen Grundauffassung nicht abgewichen. Aus ihr heraus versuchte er dann während der Vorbereitungspläne zum Umsturz auf den im Parteimasstab konservativeren Leuschner einzuwirken – wenn auch volle Übereinstimmung zwischen beiden Männern in der Frage der Sicherung der Freiheitsrechte bestand. – Da aber nach seiner Ansicht in dieser höchst gespannten Situation nur die gesamte Kraft aller Gegenparteien stark genug sein konnte, sich auf eine Auseinandersetzung mit Hitler einzulassen, versuchte er Leuschner auch davon zu überzeugen, dass ohne ein Abstimmen mit den Kommunisten jeder Versuch einer Gegenbewegung gegen das nationalsozialistische Regime schwersten Gefahren und Folgen ausgesetzt sei. Leuschner stand jedoch der Einbeziehung der Kommunisten ablehnend gegenüber, weil er fürchtete, dass bei der Art der kommunistischen Gruppenbildung auch ungekannte Männer herangezogen würden und sich damit die Gefahr des Verrats vergrösserte. Sah also Leuschner hier die grös-

sere Gefahr, so sah Leber sie in dem Versuch, ohne die Kommunisten die Diktatur Hitlers stürzen zu wollen.

Völlig konform aber vertraten Leber und Leuschner, die als die beiden unumstrittenen Potenzen der Sozialdemokratie in dem Kreis der aktiven Politiker aller politischen Widerstandsgruppen die Neubildung der Regierung vorbereiteten, die Meinung, dass die zunächst geplante Regierung nur eine Übergangslösung sei. Nur schwach sollte in ihr – Leuschner als Vizekanzler, Leber als Innenminister – die Linke vertreten sein. Denn es sei nicht Angelegenheit der Sozialdemokratie, sich mit der Hauptverantwortung für die Liquidation eines Krieges, der wider ihren Willen heraufbeschworen wurde, zu belasten.

Ebenso bestand zwischen beiden Männern volles Einverständnis darüber, dass der Klassenkampf im alten doktrinären Sinn durch die Zeitverhältnisse als überholt angesprochen werden müsse. Gemeinschaftlich traten sie auch in allen Verhandlungen dafür ein, dass der Wert des christlichen Einflusses auf die abendländische Kultur nicht zu bestreiten sei.

Neben Leuschner stand *Hermann Maass*, der aus der sozialistischen Jugendbewegung kam und bis 1933 Geschäftsführer der deutschen Jugendverbände war. Er hielt strenger an der Konzeption des alten Parteiideals fest. Ernst und schwer war sein Wort, immer nur das Ergebnis problematischer innerer Auseinandersetzungen. Wie der Wächter und Hüter der Gesetzmässigkeit, der Unverrückbarkeit eines einmal erkannten Rechts zwang er die Freunde zur Rechenschaft, zur Überprüfung der Wege, zu dem «So steht es geschrieben».

Sicher war ein Mann seines Verantwortungsgefühls und seiner geistigen Unbestechlichkeit in einer Zeit des Fiebers von unschätzbarem Wert. In seinem letzten Brief an seine Frau, die unmittelbar nach der Vollstreckung seines Urteils starb und sechs unmündige Kinder hinterliess, schildert er sich selbst so prägnant, wie es kein anderer besser könnte. «Seit meiner Jugend waren für mich allgemein gültige menschliche Liebe, Gerechtigkeit und der Einsatz für eine wohlgeordnete Gemeinschaft, die auch vor Gott bestehen könne, die treibenden Kräfte, die mich über die Familie und den Beruf hinaus zum Einsatz für Volk, Staat und Gesellschaft drängten. Die Funktion, die Leistung auf Grund seiner Gaben zugunsten Dritter, war mir dabei stets mehr wert als irgendein

Eigennutz. Nie war ich um des Amtes und seiner Stellung wegen bereit, es zu übernehmen, sondern um der Leistung willen. Dieses war die eine, mein Wesen formende und bestimmende Kraft.» Weiter unten schreibt er in diesem Brief: «Ich verzeihe allen Menschen, was sie gegen mich getan haben. Wenn ich sterbe, denkt nicht an Rache, trachtet nach Liebe.»

Nicht aber beschränkte sein Ernst eine fast jugenhafte Fröhlichkeit im Umgang mit jungen Menschen. Seine Liebe zur Jugend hatte ihn auch seinem Amt zugeführt. Leuschner schätzte ihn und sein Urteil ungeheuer hoch. Maass war der Verbindungsträger von Leuschner zum Militär.

Neben den einzelnen Gruppen, die sich aus den Vertretern ehemaliger politischer Parteien gebildet hatten, hatte sich noch ein anderer, parteiungebundener Kreis zusammengefunden, der sich nach seinem Treffpunkt, dem Gut Moltkes bei Kreisau, benannte. Ihm gehörten Moltke, Yorck und Trott zu Solz, aber auch Mierendorff, Haubach, Reichwein und andere an.

Der Kreisauer Kreis umschloss eine Reihe freiheitsliebender, temperamentvoller und fortschrittlich gesonnener Männer. Mancher Funke ihres lebendigen Geistes pflanzte sich fort. Mancher kühne Gedanke ist ihnen zu danken. Mit ihnen sympathisierte Leber durchaus. Doch behielt er sich ihnen gegenüber jede politische Freiheit vor.

Carlo Mierendorff vertrat ebenfalls bis 1933 die Sozialdemokratie im Reichstag. Seine politische Aktivität war die Frucht seiner sprühenden Phantasie. Welch ein Reichtum von Einfällen, welche stürmische Triebkraft, welch glühender Eifer beseelten ihn. Er war ein musischer Mensch, in dessen Ohr die Politik wie der aufwühlende Klang eines grossen Orchesters ertönte, dessen Auge wie das des bildenden Künstlers nach dem inneren Kern seiner Sache und eines Menschen suchte und dessen Sinne das Neue, Kommende und Unendliche ahnten. Der Reiz seiner Persönlichkeit lag in der Tausendfältigkeit seiner Natur. Liebenswürdig und unerbittlich, skeptisch und jugendlich unbekümmert, romantisch genial und politisch taktisch sah er kein Ziel zu nah und kein Ufer zu fern.

Trotz seiner fast fünfjährigen Lagerzeit hatte er sich die heitere Leichtigkeit seines Wesens erhalten. Ein glückliches Geschick entzog ihn den qualvollen und unmenschlichen Foltern, durch die die Gestapo die Ge-

ständnisse der Opfer des 20. Juli zu erpressen versuchte, ersparte ihm den schweren und grausamen Tod. Er wurde schon vorher bei einem Bombenangriff auf Leipzig getötet, zum tiefsten Entsetzen der Freunde, unter denen mit seinem Tode eine unausfüllbare Lücke entstand.

Von Jugend her war er mit *Theodor Haubach* nächstens befreundet. Dieser hatte bis 1933 das Amt des Pressechefs im Polizeipräsidium in Berlin inne. Ausserdem hatte er sich intensiv an dem organisatorischen Aufbau des Reichsbanners beteiligt. Auch er verbrachte mehrere Jahre im Lager und traf mit Leber im Konzentrationslager Esterwegen zusammen.

Er neigte der philosophischen Lebensbetrachtung zu. Gerade daraus ergab sich für ihn die politische Konsequenz. Sein scharfer Verstand besass die List der Vernunft. Mit ihr spürte er Dingen und Menschen nach, was oftmals zu einem staunenswerten Ergebnis führte. Bis in die Gesta-po reichten seine Beziehungen, seine geschickt gezogenen Verbindungslinien hinein. Aber sein Verstand war auch durchleuchtet von einem Glauben an Höheres, Göttliches, Unerklärliches. «Licht vom Licht der Ewigkeit! Ohne das wir nicht leben können, leben in des Wortes eigentlichem und erstem Sinn.» So schreibt er nach dem Tode Mierendorffs, der ihn besonders schmerzlich bewegte.

Mit einer ungeheuren Treffsicherheit, ob aus Verstand oder Instinkt sei dahingestellt – wählte er seine Freunde aus, denen er dann unverbrüchliche Treue hielt. Diese Treffsicherheit hatte ihn auch mit Moltke und York zusammengeführt.

Adolf Reichwein, bis 1933 Professor der pädagogischen Akademie zu Halle, war aus der sozialistischen Jugendbewegung hervorgegangen, als einer ihrer besten Vertreter. Ein Sozialist, dem der Sozialismus weniger eine politische als eine Gewissensfrage war. In seiner Mischung von einer leuchtenden Lebendigkeit mit wissenschaftlich nüchternem Ernst übte er eine geradezu magische Anziehungskraft aus.

Als Mensch und Pädagoge erfüllte ihn ein Idealismus seltener Art. In ihm sah sich der Erzieher, der sich für den zu formenden Geist verantwortlich fühlt, der den jungen Menschen durch das Vorleben, durch das zur Wahrheit gewordene Vorbild zu lenken versucht, zur politisch entscheidenden Tat verpflichtet. «In der Entscheidung gibt es keine Umwege. Je seltener die Kämpfer sind, umso mehr Verantwortung liegt auf

den Wenigen.» Seine Lebenserkenntnis zeigt sich in diesen seinen Worten. Bei seinem Freiheitskampf – er nannte einmal die Freiheit «das Element des Geistes» – und seinem Wollen, Neues und Grosses zu schaffen, schien es allerdings oft so, als ob das Ausmass der Gefahr kaum in den Bereich seiner Vorstellungskraft zu dringen vermochte. Er traf sich mit Leber in der Idee der umspannenden Volksbewegung.

Der Kreisauer Kreis hielt die engste Verbindung mit den jungen Militärs, die weit weniger militärisch als durchaus politisch dachten. Sie waren sich absolut bewusst, dass die Liquidation des Krieges auch das Schicksal des deutschen Militärs endgültig besiegeln würde. Sie standen in scharfem innerem Konflikt zu den Generalen, deren Unfähigkeit sich zwar am Tage der Entscheidung erwies, die aber – woran nichts zu ändern war – die Schlüsselpositionen innehatten.

Stauffenberg war der Prototyp dieser jungen höheren Offiziere, deren zukünftige Existenz nie zur Debatte stand, sondern deren Wille zum Handeln lediglich auf dem Verantwortungsgefühl des Offiziers vor der Truppe, auf der Verpflichtung des Staatsbürgers dem Volke gegenüber basierte. Seine umfassende Position als Chef des Stabes der Heimarmee hatte er im wesentlichen dazu benutzt, um die ihm zur Verfügung stehenden Truppen auf den Tag der Umwälzung hin zu organisieren. Ungeheuer vehement entwickelte sich die Beziehung Stauffenberg-Leber zu einer tiefen menschlichen und politischen Freundschaft. Die Gleichartigkeit der beiden Naturen – sie waren Männer gleicher Sprache und gleichen Blutes –, ihre Übereinstimmung auf ein grosszügiges volksumspannendes Ziel hin wirkte sich nicht unerheblich auf den weiteren Ablauf der Dinge aus.

Hatten sich bis dahin die Männer des Kreisauer Kreises und die jungen Offiziere nicht auf den Namen Goerdeler einigen können, so sahen sie aber in Leber den Mann, den sie suchten. Sie waren gewissermassen bereits über Goerdeler hinweggegangen, der für sie den Rückfall in eine gekannte und nicht gewollte Linie bedeutete. Ihr soldatisches Treuebekenntnis galt dem Generaloberst Beck, der an der Spitze der ersten Militärdiktatur stehen sollte.

Auch Beck zeigte sich nach zwei mehrstündigen Unterhaltungen mit Leber, obwohl er sich bis dahin nicht von Goerdeler distanzieren wollte, dem Vorschlag Stauffenbergs, Leber die massgebliche Position anzu-

vertrauen, keineswegs abgeneigt. Nur Leber war es, der sich dem Vorschlag widersetzte. Denn seiner Meinung nach war es vor allem wichtig, in absoluter Eindeutigkeit die Parteilinie der Sozialdemokratie einzuhalten, um durch einen geschlossenen Block der Linken den entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung der Zukunft zu erhalten. So gleichgültig er die Personalplanungen für den Tag des Umsturzes entgegennahm, so bewusst war er sich auch des Ernstes der Aufgabe, die danach die Arbeiterschaft zu erfüllen hatte.

«Um zum Umsturz zu kommen, würde ich mit dem Teufel paktieren», war seine Meinung. «Was danach kommt, regelt sich von selbst, wenn von uns der Wille zur Verantwortung, zur Gestaltung als zwingende Lebensbedingung empfunden wird.»

Stauffenberg, der der politischen Konzeption Lebers für die Zukunft grösste Bedeutung beimass, stimmte ihm auch in der Auffassung zu, dass der Kontakt mit der kommunistischen Partei hergestellt werden müsse.

Mitte Juni fand dann zwischen drei kommunistischen Vertretern, Reichwein und Leber im Osten Berlins in der Wohnung eines Arztes Dr. Schmidt, eine Besprechung statt, für die verabredet war, dass alles ohne Nennung der Namen der Beteiligten besprochen werden sollte. Als Leber den Raum betrat, wurde er von einem der Kommunisten, der *ihn*, aber *den* Leber nicht kannte, mit den Worten: «Ach du, Leber», begrüsst. Erst während seines Prozesses hat Leber die Namen der drei Kommunisten erfahren. Er nannte mir selbst bei einer späteren Begegnung in der Prinz-Albrecht-Strasse die Namen Jacob und Saefkow. Er nannte mir auch den Namen eines Dritten, der mir aber, was sich wohl nur zu gut aus der Spannung dieser kurzen Begegnung erklärt, wieder entfiel. Aber in diese kommunistische Gruppe hatte ein Spitzel der Gestapo Zutritt gefunden. In der damaligen Besprechung stand die Haltung der Kommunistischen Partei einer zukünftigen Regierung gegenüber zur Debatte. Eine für den 4. Juli vorgesehene zweite Besprechung lehnte jedoch Leber ab. Reichwein wurde an diesem Tag mitsamt den Kommunisten verhaftet, Leber am folgenden Morgen.

Niemand der Freunde zweifelte an der Standhaftigkeit Lebers. Und doch war die Gefahr nähergerückt. Stauffenberg zeigte sich erschüttert, ja fast verzweifelt. Denn es stand Ja nicht nur die so leidenschaftlich

verfolgte Aktion auf dem Spiel, sondern es galt auch, die Idee und den mit ihr untrennbar verbundenen Mann zu retten. Im Einvernehmen mit Stauffenberg und der Hilfe von seinen Vertrauensleuten versuchte ich in einer atemberaubenden Jagd von acht Tagen durch sämtliche Gestapostellen und Gefängnisse von Berlin den Aufenthalt meines Mannes zu ermitteln. Keine Instanz wusste Bescheid. Da ich am achten Tage nach einer Haussuchung von den Gestapobeamteten mitgenommen, aber erstaunlicherweise noch einmal entlassen wurde, legte ich mich, da ich höchst gefährdet war und eindeutig mitgeteilt bekam, dass es mir nicht gelingen werde, den Aufenthalt meines Mannes zu ermitteln, in ein Krankenhaus. Dorthin ging mir am 18. Juli die kurze Nachricht von Stauffenberg zu:

«Wir sind uns unserer Pflicht bewusst.»

Seit Monaten war das Attentat geplant. Immer erneute Versuche scheiterten schon in der Vorbereitung an der Aussichtslosigkeit ihrer Durchführung. Unter den Getreuesten Stauffenbergs arbeitete man sogar von Mai an mit der Parole, jeder solle einen nach seinem Ermessen möglichen Plan entwerfen. Dass Stauffenberg, der schwer Kriegsverletzte, selbst zum Attentäter werden sollte, hätte niemand vorher vermutet. Er hatte im Afrikafeldzug die rechte Hand bis zum Unterarm, die linke halb und ein Auge verloren.

Zweimal wurde zwischen dem 5. und 20. Juli der Termin für das Attentat von Stauffenberg festgesetzt. Zweimal wurde sein Plan durch widrige Umstände durchkreuzt. Kurz vor dem 20. hatte er eine stürmisch bewegte Unterredung mit Trott zu Solz, wo er in höchster Erregung unzählige Male rief: «Wir brauchen Leber, ich hole ihn raus, und ich hole ihn raus.»

Bestimmt ist Freisler, der Präsident des Volksgerichtshofes, kein Zeuge für uns. Und doch ist es nicht uninteressant, dass er, der die Prozesse vom 20. Juli führte, in einem Vortrag vor kleinem Kreis Leber als die stärkste Erscheinung am politischen Firmament schilderte. Er nannte Leber den deutschen Lenin.

Einer kurzen Erwähnung bedarf noch die Rolle von Trott zu Solz. Als Mitglied des Auswärtigen Amtes war er in die Möglichkeit versetzt, ins Ausland reisen zu können. Er beriet sich vor jeder Auslandsreise genauestens mit Leber und Stauffenberg. Durch Trott versuchte man eben-

falls früher und noch zuletzt über Schweden ein Friedensangebot der Aufständigen nach England weiterzuleiten.

Von entscheidender Wichtigkeit wird aber noch die Feststellung sein, dass man sich damals schon einer absoluten Kapitulation voll bewusst war. Aber man hoffte, das Elend des dahintreibenden Krieges abzukürzen und durch die Selbstüberwindung des nationalsozialistischen Systems eine auch von dem Ausland anzuerkennende und zur Verhandlung fähige Regierung schaffen zu können.

In der Hoffnung auf dieses Ziel haben unsere acht Freunde gelebt und gewirkt, trotz ihres Wissens um die unerbittlichen Konsequenzen, wenn der Plan nicht gelang. Über ihren Kreis hinaus wurde ein Netz nach allen Seiten des Reiches geknüpft. Ein Mann rief den nächsten, der wieder andere. Weithin war der Funktionärskörper der Partei alarmiert.

Gewiss lag es im Umstand der Zeit, dass man nicht vollen Überblick über die Mitwirkenden der eigenen Partei oder gar der Gruppen anderer politischer Richtungen erhielt. Doch was störte das! Während man aber in jedem politischen Akteur den Freund, den Mitstreiter, den im Ziel und Wunsch Gleichgesonnenen sah, wurde das Militär niemals als Bündnispartner, sondern nur immer als der notwendige Machtfaktor zur Erringung der erstrebten Zukunft angesehen.

Vor meinem Auge stehen die acht Getreuen, die aus ihrer Lebensauffassung heraus übereinstimmend nach der Ethik und Moral der frei verantwortlichen Persönlichkeit, die sich selbst ihr Gesetz gibt, zur Tat und Entscheidung drängten. Sie sind der Samen, der in der Welt weiterleben wird. Aus ihrem Blut wird das Vertrauen in deutsche Rechtlichkeit und Humanität genährt. In ihrer vielfältigen Menschlichkeit stellen sie das ewig wechselnde Kaleidoskop des leidenden, kämpfenden, irrenden, suchenden, hoffenden, aber wirklich lebendigen Menschen dar. Schon ihre Wesensart bezeugt ihre Gegnerschaft gegen das Schema der nationalsozialistischen Schabionisierung.

«Für eine so gute und gerechte Sache ist der Einsatz des eigenen Lebens der angemessene Preis. Wir haben getan, was in unserer Macht gestanden hat. Es ist nicht unser Verschulden, dass alles so und nicht anders ausgegangen ist.» Das war der letzte Gruss Lebers an seine Freunde.

«Es stirbt sich nicht leicht, wenn man Frau und Kind zurücklässt», sagte Danton auf dem Schaffott zu dem Scharfrichter, der ihn wegen der Träne, die ihm aus dem Auge rann, verspottete.

Möge es Deutschland nicht vergessen!

Henning von Tresckow

Das Attentat muss erfolgen, um jeden Preis

Fabian von Schlabrendorff, ein junger Mitverschworener, skizziert die Vorgeschichte des 20. Juli:

Die von Churchill offen angekündigte Invasion stand mit dem Beginn des Jahres 1944 bevor. Wir waren uns darüber klar, dass, wenn unsere Pläne einen unmittelbaren politischen Zweck haben sollten, sie vor der Invasion zustande kommen mussten. Aber ein unglücklicher Zufall folgte dem andern. Als in unserer Not einer unserer Mitkämpfer erklärte, er werde versuchen, bei einem in Aussicht genommenen Besuch des Feldmarschalls Busch bei Hitler mitgenommen zu werden, um die Tat auf eigene Faust mit der Pistole in der Hand zu begehen, redeten auch diejenigen unter uns ihm zu, die in diesem tollkühnen Versuch nur eine geringe Chance sahen. Es gelang ihm auch, mit in den Saal zu kommen, in dem die Besprechungen damals auf dem Obersalzberg stattfanden. Aber es war zu schwierig, auch nur in die Tasche zu greifen, um die Pistole herauszuholen. Denn Hitler empfing schon seit Langem niemanden mehr, ohne dass nicht einige baumlange SS-Männer im Zimmer waren, deren Verhalten keinen Zweifel darüber zuließ, dass sie sich bei der ersten verdächtigen Bewegung auf den Besucher stürzen würden.

So erlebten wir eine Enttäuschung nach der anderen, bis am 6. Juni 1944 die Invasion begann. Wenige Tage nach Beginn der Invasion rief der damalige Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Zeitler, alle Armeeführer der Ostfront nach Ostpreussen ins Hauptquartier. Bei dieser Gelegenheit nahm mich Tresckow von der Ostfront nach Ostpreussen mit. Wir trafen uns mit unserem Vertrauensmann, dem Grafen Lehndorff, auf seinem Gut Steinort.

Steinort ist eines der schönsten und ältesten Schlösser Ostpreussens. Hier hatte Ribbentrop sein Hauptquartier aufgeschlagen, um stets in der Nähe Hitlers zu sein. Natürlich war für Ribbentrop das Schloss nicht grossartig genug. Er liess es im Innern umbauen. So wurde im Erdgeschoss ein Kino eingebaut, in dem er sich abends Filme vorführen liess. Er bezeichnete Steinort als sein «Hauptquartier im Felde», so dass sogar seine Küchenmädchen eine Feldpostadresse hatten. Hier lebte er in dulci jubilo. Die schönsten Blumen und seltensten Leckerbissen, die auch dem verwöhntesten Deutschen seit Jahren fremd waren, wurden mit dem Flugzeug trotz aller Brennstoffknappheit von Kopenhagen und anderen Orten herbeigeht. Denn nichts war ihm gut und teuer genug.

Lehndorff war gerade von Stauffenberg gekommen mit dem Auftrag, an Tresckow die Frage zu richten, ob es jetzt, nach der Invasion, noch einen Sinn habe, an unserem Plan festzuhalten, da ein praktischer politischer Zweck nicht mehr ersichtlich sei. Wir überlegten und kamen zu dem Beschluss, den Tresckow in folgende Worte kleidete:

«Das Attentat auf Hitler muss erfolgen, um jeden Preis. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem der Staatsstreich versucht werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.» Tresckow bat Lehndorff, die Antwort sofort Stauffenberg zu überbringen. Er fügte hinzu, Stauffenberg solle selber nach Frankreich zu General Speidel, dem Chef des Stabes des Generalfeldmarschalls Rommel, fahren, welcher der Widerstandsbewegung nahe stand, und ihm vorschlagen, dafür zu sorgen, dass durch falsche Befehlerteilung ein Loch in der Westfront aufgerissen werde, um einen Durchbruch der Alliierten zu ermöglichen.

Unser Besuch in Ostpreussen war noch von einem anderen Gesichtspunkt aus wichtig. General Heusinger, der Chef der Operationsabteilung geblieben war, legte vor den versammelten Armeechefs der deutschen Ostfront die Lage dar. Hierbei stellte er fest, man rechne im Westen mit Sicherheit damit, die Engländer und Amerikaner auf der Halbinsel Cotentin festhalten zu können. An einen Durchbruch in die Ebene sei nicht zu denken. Diese Meinung gründete sich auf die irrige Ansicht,

dass die Invasion nur durch einen Zufall geglückt sei. Was damit gemeint war, erfuhr ich durch Tresckow, der es von General Schmudt, dem Chefadjutanten Hitlers, erfahren hatte.

Als in der Frühe vom 6. Juni die Invasion einsetzte, war man auf deutscher Seite überrascht. Man hatte sie zu diesem Zeitpunkt nicht erwartet. Rommel war damals, trotz der von Hitler verhängten Urlaubssperre, heimlich nach Ulm geflogen, um den Geburtstag seiner Frau zu feiern. Der Chef des Stabes von Rommel musste also versuchen, ihn telefonisch zu erreichen, um ihn von dem Geschehenen zu unterrichten. Gleichzeitig ging die Meldung auf dem üblichen Dienstweg zum Oberkommando der Wehrmacht. Der dortige Ordonnanzoffizier wagte im Hinblick auf die frühe Stunde nicht, General Jodl zu wecken, so dass dieser erst um neun Uhr vormittags von der Invasion Kenntnis erhielt. Jodl wiederum wartete eine weitere Stunde, bis er die Meldung an Keitel weitergab. Beide hielten sich an den Befehl gebunden, den schlafenden Hitler nicht zu wecken, und unternahmen nichts. Erst beim Mittagsvortrag erfuhr Hitler von der Invasion.

Die Angst, Hitlers Schlaf zu stören, war folgenschwer. Denn hinter dem Atlantikwall stand ein Panzerkorps, dessen Aufgabe es war, den etwa gelandeten Feind anzugreifen und zu vernichten. Den Einsatz dieses Panzerkorps hatte sich Hitler persönlich vorbehalten. Weder Rommel noch Rundstedt durften dem Panzerkorps einen Befehl erteilen. Als Hitler den Einsatzbefehl schliesslich ausgab, war es bereits mittags zwei Uhr, so dass wertvolle Stunden verstrichen waren. In der Zwischenzeit aber war der Kopf des Panzerkorps durch einen amerikanischen Luftangriff zum grössten Teil ausgeschaltet worden, so dass der Gegenangriff zu spät und ohne Elan erfolgte. Kurzum, der ungestörte Schlaf Hitlers hatte die Invasion begünstigt.

Über die Lage im Osten gab Heusinger ein eigentümliches Bild. Die schlechte Erdaufklärung und die infolge der verringerten Flugzeugproduktion verminderte Luftaufklärung hatten nicht vermocht, ein klares Bild über die Pläne der Russen zu schaffen. Heusinger gab zu, dass ein Angriff der Russen nicht ausgeschlossen sei, meinte aber, sie würden keine grosse Offensive unternehmen. Tresckow vertrat die Ansicht, die Russen hätten ihre Stossarmeen weit zurückgelassen, so dass sie durch die Luftaufklärung nicht mehr erfasst würden. Er wurde nicht gehört.

Ferner war er der Meinung, die Russen würden den sich vorwölbenden Bauch der Heeresgruppe Mitte an mehreren Stellen angreifen, die nur noch dünnen deutschen Linien durchbrechen und ihre Stossarmeen in die Lücken hineinschieben, um alsdann die gesamte Front der Heeresgruppe Mitte aufzurollen. Er fand auch damit keinen Glauben. Als kurz darauf, am 22. Juni 1944, die Russen angriffen, dauerte es nur drei Wochen, bis sie siebenundzwanzig deutsche Divisionen vernichtet hatten. Die Lage im Osten war unhaltbar geworden.

In dieser Situation glaubte es Tresckow nicht verantworten zu können, länger tatenlos zuzusehen. Er schickte Ende Juni Oberstleutnant Freiherr von Boeselager zu Kluge, der inzwischen Oberbefehlshaber im Westen geworden war, mit dem Auftrag, unter Darlegung der Lage im Osten, Kluge zu beschwören, die Front im Westen zu öffnen und nicht gegen Engländer und Amerikaner, sondern gegen Hitler zu kämpfen. Auf jeden Fall solle er Tresckow oder mich zu sich abkommandieren lassen. Hierdurch wollten wir unsern Einfluss auf Kluge verstärken.

In der zweiten Juliwoche kam Boeselager mit Kluges Antwort zurück, er brauche keine Linien mehr aufzureissen. Denn es sei nur eine Frage kurzer Zeit, bis es den Engländern und Amerikanern gelingen werde, den Durchbruch zu erzielen. Er selber sei zwar Oberbefehlshaber West, sei aber seines Stabes in keiner Weise sicher und fühle sich so eingeeengt, dass er von sich aus nichts in unserem Sinne unternehmen könne. Er könne im Augenblick auch nicht veranlassen, dass Tresckow oder ich zu ihm abkommandiert würden.

Kurz darauf traf Lehndorff bei uns an der Ostfront ein. [...] Lehndorff brachte die Antwort von Stauffenberg. Sie lautete: er sei aus den gleichen Gründen wie wir der Ansicht, es müsse gehandelt werden, coûte que coûte. Wir sollten von jetzt ab täglich mit dem Attentat rechnen. Er werde es selbst tun, weil niemand ausser ihm zu Hitler Zutritt bekäme. Weiter liess Stauffenberg uns sagen, Tresckow solle zunächst auf seinem Posten bleiben, er werde durch ein Fernschreiben des Generalfeldmarschalls von Witzleben geholt werden, sobald dieser nach der Beseitigung Hitlers den Oberbefehl übernommen habe. Ich dagegen möchte mich bereithalten, unmittelbar im Anschluss an das Attentat nach Berlin zu kommen. Ich würde im gegebenen Moment einen Telephonanruf erhalten.

Stauffenberg selbst war am 1. Juli zum Chef des Generalstabs bei Ge-

neraloberst Fromm, dem Befehlshaber des Ersatzheeres, ernannt worden. Den Grund hierzu bildeten seine hervorragenden organisatorischen Leistungen. Als Generaloberst Fromm ihm mitteilte, dass er ihn für diese entscheidende Stelle ausersehen habe, hatte Stauffenberg widersprochen mit dem Hinweis, er, Stauffenberg, glaube nicht mehr, dass der Krieg gewonnen werden könne. Die Schuld an dieser Niederlage aber treffe niemanden anders als Hitler. Fromm hatte das, ohne zu widersprechen, angehört und bemerkt, seine, Fromms, Ansicht sei nicht sehr verschieden von derjenigen Stauffenbergs. Stauffenberg hatte den Mut, die gleichen Einwände beim Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Zeitzler, geltend zu machen. Auch dieser hörte sich die Einwände ruhig an und erwiderte, er schätze es, wenn ein Untergebener die Zivilcourage habe, offen zu sagen, was er denke.

Zeitzler hatte im Sommer 1942 Generaloberst Halder auf seinem Posten als Chef des Generalstabes des Heeres abgelöst. Er war als Nazi gekommen, hatte sich aber im Laufe der Zeit infolge der täglichen Auseinandersetzungen mit Hitler mehr und mehr gewandelt.

Im Rahmen der Widerstandsbewegung ergab sich für Stauffenberg die Notwendigkeit, jetzt zwei Aufgaben gleichzeitig zu übernehmen: die Ausführung des Attentates und die Vorbereitung und Leitung des militärischen Umsturzes in Berlin. [...]

Schon im Mai 1944 hatte Stauffenberg General Stieff gebeten, er möge ihm den versteckten Sprengstoff und die erforderlichen Zünder zukommen lassen. Stieff beauftragte hiermit zwei in die Verschwörung eingeweihte jüngere Offiziere.

In seiner Eigenschaft als Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres war es für Stauffenberg nicht schwer, zu den Lagebesprechungen bei Hitler Zutritt zu erhalten. Denn zu der damaligen Zeit wurde immer wieder das Problem der Auffüllung der alten Divisionen sowie die Aufstellung von neuen Divisionen behandelt, alles Fragen, für die das Ersatzheer zuständig war.

Fast die ganze erste Hälfte des Monats Juli hielt sich Hitler auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden auf. Das Hauptquartier in Ostpreussen hatte schon mit der Übersiedlung nach Zossen bei Berlin begonnen. Als Stauffenberg zur Lagebesprechung auf dem Obersalzberg für den 11. Juli 1944 befohlen wurde, beschloss er, an diesem Tag das Attentat auszuführen.

Er flog in einem Sonderflugzeug von Berlin dorthin und nahm die wohlvorbereitete englische Zeitbombe in seiner Aktentasche mit. Er hatte die Absicht, nach Beendigung seines Vortrages die Zeitzündung der Bombe in Gang zu setzen und diese in seiner Aktentasche am Ort der Lagebesprechung zurückzulassen. Als Begleiter nahm er einen jungen Hauptmann mit, der die Aufgabe hatte, dafür zu sorgen, dass Stauffenberg nach dem Attentat ohne Aufschub zum Flugplatz fahren konnte, wo sein Flugzeug auf ihn warten sollte. Als am 11. Juli die Lagebesprechung begann, fehlte der Mann, der neben Hitler der gefährlichste war, Heinrich Himmler. Stauffenberg hielt diesen Umstand für so schwerwiegend, dass er die Ausführung des Attentates unterliess.

Unmittelbar danach verlegte Hitler sein Hauptquartier erneut nach Ostpreussen. Die nächste Lagebesprechung, zu der Stauffenberg Zutritt hatte, fand am 15. Juli in Ostpreussen statt. Wieder fuhr Stauffenberg mit der Zeitbombe dorthin. Diesmal waren Hitler und Himmler anwesend. Schon wollte Stauffenberg die Zündung betätigen, als Hitler unerwarteterweise das Besprechungszimmer verliess und nicht zurückkehrte. So musste auch diesmal das Attentat unterbleiben.

Von diesen beiden Versuchen am 11. und 15. Juli wurde ich telephonisch durch Ulrich von Oertzen unterrichtet. Gleichzeitig teilte er mir mit, der Versuch werde in Kürze zum dritten Male wiederholt werden.

Als die nächste Lagebesprechung, zu der Stauffenberg Zutritt hatte, auf den 20. Juli angesetzt war, wiederholte dieser seine Vorbereitungen zum dritten Male. In den inzwischen mit Generaloberst Beck geführten Besprechungen hatte man beschlossen, die nächste Gelegenheit zu einem Attentat unter allen Umständen wahrzunehmen, ohne Rücksicht darauf, ob neben Hitler andere wichtige Männer seiner Umgebung anwesend waren.

Das Hauptquartier Hitlers in Ostpreussen war von drei Sperrkreisen umgeben, die nur mit grössten Schwierigkeiten betreten werden konnten, weil für jeden Sperrkreis ein gesonderter Ausweis erforderlich war. Die gleiche Schwierigkeit bestand beim Verlassen des Hauptquartiers. Als Stauffenberg am 20. Juli, kurz vor zwölf Uhr mittags, bis in den innersten Sperrkreis gelangt war, musste er zu seiner Überraschung feststellen, dass die Lagebesprechung nicht in dem üblichen Raum, in einem

Betonbunker, stattfand, sondern in einem Bau, dessen Wände zum Teil aus Holz waren. Der Besprechungsraum lag an einem langen Gang. In dem Raum stand ein langer Tisch. An einer Längsseite des Tisches war für fünf Personen Platz.

Hitler war anwesend, ebenso die meisten der Persönlichkeiten, die im Allgemeinen an diesen Lagebesprechungen teilnahmen. Es fehlten aber Himmler und Göring. Hitler hatte am Kopf des Tisches Platz genommen. Stauffenbergs Platz war unmittelbar rechts neben Hitler an der Längsseite des Tisches. Der Vortrag über die Fragen des Ersatzes der Truppen war vorüber, so dass Stauffenberg kurz nach ein Uhr mittags den Raum verlassen konnte. Wie geplant, betätigte er die Zündung der Zeitbombe und stellte seine Aktentasche, welche die Bombe enthielt, unmittelbar neben den Stuhl, auf dem Hitler sass, an das Tischbein, zwischen seinem Platz und demjenigen Hitlers. Aber nachdem Stauffenberg das Zimmer verlassen hatte, erhob sich Hitler und ging durch den Raum auf die andere Seite, wo eine grosse Landkarte aufgehängt war. Während er an dieser Karte stand, erfolgte die Explosion.

Die Tatsache, dass die Wände des Raumes teils aus Beton, teils aus Holz bestanden, hatte zur Folge, dass der Luftdruck der Explosion seinen Ausweg durch die leichtere Holzwand nahm. Hätte die Explosion in dem üblichen Betonbunker stattgefunden, so hätte der Luftdruck keinen Ausweg finden können und hätte alle Anwesenden getötet. So geschah es aber, dass viele der Beteiligten durch die nachgebende Holzwand ins Freie geschleudert wurden. Hierbei kamen die meisten der Anwesenden mit dem Leben davon. Sie wurden zwar teils schwer, teils leicht verletzt. Sie erlitten Brandwunden und Prellungen. Vier Beteiligte starben an den Folgen des Attentats: Der Stenograph Hitlers, Berger; der Chefadjutant Hitlers, General Schmuntz; der erste Generalstabsoffizier der Operationsabteilung im Oberkommando des Heeres, Oberst Brandt, und der Chef des Generalstabes der Luftwaffe, Generaloberst Korten. Auch Hitler war durch den Luftdruck aus dem Raum geschleudert worden.

Die Szene nach der Explosion bot ein furchtbares Bild. Es hatte den Anschein, als ob die Insassen des Raumes tot oder schwer verletzt in ihrem Blute lägen. Nachdem die erste Aufregung vorüber war, zeigte sich aber, dass die Wirkung der Bombe geringer war, als es zu Anfang schien. Hitler selbst war nur leicht verletzt.

Soviel mir bekannt, erlitt er lediglich eine Verletzung an der rechten Hand sowie Prellungen und Brandwunden am Körper.

Stauffenberg, der nach dem Verlassen des Raumes sich in der Nähe aufgehalten hatte, wartete, bis die Explosion die sonst im Hauptquartier herrschende Stille mit ohrenbetäubendem Krachen unterbrach. Er sah, wie die Teilnehmer der Besprechung – Hitler unter ihnen – aus dem Raum herausgeschleudert wurden und in zerfetzten Kleidern blutüberströmt dalagen. Er sah, wie Sanitäter herbeieilten und die Verwundeten auf Tragbahren fortbrachten. In dem Glauben, dass die Bombe das ihr zugedachte Werk verrichtet habe, fuhr er mit dem bereitgestellten Auto zum Flugplatz und flog mit seinem Sonderflugzeug nach Berlin zurück, um dort an entscheidender Stelle am Umsturz mitzuwirken.

Mittlerweile rollte in Berlin der für den Staatsstreich vorbereitete militärische Befehlsplan ab. Generaloberst Beck, das Haupt der Verschwörung, Generalfeldmarschall von Witzleben und eine grössere Anzahl der mitverschworbenen Offiziere waren im Kriegsministerium in Berlin eingetroffen. Beck rief von dort aus die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen an und forderte sie auf, sich bedingungslos seinem Befehl zu unterstellen. Er erteilte der Heeresgruppe Nord den Befehl, Kurland zu räumen und sich auf Ostpreussen zurückzuziehen. Er versuchte auch, Generalfeldmarschall von Kluge zum Handeln zu bringen und Vorbereitungen zu treffen, um die Räumung Frankreichs und Belgiens in die Wege zu leiten.

Ludwig Beck/Carl Friedrich Goerdeler

Die Regierungserklärung

Für den Fall des gelungenen Umsturzes hatten Ludwig Beck und Carl Friedrich Goerdeler einen Aufruf an das Deutsche Volk, einen Aufruf an die Wehrmacht, aber auch eine Erklärung vorbereitet, in der sie ihre Motive und Ziele darstellen wollten. Es handelt sich dabei um das zentrale Dokument des Staatsstreichversuches vom 20. Juli 1944. Das Original gilt als verschollen, die hier ab gedruckte Fassung wurde nach Unterlagen der Sonderkommission 20. Juli 1944 rekonstruiert.

Nachdem uns die Geschäfte der Reichsregierung übertragen sind, ist es unsere Pflicht, die *Grundsätze* bekanntzugeben, nach denen wir die Regierung führen werden, und die *Ziele* mitzuteilen, die wir erstreben.

1. Erste Aufgabe ist die Wiederherstellung der vollkommenen *Majestät* des *Rechts*. Die Regierung selbst muss darauf bedacht sein, jede Willkür zu vermeiden, sie muss sich daher einer geordneten Kontrolle durch das Volk unterstellen. Während des Krieges kann diese Kontrolle nur vorläufig geordnet werden. Einstweilen werden *lautere, sachkundige Männer aus allen Ständen* berufen werden; ihnen werden wir Rede und Antwort stehen, ihren Rat wollen wir einholen. Vor allem aber werden wir sie beauftragen, auf allen Gebieten genau die *Erbschaft festzustellen*, die wir übernommen haben. Jeder Deutsche wird mit uns mehr oder minder bewusst empfinden, wie schwer sie ist. Wir lehnen es ab, die Verantwortung Hitlers mit der von ihm eingeführten Beschimpfung des Gegners einzuleiten. Wir erachten es vielmehr für geboten, mit Anstand und Gewissenhaftigkeit die Tatsachen festzustellen, aus denen sich die Verantwortung ergeben wird. Soweit es der Krieg gestattet, wird der Bericht, den jene Männer verfassen werden, sofort bekanntgegeben werden; soweit das einstweilen möglich ist, wird die *restlose Bekanntgabe* erfolgen, sobald die Lage es gestattet.

Wir waren einst *stolz* auf die *Rechtlichkeit* und *Redlichkeit* unseres Volkes, auf die Sicherheit und Güte der deutschen *Rechtspflege*. Umso grösser muss unser aller *Schmerz* sein, sie fast vernichtet zu sehen.

Keine menschliche Gemeinschaft kann ohne Recht bestehen; keiner, auch derjenige, der glaubt, es verachten zu können, kann es entbehren. Für jeden kommt die Stunde, da er nach dem Recht ruft. Gott hat uns in seiner Ordnung des Weltalls, in seiner Schöpfung des Menschen und in seinen Geboten die Notwendigkeiten des Rechts, seiner gerechten und unparteiischen Anwendung gesetzt. Er hat uns Einsicht und Kraft verliehen, die irdischen Einrichtungen zu seiner Sicherung zu schaffen. Es ist ein Verbrechen, dieser Ordnung nicht zu folgen. Dazu ist es notwendig, *Unabhängigkeit, Unversetzbarkeit und Unabsetzbarkeit der Richter* wiederherzustellen. Wir wissen wohl, dass viele von ihnen nur unter dem Druck des äussersten Terrors gehandelt haben, aber es wird mit un-

beugsamer Strenge nachgeprüft werden, ob darüber hinaus Richter das Verbrechen begangen haben, gegen Gesetz und Gewissen Recht zu sprechen. Sie werden entfernt werden; um das Vertrauen des Volkes in die Rechtspflege wiederherzustellen, werden Laien bei der Urteilsfindung in allen Strafsachen mitwirken. Das gilt auch für die vorläufig eingesetzten Standgerichte.

Das *Recht wird gereinigt werden*. Es ist nicht Sache des Richters, neues Recht zu schaffen; er hat das Gesetz anzuwenden und dies auf das peinlichste zu tun. Es ist nicht Sache des Richters, einer Weltanschauung Rechnung zu tragen, die selbst nicht weiss, was sie will und ihr Programm durch ihre Führer auf das schwerste verunstaltet sieht. Es ist unerträglich, dass Menschen verurteilt werden, die nicht wissen konnten, dass ihr Tun strafbar war. Soweit etwa der Staat etwa durch Gesetz Handlungen *seiner* Organe nachträglich für straffrei erklärt hat, die in Wahrheit strafwürdig sind, werden diese Befreiungsbestimmungen als mit der Natur des Rechts unvereinbar aufgehoben und die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen werden.

Das *Recht wird jedem gegenüber*, der es verletzt hat, durchgesetzt. *Alle* Rechtsbrecher werden der verdienten Strafe zugeführt.

Die *Sicherheit der Person und des Eigentums* werden wieder *gegen Willkür geschützt* sein. Nur der Richter darf nach dem Gesetz in diese persönlichen Rechte des Einzelnen, die für den Bestand des Staates und für das Glück der Menschen unerlässlich sind, eingreifen.

Die *Konzentrationslager* werden *aufgelöst*, die Unschuldigen entlassen, Schuldige dem ordentlichen gerichtlichen Verfahren zugeführt werden.

Aber ebenso erwarten wir, dass *niemand Lynchjustiz* vollzieht. Wenn wir die Majestät des Rechts wiederherstellen wollen, müssen wir alle Energie gegen persönliche Vergeltung aufwenden, die aus der Leidenschaft über verletztes Recht, die aus der Verwundung der Seele menschlich nur zu begreiflich wäre. Wer irgendetwas auf dem Herzen hat, erstatte *Anzeige*, an welcher öffentlichen Stelle er will. Seine *Anzeige* wird an die richtige Stelle weitergeleitet werden. Aber die *Anzeige* muss *wahr* sein. Wahrheitswidrige Anzeigen werden bestraft, anonyme Anzeigen wandern in den Papierkorb.

2. Wir wollen die *Moral* wiederherstellen, und zwar auf allen Gebieten des privaten wie öffentlichen Lebens.

Die *Korruption* ist in unserem früher so reinen Volk von *hohen* und *höchsten Würdenträgern* in einem bisher in der Welt nicht dagewesenen Umfang grossgezogen. Während draussen unsere Soldaten kämpfen, bluten und fallen, ihre Glieder verlieren, führen Männer wie Göring und andere Grössen ein Luxusleben, rauben Edelsteine, Gemälde und sonstige Wertstücke, füllen ihre Keller und Böden mit Vorräten, fordern das Volk zum Durchhalten auf und drücken sich und ihren Anhang feige vor dem Opfer dort draussen. Alle Übeltäter werden *mit der ganzen Strenge des Gesetzes* zur Rechenschaft gezogen, *unredlich erworbenes Gut wird eingezogen* und den Geschädigten wiedergegeben werden.

Die Uk-Stellungen *aus politischen Gründen sind aufgehoben*. Jeder wehrfähige Mann kann an der Front beweisen, was er ist und wie es mit seinem Willen zum Durchhalten steht. Das Maul-Durchhalten wollen wir nicht mehr dulden.

Zur Sicherung des Rechts und des Anstandes gehört die *anständige Behandlung aller Menschen*. Die *Judenverfolgung*, die sich in den unmenschlichsten und unbarmherzigsten, tief beschämenden und gar nicht wiedergutzumachenden Formen vollzogen hat, ist sofort *eingestellt*. Wer geglaubt hat, sich am jüdischen Vermögen bereichern zu können, wird erfahren, dass es eine *Schande* für jeden Deutschen ist, nach einem unredlichen Besitz zu streben. Mit solchen Marodeuren und Hyänen unter den von Gott geschaffenen Geschöpfen will das deutsche Volk in Wahrheit auch gar nichts zu tun haben.

Wir empfinden es als eine *tiefe Entehrung des deutschen Namens*, dass in *den besetzten Gebieten* hinter dem Rücken der kämpfenden Truppe und ihren Schutz missbrauchend, *Verbrechen aller Art* begangen worden sind. Die *Ehre unserer Gefallenen ist damit besudelt*.

Wer die Kriegszeit dort draussen benutzt hat, um sich die Taschen zu füllen oder sonst irgendwie einen Millimeter von der Linie der Ehre abgewichen ist, wird zur *Rechenschaft gezogen* werden. Die Strafe wird besonders hart sein für diejenigen, die von dieser Stunde ab noch bei irgendeinem Vergehen gegen die allgemeinen Regeln des Völkerrechts und gegen die *Gesetze der Menschlichkeit* angetroffen werden. Die ersten Regeln der Menschlichkeit lernt der Einzelne in der Familie. Sie als die Urzelle völkischer Gemeinschaft wieder zu gesunden, ist eine der

vornehmsten Aufgaben des Staates. Dazu braucht er die Hilfe der Eltern, die Kraft der Religion, die Mitarbeit aller Kirchen. Nur auf einer ernsten, verantwortungsbewussten Vorstellung von der Lebensgemeinschaft der *Ehe* kann sich ein sauberes und gesundes Familienleben aufbauen. Der Doppelmoral muss der Kampf angesagt werden, wenn nicht unsere Kinder verkommen sollen; denn wie können Eltern Sauberkeit von den Kindern verlangen, die nicht selbst sich in Zucht halten und den Kindern das beste Beispiel geben. Das Leben unseres Volkes wird nur gesunden, wenn die Familien wieder gesund werden.

Wir wollen keine Spaltung unseres Volkes. Wir wissen, dass viele aus Idealismus, in Verbitterung über das Diktat von Versailles und seine Auswirkungen über manche nationale Unwürde in die Reihe der Partei eingetreten sind, andere unter einem äussersten Zwang wirtschaftlicher und sonstiger Druckmittel. Das Volk darf sich nicht hiernach scheiden. Wir hoffen, dass wir uns alle darüber einig sind, dass die *einzigste Scheidung*, die zu vollziehen ist, die *zwischen Verbrechen und Gewissenlosigkeit* auf der einen, *zwischen Anstand und Sauberkeit* auf der anderen Seite ist. Auf dieser Grundlage wollen wir die *innere Aussöhnung* des Volkes mit allen unseren Kräften betreiben. Denn nur wenn wir einig bleiben, allerdings auf der Grundlage von Recht und Anstand, können wir den Schicksalskampf, vor den Gott unser Volk zwingt, bestehen.

3. Der *Lüge* sagen wir *Kampf* an, die Sonne der Wahrheit soll ihre dicken Nebel auflösen. Unser Volk ist in der schamlosesten Weise über seine wirtschaftlichen, finanziellen und politischen sowie über die militärischen Ereignisse belogen worden. Die wahren Tatsachen werden festgestellt und bekanntgegeben werden, so dass sie jeder Einzelne nachprüfen kann. Es ist ein grober Irrtum, anzunehmen, dass es einer Regierung gestattet sei, das Volk durch Lüge für ihre Ziele zu gewinnen. Gott kennt in seiner Ordnung keine doppelte Moral. Auch die Lügen der Regierungen haben kurze Beine und sind immer aus Feigheit oder Machtsucht geboren. Erfolg in der Behauptung der nationalen Stellung, Glück des Volkes und Seelenfrieden des Einzelnen können nur auf Wahrhaftigkeit aufgebaut werden. Wir werden daher das übrige dazu tun, um ihr in jeder Unterrichtung des Volkes zu dienen. Wahrheiten sind häufig hart; aber das Volk, das sie überhaupt nicht mehr verträgt, ist ohnehin verloren. Der Einzelne kann die rechte Kraft nur aufbringen,

wenn er die Lage so sieht, wie sie ist. Der Bergsteiger, der die Höhe des zu erklimmenden Gipfels unterschätzt, der Schwimmer, der die zurückzulegende Strecke nicht richtig bemisst, wird seine Kraft vorzeitig verbraucht sehen. Alles, was mit künstlicher Propaganda zu tun hat, ist daher aufgelöst; das gilt von dem Reichspropagandaministerium ebenso wie von den zur Schauspielerlei, ja zur Gewissenlosigkeit missbrauchten Propagandaformationen der Wehrmacht. Das Leben und Sterben unserer Soldaten bedarf keiner Propaganda; es ist in das Herz jeder deutschen Frau und Mutter, ja jedes Deutschen in der Heimat tief eingeprägt.

4. Die zerbrochene *Freiheit des Geistes, des Gewissens, des Glaubens und der Meinung* wird wiederhergestellt.

Die Kirchen erhalten wieder das Recht, frei für ihr Bekenntnis zu wirken. Sie werden in Zukunft vom Staate getrennt leben, weil sie nur in Selbständigkeit und unter Fernhaltung von aller aktiven politischen Betätigung ihrer Aufgabe gerecht werden können. Das Wirken des Staates wird von christlicher Gesinnung in Wort und Tat erfüllt sein; denn dem Christentum verdanken wir den Aufstieg der weissen Völker, verdanken wir die Fähigkeit, die schlechten Triebe in uns zu bekämpfen. Auf diese Bekämpfung kann keine völkische und staatliche Gemeinschaft verzichten. Aber echtes Christentum verlangt auch Duldsamkeit gegenüber den Andersgläubigen, ja gegenüber jedem Freidenker. Der Staat wird der Kirche wieder Gelegenheit geben, zudem sich im Sinne wahren Christentums lebendig zu betätigen, in Sonderheit auf den Gebieten der Wohlfahrtspflege und der Erziehung.

Die Presse soll wieder frei sein. Im Krieg muss sie sich den Beschränkungen unterwerfen, die in jedem Kriege für ein Land unerlässlich sind. Jeder, der eine Zeitung liest, soll erfahren, wer hinter dieser Zeitung steht. Der Presse wird es nicht wieder gestattet sein, *bewusst oder fahrlässig die Unwahrheit zu sagen.*

Die Schriftleiter werden durch eine straffe *Ehrengerichtsbarkeit* dafür sorgen, dass die Gesetze des Anstandes gegen jeden und die Pflicht gegenüber dem Wohle des Vaterlandes auch in der Presse beachtet werden.

5. Es ist vor allem die deutsche *Jugend*, die nach der Wahrhaftigkeit ruft. Wenn es eines Beweises für die göttliche Natur des Menschen bedürfte, hier haben wir ihn. Selbst die Kinder wenden sich in natürlicher Erkenntnis dessen, was wahr und gelogen ist, beschämt und empört

von der ihnen zugemuteten Unwahrhaftigkeit der Gesinnung und Rede ab. Es war wohl das grösste Verbrechen, *diesen Wahrhaftigkeitssinn* und mit ihm den Idealismus unserer Jugend zu missachten und zu missbrauchen. Wir wollen ihn daher *schützen und stärken* – der Jugend und ihrer Erziehung gilt eine unserer Hauptsorgen. Diese Erziehung soll in erster Linie den Eltern überantwortet werden. In allen Schulen müssen die elementaren Grundkenntnisse einfach, lauter und sicher in das Kind eingepflanzt werden. *Die Bildung* muss wieder eine möglichst *allgemeine, Herz und Verstand erfassende* sein. Die vorzeitige Spezialisierung der Bildung, die an so vielem schuld ist, wird beseitigt werden. Sie ist unverantwortlich, da niemand voraussehen kann, wohin sich die besten Fähigkeiten des heranwachsenden Kindes entwickeln werden.

Die Erziehung muss wieder bewusst auf die *christlich-religiöse Grundlage* gestellt werden, ohne dass die christlichen Gesetze der äussersten Duldsamkeit *gegenüber Andersgläubigen* verletzt werden sollen. Auf dieser Grundlage muss das Erziehungs- und Bildungswesen wieder ruhig und stetig geleitet und von dauernden Änderungen und Unruhen bewahrt bleiben.

6. Die *Verwaltung* muss *neu geordnet* werden. Es wird nicht umgestossen werden, was sich bewährt hat. Aber es ist notwendig, sofort klare Verantwortung und die Freiheit zu selbständigen Entschlüssen wiederherzustellen. Unsere einst so stolze Verwaltung ist zu einem Haufen von sinnlos ausführenden Maschinen und Maschinellen geworden. Keiner wagt mehr, einen selbständigen und richtigen Entschluss zu fassen. Das Gegenteil werden wir von den Beamten verlangen. *Mit wenig Schreibwerk* sollen sie in *grösster Einfachheit das Rechte tun*.

Der *Beamte* muss wieder in seiner ganzen Amts- und Lebensführung ein *Beispiel* werden; denn ihm hat das Volk öffentliche Hoheitsgewalt anvertraut. Diese darf nur ausüben, wer lauter ist, *Sachkunde* sich erworben, seinen *Charakter gestählt* und *Leistungsfähigkeit* bewiesen hat. Mit dem Parteibuchbeamten wird Schluss gemacht. Der Beamte soll wieder allein dem Gesetz und seinem Gewissen folgen. Er muss sich der Auszeichnung bewusst und würdig zeigen, dass die Volksgemeinschaft ihm ein sicheres Leben gewährt, während andere um das Allernotwendigste ringen müssen. Er soll, gesichert in seinem Ansehen und in seinen

Rechten, aufgehen in dem *idealen Streben*, seiner besonderen Stellung durch *besondere Pflichterfüllung* gerecht zu werden.

Um den Beamten wieder dies einwandfreie Wirken zu ermöglichen und dem Volk eine Ausübung der öffentlichen Hoheitsgewalt durch Unwürdige zu ersparen, sind alle seit dem 1.1.1933 vollzogenen Ernennungen und Beförderungen für vorläufig erklärt. Jeder einzelne Beamte wird daraufhin durchgeprüft werden, ob er gegen Gesetz, gegen Disziplinarrecht oder gegen den von jedem Beamten geforderten Anstand verstossen hat. Wird dies festgestellt, so werden die entsprechenden Folgerungen durch Bestrafung, Entlassung, Versetzung usw. vollzogen. Dabei werden *Ehrengerichte der Beamten* mitwirken. Vorläufige Beamte, deren Leistungen den Anforderungen ihres Amtes nicht entsprechen, werden in Stellungen, denen sie gewachsen sind, versetzt oder, wenn dies nicht möglich ist, entlassen werden. In die öffentlichen Büros gehört der Luxus nicht, sondern das Behagen gehört in die Wohnung des Einzelnen. Die Behördenchefs sind angewiesen, sofort die erforderlichen Massnahmen einzuleiten.

7. Ordnung der Verwaltung, gerechte Verteilung und Erfüllung der Gemeinschaftsaufgaben sind nur möglich auf Grund einer *Verfassung*. Eine endgültige Verfassung kann erst nach Beendigung des Krieges mit Zustimmung des Volkes festgesetzt werden. Denn die Frontsoldaten haben einen Anspruch darauf, hierbei mit besonderem Gewicht mitzuwirken. So müssen wir uns alle vorläufig mit einer einstweiligen Verfassung begnügen, die gleichzeitig *verkündet* wird. An sie sind auch wir gebunden.

Preussen geht im Reich auf. Die preussischen Provinzen werden ebenso wie die übrigen deutschen Länder teilweise zusammengefasst, Reichsgaue. Der Selbstverwaltung dieser Reichsgaue, der Kreise und der Gemeinden wird an öffentlichen Aufgaben übertragen, was irgendwie mit Reichseinheit und zielbewusster Führung des Reichs vereinbar ist. *Echte Selbstverwaltung* wird, sobald irgendwelche Wahlen möglich sind, wieder in Verbundenheit mit dem Volk hergestellt. Einstweilen wird durch vorläufige Anordnung dafür gesorgt, dass sie in ihre Verwaltungs- und Beratungskörper *lautere Männer* beruft und selbstverantwortlich arbeiten kann.

In allen Reichsgauen wird die Aufsicht namens des Reichs durch Reichsstatthalter ausgeübt werden, deren Ernennung unmittelbar bevorsteht. Sie werden sich gegenüber den Organen der Selbstverwaltung so

weit wie irgend möglich zurückhalten, aber ebenso tatkräftig für die Reichseinheit sorgen.

8. Die *Wirtschaft* kann im Kriege nur in der bisherigen Verfassung der Zwangswirtschaft und der überwachten Kreise fortgeführt werden. Solange ein Mangel an lebenswichtigen Gütern besteht, ist, wie jeder einsehen wird, eine freiere Wirtschaft nicht möglich, es sei denn, dass man über die Lebensinteressen der Minderbemittelten kaltherzig zur Tagesordnung übergehen wollte. Wir wissen sehr wohl, wie widerlich diese Wirtschaft ist, dass sie nicht, wie so häufig behauptet, den wahren Interessen des letzten Verbrauchers dient. Einstweilen können wir sie nur vereinfachen und von Unklarheiten, dem Durcheinander von Zuständigkeiten und dem Mangel an Verantwortungsbewusstsein befreien. *Wir werden auch alle Massnahmen aufheben, die zu tief in die Freiheiten des Einzelnen eingegriffen haben und die ohne Überlegung und zwingende Notwendigkeit die wirtschaftlichen Existenzen in Handel, Handwerk, Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft vernichtet haben.*

Ist dies während des Krieges, wie übrigens in allen anderen kriegführenden Staaten, unvermeidbar, so verfolgen wir doch ebenso klar *das Ziel der Wiederherstellung voller wirtschaftlicher Freiheit* und den Weg zu den Gütern der Welt. Dieser darf *nicht durch staatliche Eingriffe gestört* werden, die Schöpfungsfreude und Schöpfungsmöglichkeit ersticken, sondern die wirtschaftliche Freiheit soll nur gebündigt werden *durch das Recht, durch die Sicherung der Lauterkeit des Wettbewerbs und durch anständige Gesinnung*. Autarkie ist angesichts der Rohstoffarmut unseres Vaterlandes und der Tatsache, dass wir uns aus unserem Boden allein nicht ernähren können, feiger Verzicht auf die Möglichkeit, an den Gütern und Leistungen der ganzen Welt durch Leistungstausch teilzunehmen.

Es ist das Ziel der gerechten Wirtschaftsordnung, dass jedem *der seiner Leistung entsprechende Anteil an den Wirtschaftsgütern zuteil* wird. Es handelt sich nicht nur darum, die freie Initiative des Kapitalbesitzes herzustellen und ihn zum Leistungskampf im Wettbewerb zu zwingen. Nein, *auch der deutsche Arbeiter muss und wird Gelegenheit erhalten, an der Verantwortung schöpferisch teilzunehmen*. Nur können auch wir ihn nicht von der Wirkung der in der Wirtschaft herrschenden natürlichen Gesetze entbinden.

Das *Eigentum ist Grundlage jeden wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts*; oder es sinkt der Mensch allmählich zum Tier herab.

Es wird daher *geschützt*, nicht nur in der Hand des grossen, sondern auch in der Hand des *kleinsten Eigentümers*, der nur Hausrat sein eigen nennt. Der Missbrauch des Eigentums wird ebenso bekämpft werden wie die entbehrliche und die Unselbständigkeit der Menschen nur vermehrende Zusammenballung des Kapitals.

Die Ordnung des Wirtschaftens wird auf Selbstverwaltung aufgebaut werden. Das bisher geübte System der *Gängelung* von oben her wird aufgehoben. Es gilt, die *Selbständigkeit des Entschlusses* und damit die *Verantwortung* wieder zu wohlthätiger Wirkung zu bringen; es gilt, das Vertrauen aller, auch der Arbeiter, in die Gerechtigkeit der wirtschaftlichen Ordnung in weitestem Umfange wiederherzustellen. Auch hier müssen *Ehrengerichte* den Anstand sichern.

9. Daraus ergibt sich der Inhalt der auf *Ausgleich* gerichteten Staatspolitik, *Sozialpolitik*. Sie soll unverschuldete Schwäche schützen und die Möglichkeit geben, sich solidarisch gegen die Widrigkeiten dieses Lebens zu sichern. Sie soll ferner da eintreten, wo das Interesse, Ersparnisse (Kapital) zu erhalten, in Widerspruch gerät mit dem Interesse, die Arbeitskraft der jetzt Lebenden zu sichern. Solche Interessengegensätze können in Zeiten grosser politischer und wirtschaftlicher Spannung auftreten. Es wäre sehr leichtfertig, sie so zu lösen, dass dabei einfach das Kapital, d.h. die Ersparnisse, vernichtet werden. Das würde dem kleinen Sparer ebensowenig gefallen, wie es den Interessen des Volksganzen dient, wenn etwa plötzlich alle Bauernhöfe und alle Industriebetriebe ohne Maschinen wären. Auf der anderen Seite haben diese Kapitalgüter alle keinen Wert, wenn sie nicht der Erhaltung der jetzt lebenden Menschen mehr nutzbar gemacht werden können. Also gilt es, mit Verantwortungsbewusstsein und Gewissenhaftigkeit einen gerechten Ausgleich zu finden, bei dem jeder Einzelne sich von vornherein bewusst sein kann, dass von ihm wie von jedem anderen Opfer gebracht werden müssen.

Soweit zu solchen Ausgleichen Kraft und Verantwortung der einzelnen Berufs- und Wirtschaftszweige nicht ausreichen, müssen alle wirtschaftenden Bürger eintreten, und äusserstenfalls muss ein gerechter Ausgleich auf den Schultern des ganzen Volkes durch den Staat gesichert werden. Soweit soziale Einrichtungen den Arbeiter betreffen, erhalten sie das Recht voller Selbstverwaltung.

Aber wir alle müssen wissen, dass der Staat keine *unerschöpflichen*

Mittel hat. Auch er lebt nur von dem, was seine Bürger leisten und an ihn abgeben. Mehr, als er aus dieser Leistungskraft seiner Bürger zur Verfügung hat, kann auch er nicht an einzelne Bürger vergeben. *Wir lehnen daher mit aller Klarheit und Entschiedenheit ab, Versprechungen auf wirtschaftliches Wohlleben zu geben.* Jeder von uns weiss, dass derjenige, der seine Ersparnisse verwirksam hat, besonders viel leisten muss, wenn er seinen gewohnten Lebensstand wiedergewinnen will. So ist es in der Familie, so in jedem Verein, und so auch im Staat. Alle anderen Vorstellungen sind sinnlos. Billige Verheissungen, der Staat könne alles, sind gewissenlose Demagogie. *Der Staat seid Ihr mit Euren Kräften.* Wir und die Organe des Staates sind nur Eure Treuhänder. *Jeder muss seine Kräfte regen.* Es liegt auf der Hand, dass nach den ungeheuren Vernichtungen dieses Krieges unser aller Arbeitsleistung besonders gross sein muss, um Ersatz für Kleidung, für zerstörte Wohnungen und Arbeitsstätten sowie für vernichteten Hausrat zu schaffen. Und endlich wollen wir doch unseren Kindern wieder ein besseres Leben ermöglichen. Aber wir sind überzeugt, dass wir alle dazu fähig sind, wenn wir nur wieder in *Recht, Anstand und Freiheit* schaffen können.

10. Grundvoraussetzung gesunder Wirtschaft ist die *Ordnung der öffentlichen Haushalte.* Die Ausgaben müssen sich im Rahmen der echten Einnahmen halten, die Staat, Gaue, Kreise und Gemeinden von ihren Bürgern beziehen könnten. Es erfordert Anstrengung, Charakter, Verzicht und Kampf, um diese Ordnung wiederzuerrichten; aber sie ist die *wichtigste und unerlässliche Grundlage gesicherter Währung und allen wirtschaftlichen Lebens.* Von ihr hängt der Wert aller Ersparnisse ab. Ohne sie ist auch der Aussenhandel nicht möglich, auf den wir seit mehr als hundert Jahren angewiesen sind.

Die Steuern werden erhebliche sein; aber umso unbeugsamer werden wir für ihre sparsame Verwendung Sorge tragen. Es ist wichtiger, dass dem Bürger das zum Leben Notwendige gelassen wird, als dass die *Verwaltungen* sich mit prächtigen Einrichtungen versehen und Aufgaben in Angriff nehmen, die zu der einfachen Lebenshaltung der Einzelnen in Widerspruch stehen. Solche Einsicht verlangen wir auch von der *Wirtschaft*, die sich wieder bewusst werden muss, dass Aufwendigkeit in der Verwaltung nur dem Behagen oder dem Geltungsbedürfnis Einzelner dient, aber von allen in höheren Preisen oder von den Arbeitern in nied-

rigeren Löhnen getragen werden muss. Der Fortfall des ungeheuren Aufwandes der Partei ist schon ein Anfang der Heilung.

Die Grundlage geordneter Staatshaushalte ist seit 1933 durch unablässige und gewissenlose Vergeudung der Mittel durch Schuldenvermehrung verlassen. Es war bequem, dem Volke vorzugaukeln, dass es gelungen sei, den allgemeinen Wohlstand durch Verschwendung zu heben. In Wahrheit war dies Mittel erbärmlich, denn es bestand in hemmungslosem Schuldenmachen. Wir werden daher gerade im Kriege, in dem *jeder* Staat gezwungen ist, ungeheure Ausgaben zu machen, die äusserste Einfachheit und Sparsamkeit in allen öffentlichen Diensten herstellen. An einen echten Ausgleich kann überall erst nach Abschluss dieses Krieges gegangen werden.

Wir sehen *in den wachsenden Schuldenlasten aller kriegführenden und neutralen Staaten eine ungeheuer grosse Gefahr.* Sie bedrohen die Währungen. Jeder Staat wird sich nach diesem Kriege vor eine ganz ausserordentlich schwierige Aufgabe gestellt sehen. Wir hoffen, für die Schuldentilgung Lösungen finden zu können, wenn es gelingt, eine vertrauensvolle Zusammenarbeit der Völker wiederherzustellen.

11. Aber noch ist Krieg. In ihm *gebührt unser aller Arbeit, Opfer und Liebe den Männern, die das Vaterland verteidigen.* Ihnen haben wir alles an seelischen und materiellen Werten zuzuführen, was wir irgend schaffen können. Mit ihnen stehen wir in Reih und Glied, aber nunmehr alle wissend, dass nur die zur Verteidigung des Vaterlandes und zum Wohle des Volkes notwendigen, nicht aber die der Eroberungssucht und dem Prestigebedürfnis eines Wahnsinnigen dienenden Opfer verlangt werden, und dass wir diesen Krieg fernerhin *mit reinen Händen, in Anstand, mit der Ehrenhaftigkeit,* die jeden braven Soldaten auszeichnet, führen werden. Den bisherigen Opfern dieses Krieges gehört unsere volle Fürsorge. Verzärtelungen erwarten sie nicht, aber Liebe und Möglichkeit, aus ihrem Leben noch etwas Nützliches zu machen.

In der Sorge für die Front müssen wir das *Notwendige mit der grössten Klarheit und Einfachheit* vereinigen, mit dem Hin und Her bombastischer unausführbarer Befehle, die heute von der Wirtschaft nicht herstellbare Mengen von Panzerwagen, morgen von Flugzeugen und übermorgen von anderen Waffen und Geräten verlangt, ist Schluss gemacht.

Es wird *nur das Nötige und Zweckmässige gefordert werden. Im Gegensatz zu der bisherigen despotischen Tyrannei erwarten wir von jedem zur Ausführung Berufenen, dass er von sich aus auf Irrtümer und Unstimmigkeiten rechtzeitig hinweist.*

12. Wir waren und sind der Ansicht, dass es andere Möglichkeiten gab, unsere Lebensinteressen sicherzustellen. Verlangt die nationale Würde von uns zur Zeit den Verzicht auf bittere Anklage, so werden wir doch dafür sorgen, dass auch hier die Verantwortlichkeiten vollkommen klargestellt und die Verantwortlichen, soweit es Deutsche sind, zur Rechenschaft gezogen werden. So notwendig dies ist, wichtiger ist, dass wir dem *Frieden zustreben*. Wir wissen, dass *wir nicht allein Herren über Krieg und Frieden* sind; wir sind auf die anderen angewiesen. Wir wissen dies zwar, aber es wäre unwürdig, nun deswegen wehleidig zu sein. Wir müssen durchstehen und dürfen uns nicht wundern, wenn es aus dem Walde so herausschallt, wie hineingerufen wurde. Aber wir wollen nun endlich die Stimme des wahren Deutschland erheben. Der Reichskanzler wird über den Rundfunk unsere Gedanken über den Frieden bekanntgeben.

Wir sind tief davon durchdrungen, dass die *Welt vor einer der ernstesten Entscheidungen* steht, vor die die Völker und ihre Führer je bewusst sich gestellt sahen. Gott selbst gibt uns die Frage auf, ob wir der von ihm gesetzten Ordnung der Gerechtigkeit entsprechen und seinen Geboten, Freiheit und Menschenwürde zu achten sowie einander zu helfen, folgen wollen oder nicht. Wir wissen, dass diese Ordnung und diese Gebote furchtbar verletzt sind, seitdem die Völker die Bahn gesegneten Friedens im Jahre 1914 verlassen haben. Nun stehen wir vor der Frage, ob wir die bitteren Erfahrungen, die wir machen mussten, benutzen und uns der Aussöhnung, dem gerechten Ausgleich der Interessen und der Heilung der furchtbaren Schäden durch Zusammenarbeit zuwenden wollen.

In dieser Stunde müssen wir Euch zurufen, dass es unsere vornehmste Aufgabe ist, tapfer und geduldig den vielfach entehrten deutschen Namen wieder reinzuwaschen. Wir Deutschen allein können und müssen sie erfüllen. Davon, dass wir dies unerbittlich, ernsthaft und aufrichtig tun, hängt unsere Zukunft in erster Linie ab, gleichgültig, wie sie sich materiell gestaltet. Denn Gott ist nicht dazu da, bei jeder billigen Gele-

genheit als Vorsehung angerufen zu werden, sondern er fordert auch und wacht darüber, *dass seine Ordnung und seine Gebote nicht verletzt werden*. Es war eine furchtbare Verirrung, deren Wurzeln auf das unselige Diktat von Versailles zurückgehen und die in der Zwischenzeit manche von Deutschen nicht zu verantwortende Nahrung erhalten hat, anzunehmen, dass unsere Zukunft auf dem Unglück anderer Völker, auf der Unterdrückung und der Verachtung der Menschenwürde aufgebaut werden könne. Wir haben dagegen gekämpft und beklagen, dass wir erst heute öffentlich dieser Verirrung zu Leibe gehen können.

Wir alle wollen dem Ehrgefühl anderer Völker nicht zu nahe treten. Was wir für uns verlangen, müssen und wollen wir allen anderen zubilligen. Wir glauben, dass es im Interesse aller Völker liegt, dass der Friede *ein dauerhafter wird*. Das kann er nur, wenn er *gerecht* ist und der Zusammenarbeit der Arme, der Köpfe und der Herzen einen breiten Weg ebnet.

Vertrauen lässt sich nicht erzwingen und erreden. Aber was auch immer die Zukunft bringen möge: wir hassen die feige Beschimpfung des Gegners und sind davon überzeugt, dass *alle Staatsführer* nicht nur das *Beste* ihrer Völker, sondern ein *fruchtbares Ende* dieses Ringens wollen und mit uns bereit sind, alsbald die unmenschlichen und schliesslich auf alle Völker zurückwirkenden Härten des leichtsinnig entfesselten totalen Krieges zu mildern. [Hier folgt eine aus der Lage sich ergebende Einschaltung.] In diesem Bewusstsein und im Vertrauen auf die innere Kraft unseres Volkes werden wir unbeirrt die Schritte tun, die wir ohne Schädigung unseres Volkes dem Frieden entgegen machen können. Wir wissen, dass das deutsche Volk es will.

Gehen wir wieder den Weg des Rechts, des Anstands und der gegenseitigen Achtung! In solchem Geist wollen wir alle unsere Pflicht erfüllen. Folgen wir ernsthaft und in allem den in unser Gewissen geschriebenen Geboten Gottes, auch dann, wenn sie uns hart ankommen, tun wir alles, um verwundete Seelen zu heilen und Leid zu mindern. Dann allein können wir die Grundlage für eine gesicherte Zukunft auch unseres Volkes in einer wieder von Vertrauen, von gesunder Arbeit und friedlichen Gefühlen erfüllten Völkerfamilie schaffen. Dies mit aller Kraft und mit heiligem Ernst zu tun, sind wir unseren Gefallenen schuldig, deren Vaterlandsliebe und Opfermut freventlich missbraucht worden sind. Wie

vielen von ihnen, die dies erkannt hatten, wurde die Pflichterfüllung zu bitterster Gewissensnot! Wieviel schönes menschliches Glück ist überall in der Welt zerstört!

So gebe uns Gott Einsicht und Kraft, dieser furchtbaren Opfer Sinn zum Segen von Generationen zu gestalten!

Eugen Gerstenmaier

Der 20. Juli im Bendlerblock

Eugen Gerstenmaier, Angehöriger des Kreisauer Kreises, war in die Staatsstreichplanungen eingeweiht. Am Nachmittag des 20. Juli 1944 begab er sich in den Bendlerblock.

In dem grossen Gebäude war es seltsam still. Auf dem Flur kam mir Fritz Schulenburg entgegen. Er begrüßte mich herzlich, aber ich sah, dass er sich Mühe gab, unbefangen zu wirken. Er hielt noch an der Version fest, dass Hitler tot sein müsse. Er sprach dabei gegen seine eigenen Zweifel an. Peter Yorck war ernst und wurde im Lauf des Abends immer stiller. Durch die Tür zu Olbrichts Zimmer sah ich Claus Stauffenberg am Schreibtisch sitzen und lebhaft mit mehreren Telefonapparaten hantieren. Er wirkte nicht aufgeregt, aber so angespannt und intensiv beim Sprechen, dass ich ihn nicht mit einer Begrüssung stören wollte. Von den vielen Offizieren, die ab und zu gingen, kannte ich nur wenige. Alle schienen beschäftigt, nur Peter Yorck und Fritz Schulenburg waren eher Zuschauer. Sie setzten mich ein wenig zaudernd ins Bild. In der Verbindung mit der Wolfsschanze habe es erhebliche Schwierigkeiten gegeben. Sie seien offenbar noch nicht ganz behoben. Auch im Hause, das heisst im Oberkommando in der Bendlerstrasse, habe es einige Pannen gegeben. Ich fragte, was geschehen solle, wenn Hitler tatsächlich überlebe. Dann, meinte Schulenburg, komme es ganz darauf an, ob «Walküre», der Plan des Staatsstreichs, von den Militärbefehlshabern, die auf unserer Seite stünden, durchgezogen werden könne gegen die Gegner und Zauderer. Dafür gebe es Anzeichen. Stauffenberg sei im Augenblick damit beschäftigt, Befehle an die Front abzusetzen mit dem Ziel, dort keine Verwirrung aufkommen zu lassen.

Unser Gespräch wurde von neuen Rundfunkmeldungen unterbrochen. Sie liefen samt und sonders darauf hinaus, der Führer lebe. Ich sagte, es sei mir unverständlich, warum der Deutschlandsender noch nicht von unseren Leuten besetzt sei. Schulenburg meinte, das sei alles vorgesehen. Er wisse nicht, warum noch nichts erfolgt sei. Ich erbot mich, mit einem Kommando in das Rundfunkhaus in der Masurenallee zu gehen. Ich mache mich anheischig, sagte ich, dort für eine uns gewogene Sprachregelung über den Fortgang unseres Unternehmens zu sorgen. Schulenburg ging zu dem zuständigen Generalobersten Hoepner und kam bald wieder mit der Mitteilung, dass die Ankunft der Panzer, die von Zossen im Anmarsch seien, abgewartet werden müsse, dann könne ich mit Panzern vorfahren.

[...]

Der schöne Sommerabend wurde für uns düster und finster. Dann wurden wir zu Tisch gebeten. An einem runden Tisch servierten Ordonanzen gebratene Scholle. Wir sassen zu acht oder neunt um den Tisch. Links von mir ass Fritz Schulenburg mit gutem Appetit, rechts von mir sass der Chefrichter des Heeres, Dr. Karl Sack. Wir unterhielten uns ruhig über Fragen, die wir auch bei jeder anderen Gelegenheit hätten besprechen können. Peter Yorck war noch blasser als sonst. Er ass nichts. Ich sah ihm an, wie er sich für den Untergang bereitmache. Nach Tisch waren die Zweifel, ob Hitler tot sei oder lebe, auch in unserem Kreis geschwunden. Stauffenbergs und Werner von Haefdens Augenzeugenberichte über die Explosion wurden nicht bezweifelt. Inzwischen hatte sich jedoch herumgesprochen, dass die Lagebesprechung nicht wie zunächst angenommen in dem üblichen Bunker, sondern in einer leichten Baracke stattgefunden habe. Daraufhin reimten sich einige sachverständige Offiziere unter uns das Übrige zusammen.

Ich schlug vor, uns ernsthaft zu bewaffnen. Ich sah unter uns nur die am Koppel getragene Pistole. Stauffenberg trug nicht einmal sie. Aber Peter Yorck meinte, das sei zwecklos. Göring werde uns durch die Luftwaffe zusammenbomben. Wir wurden immer schweigsamer. Da ich einstweilen gar nichts tun konnte, hatte ich mich wartend in ein daneben liegendes kleines Zimmer an einen Schreibtisch gesetzt. Die Tür stand weit auf. Ich hatte meine Pistole aus der Tasche genommen und sie vor mich hingelegt, verdeckte sie aber mit einer Zeitung. Plötzlich wurde es

unruhig in den Zimmern nebenan. Ich blickte auf und sah Claus Stauffenberg mit zurückgewandtem Kopf in seiner leichten Sommerleutwka eilends dem Flur zugehen. Gleich darauf fiel ein Schuss, dem einige folgten. Wer auf wen schoss, war nicht auszumachen. Ich erkannte nur einen Generalstäbler, den ich früher einmal bei einem Besuch bei Olbricht gesehen hatte. Er hatte mich damals kritisch gemustert, als er beim Durchschreiten des Vorzimmers von Olbricht erklärte: «Ich gehe zur Lage.» Die Terminologie war mir, dem Zivilisten, neu. Deshalb habe ich sie mitsamt dem finsternen Gesellen in Erinnerung behalten. Jetzt sah ich ihn mit der Pistole in der Hand auf Olbrichts Zimmer losgehen. Mein plötzlicher Eindruck war, der will ihm ans Leder. Es geht los. Ich griff nach meiner Pistole unter der Zeitung und brachte sie in Anschlag auf den Oberstleutnant. In diesem Augenblick wandte er den Kopf nach mir um. Mit einem Satz ging er hinter dem Stahlschrank in Deckung, der seitlich links vor ihm im Zimmer stand.

In einem Ermittlungsverfahren, das fünf Jahre später gegen diesen Mann – es war der Oberstleutnant i. G. Bolko von der Heyde – und seinen Komplizen Herber geführt wurde, hat mich der Untersuchungsrichter beim Landgericht Trier vernommen. Heyde sagte aus, ich hätte auf ihn geschossen, und er sei deshalb in Deckung gegangen. Fünfzehn Jahre später wusste er es genauer: Ich hätte viermal auf ihn geschossen, immer daneben. So schrieb er an den ‚Spiegel‘.

Er schrieb die Unwahrheit. Ich schoss nicht. Vielleicht deshalb, weil in diesem Augenblick General Olbrichts ruhige, kultivierte Stimme ertönte: «Bitte, meine Herren, nicht schießen!» Inzwischen ist längst aktenkundig, dass von der Heyde, Herber und ihre Komplizen sich Waffen beschafften und uns in den Rücken fielen, nachdem sie vorher stundenlang beobachtet hatten, wie die Sache lief. Als sie sahen, dass die Waage gegen uns ausschlug, wussten sie auch wieder, was sie ihrem Führer schuldeten. Er hat sie mit Beförderung belohnt.

Jahre später war Graf Hardenberg, der ehemalige Besitzer von Neuhardenberg, einer unserer Mitverschwörer, noch immer nicht damit zufrieden, dass wir an jenem Abend unser Leben nicht so teuer wie möglich verkauften. Als ich hörte, dass wir nicht erschossen, sondern gehängt werden sollten, war ich der gleichen Meinung.

Ich will in diesem Lebensbericht keine Darstellung des Verlaufs des Staatsstreichs im Ganzen geben. Ich will nur von dem berichten, was ich an diesem Tag selber sah und hörte. Vieles von dem, was geschah, habe ich erst Jahre später von den Historikern erfahren. Ich war zum Beispiel nicht zugegen, als der Chef des Ersatzheeres, Generaloberst Fromm, von dem Oberleutnant im IR9, Ewald von Kleist, festgenommen wurde. Im Totenhaus von Tegel lagen wir später Zelle an Zelle. Wir wurden Freunde. Ich war auch nicht zugegen, als der spät am Abend wieder befreite Fromm seine Kameraden Olbricht, Stauffenberg, Haeften und Mertz von Quirnheim standrechtlich erschiessen liess.

Als Heyde, nachdem sich die Waffen auf Olbrichts Befehl gesenkt hatten, den Raum schleunigst verliess und Olbricht sich mit dem Ritter Mertz von Quirnheim zu Beck begab, wurde es bei uns wieder sehr still.

DER STAATSTREICH BRICHT ZUSAMMEN

Ulrich Wilhelm von Schwerin sichtete Papiere, die er bei sich trug. Er griff nach einem Aschenbecher und zündete sie an. Ich sagte in das grosse Schweigen hinein: «Die Sache ist aus. Sehen wir, wie wir hinauskommen. Ich schlage vor, dass ich erkunde, ob und wie sich das machen lässt. Finde ich einen Weg, komme ich zurück.»

Der Vorschlag lag darum nahe, weil ich mich als Zivilist vielleicht am ehesten ohne Verdacht aus Stauffenbergs Büro weggeben konnte. Die andern nickten. Ich trat unter die Tür und blickte auf den Gang, auf dem die Schiesserei stattgefunden hatte. Er war leer. Ich ging nach hinten, um einen Nebenausgang auszumachen. Nach wenigen Schritten wurde ich angehalten. Hinter einem Mauervorsprung vor einer Hintertreppe stand ein Offizier, den ich im Lauf des Abends schon mehrfach gesehen hatte. Er fragte mich nach dem Grund meiner Anwesenheit. Es war ein Major Herber. Da kam von der Heyde hinzu. Er erklärte brüsk: «Der Kerl gehört zum engsten Kreis der Verräter. Er sitzt schon den ganzen Nachmittag hier.» Damit war mein Schicksal einstweilen entschieden. Ich wurde in ein dem Hof zugelegenes Zimmer geführt und dort mehreren Unteroffizieren zur Bewachung übergeben. Sie fragten mich nicht weiter nach Woher und Wohin, sondern liessen ihrer Freude und Schadenfreude über das missglückte Abenteuer freien Lauf. Plötz-

lich verstummte das fiese Palaver. Vom Hof herauf hörte man, obwohl die Fenster geschlossen und verdunkelt waren, scharfe Kommandos. Ich bemühte mich, sie zu verstehen. Aber ich hörte nur noch einen einzelnen lauten Ruf. Auch von ihm konnte ich nur das letzte Wort mit Sicherheit ausmachen. Es hiess Deutschland. Es gehörte zu Claus Stauffenbergs letztem Ruf: «Es lebe das heilige Deutschland!» Dann krachte eine Salve. In dem engen Hof zwischen den massiven Wänden hallte sie gewaltig. Danach ein, zwei Pistolenschüsse. Unsere erste Reihe war tot. Der Generaloberst Ludwig Beck hatte sich selbst zu erschiessen versucht.

Friedrich Olbricht

Wir haben das Letzte gewagt

Am späten Nachmittag des 20. Juli begab sich der junge Major Friedrich Georgi im Generalstab der Luftwaffe zu seinem Schwiegervater Friedrich Olbricht, einem der Hauptbeteiligten am Umsturzversuch, in den Bendlerblock:

Die Fahrt ins Allgemeine Heeresamt durch die völlig menschen- und fahrzeugleere Stadt war gespenstisch, verlief aber ohne jeden Zwischenfall. Auch wurde ich kein einziges Mal angehalten und kontrolliert.

Nach Eintreffen im AHA begab ich mich sofort zu meinem Schwiegervater und meldete mich bei ihm. Im Heeresamt spürte man allgemeine Unruhe und Nervosität. In seinem Vorzimmer warteten auf dem kleinen Besuchersofa sitzend zwei mir unbekannte Herren in Zivil – einer der beiden war, wie ich nach dem Krieg erfahren habe, der Konsistorialrat Dr. Eugen Gerstenmaier, der meinem Schwiegervater Informationen von einer Reise nach Schweden, von der er gerade zurückgekommen war, geben wollte. Ich wurde sofort vorgelassen. Wir hatten ein langes, sehr ernstes Gespräch, in dessen Verlauf er mich über den Ablauf des Tages unterrichtete. Nachdem gegen 18.45 Uhr die Nachricht von dem misslungenen Attentat im Rundfunk bekanntgegeben war und kurz darauf im Rundfunk angekündigt worden war, dass Hitler im Laufe

des Abends über alle deutschen Sender eine Rede an das deutsche Volk halten werde, hatte er keinen Zweifel mehr daran, dass die Darstellung Stauffenbergs, Hitler sei dem Attentat zum Opfer gefallen, nicht den Tatsachen entsprach. Ob Stauffenberg tatsächlich der Überzeugung war, das Attentat sei gelungen, oder ob er mit dieser immer wieder bekräftigten Behauptung vom sicheren Tod Hitlers denjenigen Offizieren, die sich noch immer an ihren Eid gebunden fühlten, den Schritt über die Schwelle zu einem eidfreien Zustand ermöglichen wollte, wird niemand mit Sicherheit heute noch sagen können. Er hat diese Version bis zuletzt gegenüber jedermann – auch gegenüber meinem Schwiegervater und gegenüber Oberst Mertz von Quirnheim – aufrechterhalten.

Erste Zweifel an der Richtigkeit der Meldung Stauffenbergs waren meinem Schwiegervater bereits bei dem Telefongespräch zwischen Fromm und Keitel gekommen. Er hätte diese Telefonverbindung nicht zugelassen und nicht selbst veranlasst, wenn er zu diesem Zeitpunkt den geringsten Zweifel am Tode Hitlers gehabt hätte. Weitere Informationen aus dem Hauptquartier, die er im Laufe des Nachmittags erhielt, nachdem die Nachrichtensperre aufgehoben worden war, und die Zuspitzung der Entwicklung im Laufe des Nachmittags verstärkten seine Zweifel schliesslich bis zur Gewissheit. Das Misslingen des Attentats nahm dem auf einem gelungenen Attentat und einer absoluten Nachrichtensperre im Hauptquartier aufgebauten Befreiungsversuch jede Chance. Er war sich in dieser Stunde darüber im Klaren, dass der Befreiungsversuch, den er in über vierjähriger Arbeit vorbereitet hatte und für den er die Verantwortung trug, gescheitert war. Er wusste, dass er mit seinem Leben dafür einzustehen hatte, und wollte sich – bevor es dazu zu spät sein würde – selbst erschiessen. Die noch verbleibende Zeit wollte er nutzen, um möglichst alles dem Zugriff der Gestapo zu entziehen, was Mitverschworene, die sich bis dahin noch nicht durch eigenes Handeln als solche decouvriert hatten, in den Verdacht einer Beteiligung hätte bringen können.

Unser Gespräch wurde nur hin und wieder durch Einzelmassnahmen, die er zu treffen hatte, unterbrochen. Ich erinnere mich z.B., dass ein Oberst Müller ihn dringend zu sprechen wünschte, um einen schriftlichen Befehl Olbrichts zur Besetzung des Berliner Senders in der Masurenallee zu erhalten, da die Einheit, die diese Aufgabe übernehmen sollte, den Auftrag offenbar nicht planmässig durchgeführt hatte. Gegen

Ende des Gesprächs bat mich mein Schwiegervater, ihm noch seine in seinem Panzerschrank liegende Pistole schussfertig zu machen. Dann übergab er mir seine Aktentasche, in die er verschiedene im Panzerschrank liegende Papiere hereinlegte, mit dem Auftrag, die Aktentasche unter allen Umständen aus dem Allgemeinen Heeresamt herauszubringen und den Inhalt sofort zu vernichten.

In diesem Augenblick – es war inzwischen etwa 22.30 Uhr geworden – verschaffte sich eine Gruppe von fünf, mir bis dahin unbekanntem mit Maschinenpistolen, Pistolen und Handgranaten bewaffneten Offizieren Zutritt zum Zimmer meines Schwiegervaters, forderte von ihm Aufklärung, was hier vor sich gehe, und verlangte den Grafen Stauffenberg zu sprechen. Mein Schwiegervater erwiderte in grosser Ruhe: «Sie sehen, meine Herren, hier ist er nicht – er wird vorn in seinem Zimmer sein.» («Vorn» bedeutete, dass er in seinem neuen Dienstzimmer als Chef des Stabes bei Fromm sein könnte.)

Ich war in der Zwischenzeit in die Nähe der Verbindungstür zwischen dem Zimmer meines Schwiegervaters und seinem Vorzimmer gelangt. Plötzlich wurde diese Tür aufgerissen und Graf Stauffenberg kam herein. Als er bemerkte, was los war, drehte er sofort um und floh aus dem Zimmer. Ich stellte mich in den Türrahmen und versuchte, die ins Zimmer meines Schwiegervaters eingedrungenen Offiziere wenigstens einige Sekunden aufzuhalten, um Stauffenberg bei seiner Flucht etwas Vorsprung zu verschaffen. Ich sah noch, wie Stauffenberg durch das Vorzimmer in das anschliessende Zimmer – sein früheres eigenes Arbeitszimmer, jetzt das seines Nachfolgers als Chef des Stabes bei Olbricht, Mertz von Quirnheim – gelangte, im Fliehen seine Pistole zog und die Verbindungstür hinter sich zuwarf. Ich wurde von den fünf Offizieren zur Seite gedrängt, die ihn verfolgten. Unmittelbar danach fielen Schüsse. Stauffenberg erhielt offenbar einen Schuss in den linken Oberarm. Ob nun Stauffenberg oder die ihn verfolgenden Offiziere zuerst geschossen haben, weiss ich nicht. Als nach einigen Minuten die Schiesserei aufhörte, verabschiedete ich mich von meinem Schwiegervater mit einem festen Händedruck – wohl wissend, dass wir uns nicht wiederssehen würden – und versuchte, die Aktentasche aus dem Haus zu bringen. Auf dem Korridor hatten mehrere Offiziere mit schussbereiten

Pistolen in den Türnischen Deckung genommen und brüllten jeden, der sich blicken liess, an: «Sind Sie für den Führer oder gegen den Führer?» Mir war sofort klar, dass an eine direkte Flucht nicht mehr zu denken war und nur eine Übertölpelung dieser Offiziere noch ein Entkommen ermöglichen konnte. Auf die auch an mich gerichtete Frage des in der Türnische gegenüber der Vorzimmertür meines Schwiegervaters postierten Offiziers, ob ich für den Führer oder gegen ihn sei, erwiderte ich: «Ich habe mit der ganzen Sache nichts zu tun – ich will hier raus. Wie komme ich hier raus?» Dabei kam mir zweifellos zugute, dass ich die Uniform eines Generalstabsoffiziers der Luftwaffe trug und diese Offiziere nicht wussten, wer ich war. Er rief mir zu: «Den Gang hier entlang, die Stufen hoch und dann links ins Treppenhaus – aber machen Sie schnell, wir brauchen das Schussfeld.» Dennoch rannte ich nicht, um nicht den Eindruck einer Flucht zu erwecken. Es gelang mir, das zu diesem Zeitpunkt unbeleuchtete Treppenhaus zu erreichen und in den Hof des Bendlerblocks zu gelangen. Als ich sah, dass der Zugang zur Tordurchfahrt bereits von einer Kette schussbereiter Soldaten abgeriegelt war, so dass kein Durchkommen möglich war, suchte ich nach einer anderen Fluchtmöglichkeit. Da sah mich der Zivilpförtner des Bendlerblocks, der mich kannte, und flüsterte mir zu, ich solle ihm folgen. Er ging in den rechts von der Tordurchfahrt befindlichen Aufgang, von dem im Erdgeschoss eine kleine Verbindungstür zur Pförtnerloge führte. Von dieser Pförtnerloge aus gab es eine Tür in die Tordurchfahrt, durch die ich nun hinter der Absperrkette in die Tordurchfahrt gelangte. Auf der gegenüberliegenden Strassenseite wartete mein Fahrer mit unserem «Holzgaser». Es dauerte eine Viertelstunde, bis das Fahrzeug fahrbereit war, der Generator also genügend Gas erzeugt hatte, bis der Motor gestartet werden konnte. Sie dehnte sich für mich zur Ewigkeit!

[...]

Da ich nicht mit der Möglichkeit rechnete, dass ich meine Frau, meinen damals 11 Monate alten Sohn und meine Schwiegermutter noch einmal sehen würde und infolgedessen nach meinem Tod niemand die Wahrheit über diesen Tag erfahren würde, schrieb ich meine Erlebnisse nieder, verschloss den Bericht in einem Briefumschlag und brachte ihn zu Hauptmann Sonnenberg. Ich übergab ihn ihm mit dem Hinweis, dass dieser Briefumschlag einen Bericht über meine Erlebnisse in dieser

Nacht enthalte, dass er ihn nicht öffnen solle, da das Wissen ihn nur belasten könne, und er diesen Briefumschlag – wenn er das Kriegsende überleben sollte – meiner Frau persönlich aushändigen möge. Er müsse auf alle Fälle verhindern, dass dieser Bericht in die Hände der Gestapo falle.

Während ich diesen Bericht schrieb, betrat plötzlich der General der Flakausbildung, eine Dienststelle des Generals der Flakwaffe, Generalleutnant Heino von Rantzau mein Zimmer und bat mich, ihm meine Pistole zu leihen, seine Waffe sei nicht in Ordnung. Ich sah ihn lange an und sagte dann, ich würde meine Waffe vielleicht doch selbst brauchen – aber bestimmt nur dann, wenn kein anderer Ausweg mehr bliebe, und ich brauchte sie sicher jetzt notwendiger als er die seine. Ich würde sie aber nicht verwenden, um mich zu erschiessen. Darauf meinte er: «Na dann ist es ja gut! Dann brauche ich sie auch nicht.»

Der Bericht hat das Kriegsende überlebt. Sonnenberg hat ihn mir nach dem Kriege verschlossen zurückgegeben. Der Briefumschlag zeigte noch die Spuren des braunen Klebestreifens, mit dem er ihn an der Unterseite einer Schreibtischschublade angeklebt hatte, um ihn sicher zu verstecken. Ich habe ihn seitdem nie aus der Hand gegeben – nur in Abschriften anderen zur Kenntnis gebracht. So war ich in der Lage, die letzten Worte meines Schwiegervaters für die Nachkriegsgeschichtsschreibung zu überliefern:

«Wir werden uns hier vielleicht noch einige Zeit halten, werden uns hier verteidigen – vielleicht noch eine Nacht, vielleicht noch zwei. Vielleicht sind wir aber auch schon in einer Stunde hier umstellt. Ich werde dann hier als Soldat zu sterben wissen. Ich sterbe dann für eine gute Sache, davon bin ich felsenfest überzeugt. Ich tue nicht mehr, als unendlich viele Offiziere und Generale in diesem Krieg schon getan haben. Ich sterbe für Deutschland. Ich werde nicht allein sterben, wir sind hier zahlreich. Aber es gibt keine andere Möglichkeit. Stauffenberg war unser Tetenreiter, und einen Tetenreiter lässt man nie im Stich. Es wäre auch sinnlos. Das Ende ist so oder so das gleiche. Sollen wir jetzt bekennen, dass wir gesündigt haben? Nein – *wir haben das Letzte gewagt für Deutschland!* Ich weiss nicht, wie eine spätere Nachwelt mal einst über unsere Tat und über mich urteilen wird, ich weiss aber mit Sicherheit, dass wir alle frei von irgendwelchen persönlichen Motiven gehandelt haben und nur in einer schon verzweifelten Situation das Letzte ge-

wagt haben, um Deutschland vor dem völligen Untergang zu bewahren. Ich bin überzeugt, dass unsere Nachwelt das einst erkennen und begreifen wird.»

Quellen- und Abbildungsnachweise

(S. 22) Robert M. W. Kempner: Der verpasste Nazi-Stopp. Quelle: Robert M.W. Kempner (Hrsg.): Der verpasste Nazi-Stopp. Die NSDAP als staats- und republikfeindliche, hochverräterische Verbindung. Preussische Denkschrift von 1930. Frankfurt am Main u.a. 1983. – (S. 25) Kurt Schumacher: Der Appell an den inneren Schweinehund. Quelle: Protokoll der 57. Sitzung des Reutschen Reichstags vom 23. Februar 1932. – (S. 27) Theodor Wolff: Die Entscheidungsschlacht. Quelle: Berliner Tageblatt vom 31. Juli 1932. – (S. 34) August Thalheimer: Gemeinsam zum Generalstreik. Quelle: Bundesarchiv Koblenz, NS 26/ 810. – (S. 35) Generalstreik gegen die faschistische Terror-Herrschaft. Quelle: SAPMO-Bundesarchiv. – (S. 38) Tony Sender: Nationalsozialismus und Frauen. Quelle: Frauenwelt, 7.2. 1933, S. 82. – (S. 41) An die christlich-deutsche Arbeiterschaft. Quelle: Germania, 5. März 1933. – (S. 43) Wilhelm Hoegner: Flucht vor Hitler. Quelle: Wilhelm Hoegner: Flucht vor Hitler. Erinnerungen an die Kapitulation der ersten deutschen Republik 1933. Mit einem Nachwort von Wolfgang Jean Stock. München 1977, S. 101 ff. – (S. 47) Otto Wels: Freiheit und Leben kann man uns nehmen, unsere Ehre nicht! Quelle: Sozialdemokratisches Flugblatt von 1933; Gedenkstätte Deutscher Widerstand. – (S. 51) Felix Fechenbach: Wolf und Hund. Quelle: Felix Fechenbach: Mein Herz schlägt weiter. Briefe aus der Schutzhaft. Mit einem Vorwort von Heinrich Mann, einem Beitrag von Robert M. W. Kempner und einem Nachwort von Peter Steinbach. Passau 1987, S. 37f. – (S. 53) SAP: Grösste Vorsicht heisst aber nicht Passivität. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand. – (S. 56) Rudolf Küstermeier: Der Rote Stosstrupp. Quelle: Rudolf Küstermeier: Der Rote Stosstrupp. Berlin 1971. – (S. 59) Anonym: Helft einst ihn lynchen. Quelle: Bundesarchiv Koblenz, R 58/744, fol. 126. – (S. 60) Ernst Fraenkel: Der Sinn illegaler Arbeit. Quelle: Ernst Fraenkel: Der Sinn illegaler Arbeit. Berlin 1974. – (S. 66) Hermann Brill: Volksfront in Deutschland. Quelle: Hermann Brill: Gegen den Strom. Offenbach 1946, S. 15 ff. – (S. 68) Marille Römer: Josef «Beppo» Römer. Quelle: Privatbesitz. – (S. 73) Franz Jacob/Bernhard Bästlein: Merkblatt für Bauarbeiter. Quelle: Archiv der Staatsanwaltschaft beim Hanseatischen Oberlandesgericht, Akte OJs 1016/43 g. – (S. 75) Theodor Neubauer: Hitlers Krieg ist verloren! Quelle: SAPMO-Bundesarchiv, VDF/X/11. – (S. 78) Anton Saefkow: Nichts entsteht auf dieser Welt ohne Kampf und ohne Opfer! Quelle: SAPMO-Bundesarchiv, I 2/8/17. – (S. 86) Dietrich Bonhoeffer: Die Kirche vor der Judenfrage. Quelle: Der Vormarsch, Jg. 1933, S. 172ff. – (S. 92) Hermann Ehlers: Martin Niemöller im Konzentrationslager. Quelle: Privatbesitz. – (S. 97) Die Barmer Erklärung.

Quelle: Zeitgenössisches Flugblatt; Gedenkstätte Deutscher Widerstand. – (S. 101) Grundsätze für Verhalten bei polizeilichen Eingriffen. Quelle: Evangelisches Zentralarchiv Berlin, KKA 101. – (S. 102) Eberhard Bethge: Glaubensgehorsam, der quer steht zur Obrigkeit. Quelle: Anstiftung zur Zivilcourage. Prominente Autoren berichten über bestandene Konflikte. Herausgegeben von Karin Schunk und Rudolf Walter. Freiburg 1983. – (S. 106) Marga Meusel: Die Aufgaben der Bekennenden Kirche an den evangelischen Nichtariern. Quelle: Evangelisches Zentralarchiv Berlin, KKA 110. – (S. 109) Der Druck polizeilicher Massnahmen. Quelle: Evangelisches Zentralarchiv Berlin. – (S. 110) Karl Barth: Der böse Blick der Riesenschlange. Quelle: Privatbesitz. – (S. 113) Margarete Schneider: Der Prediger von Buchenwald. Quelle: Privatbesitz. – (S. 116) Julius von Jan: Ein Tag der Trauer. Quelle: Privatbesitz. – (S. 120) Betr. Terrorakte gegen Pfarrer und Pfarrhäuser. Quelle: Privatbesitz. – (S. 123) Michael Kardinal Faulhaber/Konrad von Preysing: Katholische Ausgangslagen. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand. – (S. 127) Bericht der Gestapo: Nieder mit Hitler! Quelle: Staatsarchiv Münster, Oberpräsidium 5027. – (S. 129) Rupert Mayer: Ich werde auch weiterhin in der von mir bisher geübten Art und Weise predigen! Quelle: Wilhelm Sandfuchs: Pater Rupert Mayer, Würzburg 1984, S. 143. – (S. 130) Clemens August Graf von Galen: Der Sohn Gottes weint. Quelle: Bundesarchiv, ZSg 2, Mappe 215. – (S. 137) Bernhard Lichtenberg: Ich fordere Rechenschaft. Quelle: Otto Ogiermann: Bis zum letzten Atemzug. Das Leben und Aufbegehren des Priesters Bernhard Lichtenberg. Leipzig 1983. – (S. 139) Bernhard Lichtenberg: Kanzlerverkündigung. Quelle: Otto Ogiermann: Bis zum letzten Atemzug. Das Leben und Aufbegehren des Priesters Bernhard Lichtenberg. Leipzig 1983. – (S. 140) Dietrich Bonhoeffer: Nach zehn Jahren. Quelle: Dietrich Bonhoeffer: Nach 10 Jahren. In: Widerstand und Ergebung, Gütersloh 1983, S: 9. ff. – (S. 144) Dietrich Bonhoeffer: Brief an die Verlobte. Quelle: Brautbriefe Zelle 92. Dietrich Bonhoeffer-Maria von Wedemeyer 1943-1945. Hrsg. von Ruth-Alice von Bismarck und Ulrich Kabitz. Mit einem Nachwort von Eberhard Bethge. München 1992, S. 208 ff. – (S. 148) Ulrich von Hassell: Eine wahre Schande! Quelle: Ulrich von Hassell: Die Hassell-Tagebücher 1938-1944. Aufzeichnungen vom Anderen Deutschland. Hrsg. von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen. Berlin 1988, S. 62 f. – (S. 150) Max Joseph Grösser: Der Hilfsausschuss für die katholischen Nichtarier. Quelle: Ludwig Volk (Bearb.), Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933-1945, Bd.IV, 1936-1939, Mainz 1977, S. 48ff. – (S. 154) Anonym: Entlich können die Munition Fabrikanten ihr Geschäft wider machen. Quelle: Bundesarchiv Koblenz, R60 11/33. – (S. 155) Johann Georg Elser: Das Attentat vom 8. November 1939. Quelle: Bundesarchiv Koblenz. – (S. 160) Otto und Elise Hampel: Freie Presse. Quelle: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, NJ 36. – (S. 162) Hanno Günther: Das Freie Wort. Quelle: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, NJ 1705. – (S. 165) Helmuth Hübener: Ja, der gute, feiste Hermann. Quelle: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, NJ 1125. – (S. 168) Margarete Sommer: Bericht über die ‚Abwanderung‘ der Juden. Quelle: Ludwig Volk (Bearb.): Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933-1945. BandV, 1940-1942, Mainz 1983, S. 817ff. – (S. 171) John Sieg: Offene Briefe an die Ostfront. Quelle: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, NJ 2. – (S. 175)

Stefan Hampel: Augenzeuge des Massenmords. Quelle: Bundesarchiv, Zwischenarchiv Kornelimünster. – (S. 177) Kurt Gerstein: In der SS. Quelle: Landeskirchliches Archiv Bielefeld. – (S. 183) Max Benzler: Hitler ist Hunger und Tod. Quelle: Staatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin, Verfahren gegen Max Benzler. – (S. 184) Ilse Rewald: Berliner, die uns halfen. Quelle: Ilse Rewald: Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben. Berlin 1975. – (S. 189) Oskar Schindler: Bericht über Rettungsarbeiten. Quelle: Kurt R. Grossmann: Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen. Frankfurt u.a. 1984, S. 150ff. – (S. 200) Helmuth James Graf von Moltke: Gegen den Triumph des Bösen. Quelle: Privatbesitz. – (S. 204) Helmuth James Graf von Moltke: Die kleinen Gemeinschaften. Quelle: Privatbesitz. – (S. 209) Peter Graf Yorck von Wartenburg: Staat und Ethos. Quelle: Privatbesitz. – (S. 212) Helmuth James Graf von Moltke/Peter Graf Yorck von Wartenburg: Über die Grundlagen der Staatslehre. Quelle: Privatbesitz. – (S. 213) Helmuth James Graf von Moltke: Schwerpunkte der Neuordnung. Quelle: Privatbesitz. – (S. 217) Carlo Mierendorff und andere: Sozialistische Aktion. Quelle: Privatbesitz. – (S. 219) Bestrafung von Rechtsschändern. Quelle: Privatbesitz. – (S. 222) Weisungen an die Landesverweser. Quelle: Privatbesitz. – (S.226) Helmuth James Graf von Moltke: Wir haben ntr gedacht ... Quelle: Helmuth James Graf von Moltke: Briefe an Freya 1939-1945. Hrsg. von Beate Ruhm von Oppen. München 1988, S. 611 ff. – (S. 236) Aufruf an alle Deutsche! Quelle: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, ZC 13267. – (S. 237) Sophie Scholl: Sie wissen nichts von einer Welt des Geistes. Quelle: Hans und Sophie Scholl: Briefe und Aufzeichnungen. Hrsg. von Inge Jens. Frankfurt am Main 1984, S. 223 ff. – (S. 239) Sophie Scholl: Ich für meine Person will mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun haben. Quelle: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, LC 13267, Band 3. Auszug aus dem Verhör vom 8. Februar 1943. – (S. 244) Hans Scholl: Soll ich Hochverrat begehen oder nicht? Quelle: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, ZC 13267, Band 2. – (S. 245) Alexander Schmorell: Politisches Bekenntnis. Quelle: Prozessakten Alexander Schmorell. Sonderarchiv Moskau, Bestand 1361-1-8808. – (S. 248) Willi Graf: Jeder Einzelne trägt die ganze Verantwortung. Quelle: Anneliese Knoop-Graf: «Jeder Einzelne trägt die ganze Verantwortung» – Willi Graf und die Weisse Rose. Hrsg. von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1991. – (S. 250) Willi Graf: Abschied. Quelle: Willi Graf: Brief und Aufzeichnungen. Hrsg. von Anneliese Knoop-Graf und Inge Jens. Frankfurt a.M. 1988, S.239. – (S.252) Falk Harnack: Todesstrafe rechts in die Ecke. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Sammlung Falk Harnack. – (S. 256) Kurt Huber: Mein Handeln wird der Gang der Geschichte rechtfertigen. Quelle: Kurt Huber zum Gedächtnis. «... der Tod ... war nicht vergebens». Hrsg. von Clara Huber. München 1986, S. 74ff. – (S. 260) Egmont Zechlin: Meine Bekanntschaft mit Arvid Harnack. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Sammlung Varia. – (S. 263) Arvid Harnack: Was übriggeblieben ist, das sind Menschen, die einsam in der Welt umherirren. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Sammlung Falk Harnack. – (S. 264) Arvid Harnack: Die drei Wurzeln meiner Kraft. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Sammlung Falk Harnack. – (S.265) Mildred Harnack: Ein Nationalsozialist ist ungefähr wie ein Ku-Klux-Klan-

Mitglied. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Sammlung Falk Harnack. – (S. 266) Heinrich Scheel: Meine Bekanntschaft mit Harro Schulze-Boysen. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Sammlung Rote Kapelle. – (S. 267) Harro Schulze-Boysen: Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk. Quelle: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam. – (S.275) Liane Berkowitz: Briefe an die Mutter. Quelle: Gedenkstätte Yad Vashem. – (S. 279) Helmut Himpel und Maria Terwiel: Bleibt Euren Grundsätzen treu! Quelle: Privatbesitz. – (S. 286) Ludwig Beck: Aussergewöhnliche Zeiten verlangen aussergewöhnliche Handlungen. Quelle: Bundesarchiv, Militärarchiv N 28/ 4. – (S. 289) Carl Friedrich Goerdeler: Das Ziel. Quelle: Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Goerdeler/19. – (S. 308) Helmuth James Graf von Moltke und Ulrich von Hassell: Kontroversen im Widerstand. Quellen: Helmuth James Graf von Moltke: Briefe an Freya 1939-1945. Hrsg. von Beate Ruhm von Oppen. München 1988, S. 450f.; Ulrich von Hassell: Die Hassell-Tagebücher 1938-1944. Aufzeichnungen vom Anderen Deutschland. Hrsg. von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen. Berlin 1988, S. 62 f. – (S. 310) Axel Freiherr von dem Bussche: Motive für den Widerstand. Quelle: Christoph Kiessmann/ Falk Pingel (Hrsg.): Gegner des Nationalsozialismus. Wissenschaftler und Widerstandskämpfer auf der Suche nach historischer Wahrheit. Frankfurt am Main/New York 1980. S. 272 ff. – (S. 313) Annedore Leber: Den toten immer lebendigen Freunden. Quelle: Annedore Leber: Den toten immer lebendigen Freunden. Eine Erinnerung zum 20. Juli 1944. Berlin 1946. – (S. 325) Henning von Tresckow: Das Attentat muss erfolgen, um jeden Preis. Quelle: Fabian von Schlabrendorff: Offiziere gegen Hitler. Zürich 1946. – (S. 332) Ludwig Beck/ Carl Friedrich Goerdeler: Die Regierungserklärung. Quelle: Bundesarchiv Koblenz, NS 6/6. – (S. 345) Eugen Gerstenmaier: Der 20. Juli im Bendlerblock. Quelle: Eugen Gerstenmaier: Streit und Friede hat seine Zeit. Berlin 1984. – (S. 349) Friedrich Olbricht: Wir haben das Letzte gewagt. Quelle: Friedrich Georgi: «Wir haben das Letzte gewagt ...» General Olbricht und die Verschwörung gegen Hitler. Der Bericht eines Mitverschworenen. Freiburg im Breisgau 1990.

Sämtliche Abbildungen: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin, mit Ausnahme von: S. 247: Foto Juergen Wittenstein.